Altes und Neues

aus dem

Gebiete der innern Seelenkunde.

Herausgegeben

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Hofrath und Professor in München.

Zweiter Band.

Dritte verbesserte Auflage.

Leipzig,
bei Carl Heinrich Reclam sen.
1849.

Seinen Freunden

den Herren

D. Friedrich August Köthe,

Superintendenten in Allstädt,

und

D. Johann David Spleiß,

Antistes der reformirten Gemeinden und Professor zu Schaffhausen,

in herzlicher Liebe gewidmet

vom

Verfasser.

Vorrede.

Bei der neuen Auflage des zweiten Bandes meines „Alten und Neuen" habe ich nur wenig zu bemerken.

Vater Kießling in Nürnberg war zu seiner Zeit Vielen, die seines Weges gingen, ein treuer, lieber Führer und Begleiter, er möge es auch noch ferner sein und bleiben.

Rehbergers Andenken und Wirksamkeit fand ich, als ich vierzig Jahre nach seinem Tode nach Nürnberg kam, noch in vielen Alten, die ihn gekannt hatten, fortlebend und kräftig.

In Esper wohnt eine geistliche Majestät, die für sich selber sprechen mag.

Wer in Möttlingen an den Grabstein des Pfarrers Machtdolph tritt, zu dem werden sich bald Alte und Junge aus der Gemeinde gesellen, die ihm aus kindlicher, dankbarer Liebe sagen, wer dieser Mann war.

Flattich ist ein „wunderlicher Heiliger", aber er war dennoch ein Geheiligter des Herrn.

Die Auszüge aus Oetingers Genealogie der reellen Gedanken eines Gottesgelehrten, habe ich zunächst für meine jüngeren Freunde, die sich zu rechten Gottesgelehrten bilden wollen, bestimmt. Sie werden indeß auch manchen Andern zum Segen sein können. Ich habe übrigens nur eine Abschrift jenes merkwürdigen Aufsatzes bei meinem Auszuge vor mir liegen gehabt und weiß überhaupt nicht, ob derselbe jemals ganz abgedruckt worden ist.

Pähl im bayerischen Ammergrunde,
am 26. September 1849.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. Johann Tobias Kießling und einige seiner Freunde nach ihrem Leben und Wirken 1

1. Kießlings erste Jugend 7
2. Eigentliche Erweckung zum innern Leben 11
3. Finden und wieder Scheiden 17
4. Ein neuer Mitreisender 31
5. Die zweite Taufe 41
6. Wollt ihr auch weggehen 46
7. Die Früchte 62
8. Glauben durch Liebe thätig 69
9. Mensch bestelle dein Haus 71
10. Wozu die Fliegen gut sind 78
11. Kießling als Tröster 84
12. Kießling als Kinderfreund und Kinderlehrer 88
13. Kießling als reisender und stationirender Buchhändler 93
14. Kießlings Wirksamkeit in Oesterreich 101
15. Kießling als Augenarzt 116
16. Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht 117
17. Von einem multiplicirenden Brandretter 120
18. Kießling als Troßbube und Soldatenknecht 121
19. Wie man sich bei den Postillonen in Respekt setzt 123
20. Kießling als guter Haushalter 125
21. Ein sonderbarer Flurschütz und Viehhirte 128
22. Freuden und Leiden des Kriegsmannes im Reiche Gottes, wenn er in seiner Civilkleidung einhergeht 130
23. Sündenfreundschaft. Luc. 7, V. 34. 137

Seite
24. Kießling als Mühlenarzt 145
25. Kießling als Bücherverleiher 149
26. Espers Abscheiden aus Kießlings Nähe und aus der Zeit . . . 159
27. Kießling als Mitstifter der sogenannten deutschen Gesellschaft . . 182
28. Lavaters Zuspruch in Nürnberg 183
29. Kießling als Politikus 185
30. Der Prediger aus dem Sarge 188
31. Die sechste Trübsal 191
32. Die größte Lust 197
33. Das Portrait 205

II. Verschiedenes aus dem Reiche und für dasselbe. Matth. 6, V. 10. 209
1. Züge aus des Württemberger Pfarrers Flattich Leben 213
2. Des Pfarrers Flattich dreißig Hausregeln 226
3. Frage und Antwort 255
4. Der Calwer Bote 259
5. Ein merkwürdiger Stammbaum 267
6. Noch ein Brief 297

Johann Tobias Kiessling

und

einige seiner Freunde nach ihrem Leben und Wirken.

„Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Offenb. 2, V. 10.

Ich führe diesmal die Leser meines „Altes und Neues" zuerst in das stille, der Welt verborgene, und von ihr oft verkannte und gering geachtete Leben und an das Sterbebette eines christlichen Mannes, welchen auch mir Gott zum Segen setzte auf meinem Lebenswege. Manche unter euch, meine Leser, haben den alten, frommen Tobias Kießling dem Fleische nach gekannt; Wenige aber haben sich ihm im Leben so genähert, und mochten sich ihm so nähern, daß sie einen Blick in dieses stille, selige, nach allen Seiten fruchtbare, mit Christo in Gott verborgene Leben hätten werfen können.

Er ging, besonders in seiner Vaterstadt Nürnberg, durch gar viele gute und böse Gerüchte, der theure, liebe Mann! Menschen dieser Art tragen das Gute und das Beste, was sie in und an sich haben, nicht so zur Schau wie andere Leute; denn sie glauben und wissen es im Grunde selbst nicht, daß sie ein solches Gutes oder Bestes an und in sich haben, und wenn sie etwas davon bemerken, so glauben und wissen sie, das sei nicht ihnen, sondern gehöre einem Andern, der es ihnen wohl gegeben, um damit — still oder laut, im Verborgenen oder öffentlich — zu wirken, zu werben und zu wuchern, nicht aber um sich selbst einen Staatsrock daraus zu machen und groß damit zu thun. Solche Menschen werden daher immer vor der Welt nicht so gut scheinen als sie wirklich sind, denn ihr Auge sieht bei allem Thun auf Gottes Auge, nicht auf das der Menschen, ja ihr meistes und bestes Wirken bemerkt nur Der, welcher ins Verborgene sieht; während manche Andere, welche mehr auf das sichtbare Auge der Umstehenden und seinen lauten Beifall, als auf das unsichtbare da oben, und seinen stillen Beifall zu achten gewohnt sind, es immer so zu wenden wissen, daß das Gute, was sie an sich haben oder zu haben wähnen und vorgeben, recht ins Licht fällt, und noch

größer erscheint als es ist. Das äußere Triebwerk, wodurch die künstlichen Bewegungen einer Maschine hervorgerufen werden, läßt sich dem Blicke gar leicht darlegen; jene Kräfte aber, welche von innen heraus, an einem lebendigen Körper, die Bewegungen der Glieder wirken, bleiben dem außen stehenden Auge verborgen und ein Geheimniß. So das eigentliche Wie und Warum in dem Wandel eines Jeden, welcher aus dem Geiste lebt.

Dem äußeren und inneren Stande nach war unser seliger Kießling ein Kaufmann. Ja, ein rechter Kaufmann, welcher Alles verkauft, was er hat, um die eine, köstliche Perle, oder den Acker zu besitzen, in welchem der Schatz verborgen liegt, nach Matth. 13, V. 44.

Er war ein sehr genauer Kaufmann, denn er wußte jede Stunde, jede kleine, ihm von Gott verliehene Gabe und Kraft so zusammen zu nehmen und so damit hauszuhalten, daß er aus allen reichen Gewinn gezogen.

Ja man kann sagen: er war seiner Profession nach ein Wucherer, welcher mit dem ihm anvertrauten Pfunde solchen Wucher getrieben, daß Der, welcher die Treue liebt, weil Er selbst treu ist, ihn nun über Großes gesetzt hat, weil er im Geringen treu gewesen.

Wer meinen lieben, theuren Kießling sah, aber nur sah und ein oder etliche Male sprach, ohne länger mit ihm zu leben, wie auch mir es Gott — Ihm sei ewig Dank dafür! — gewährte, und dabei dennoch diese Weise liebte, der sagte: „er ist der äußeren Erscheinung nach ein heiteres, frommes Kind, dessen Herz, und mithin auch der Mund, überfließt von der Liebe zu Christo und zu den Brüdern, zur Zeit, aber auch zur Unzeit.“

„Zur Zeit und zur Unzeit, und dadurch gar oft den Spott und die Verachtung der Andersgesinnten auf sich ladet.“

Aber, was ist es nun? — Dieser Gerechte ist jetzt da hinüber: dahin, wo Der, welcher Alles in Allem ist, gestern und heute, und Derselbe auch in Ewigkeit, geschaut wird von Angesicht zu Angesicht, und sichtbarlich regiert. Er hat hier auf

Erden von Ihm, seinem Herrn, und von Seinem Heile gezeugt, die Leute mochten darüber spotten oder ernsthaft dazu sehen, ihn darum lieben oder hassen. Die ihn darum haßten, haben ihn doch auch nicht einmal todtschlagen können, denn ohne Seines, des Herrn der Herren Willen, kann dir und mir kein Haar gekrümmt werden auf Erden. Und nun ist er ewig bei Dem daheim, um Dessen willen er kurze Zeit hindurch den Spott, die Verachtung und den Haß der Leute, die seinen Herrn noch nicht kennen, ertragen hat. O seliger Tausch, den nur ein solcher guter Kaufmann treffen kann, der sich aufs Handeln und Tauschen so versteht, wie unser seliger Kießling. Die kurze Unlust eines Augenblickes gegen die Lust der stillen Ewigkeit eintauschen!

Wer also unsern lieben seligen Kießling nur etwa auf etliche Stunden sah, der sagte: er ist ein heitres, frommes Kind dessen Mund und Herz zur Zeit und zur Unzeit überfleußt von der Liebe zu Gott in Christo und zu den Brüdern. Wer ihn aber länger kannte, der sah wohl, daß dieser kein Kind (außer in jenem Sinne, in welchem jeder rechte Christ nach Luc. 18, V. 17. ein Kind werden muß), sondern ein vollendeter Mann in Jesu Christo sei.

Ja, lieber Leser! hättest du unsern seligen Kießling in den letzten Jahren seines Lebens so einsam auf seinem Zimmerchen, als 81- und 82jährigen Greis gesehen, wo er mich mit ewig unvergeßlicher Innigkeit fragte: „Hältst du denn noch treu an deinem Herrn, der dich erkauft hat mit Seinem Blute?" du hättest einen alten Jünger — einen greisen Johannes zu sehen geglaubt, welcher an der Brust Jesu lag, Ihm ähnlich war, und von Ihm, weil er viel liebte, am meisten geliebt wurde.

Hier diese Lebensbeschreibung wird vielleicht Manchem in die Hände kommen, dem es noch etwas Neues ist, daß der liebe fromme Tobias Kießling, den er dem Namen nach gar wohl kannte und nach dem, was er von ihm hörte, gar herzlich lieb hatte, am 27ten Februar 1824, gegen Morgen um 5 Uhr, als eben der neue Tag graute, in das ewige Licht

eines neuen Lebens hinübergegangen ist. Denn, ihr lieben Nürnberger Mitbürger, dürft nicht glauben, daß dieser Kießling, den ihr, bald mit Liebe, bald auch mit Spott, „den Frommen" nanntet, blos euch und etwa den Gostenhöfern und Fürthern, und den Bauern in Kräutles, wo er oft hinging, bekannt gewesen sei. Die rechte, ächte Christenbrüderschaft, zu der unser seliger Kießling gehörte, ist freilich, dem Anscheine nach, nur so alt als der Mensch, nämlich erst gegen 6000 Jahre, aber sie reicht über alle Welttheile hinüber und in alle Ewigkeit hinein; denn diese Gesellschaft ist vor Grundlegung der Welt gestiftet und wird noch fortdauern, wenn man die Grundsteine der Welt wieder herausnehmen und die zu einer neuen Welt (einem neuen Himmel und einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt) dafür hineinlegen wird.

Unser seliger Kießling hat daher auch heute und morgen (die Ewigkeit gar nicht gerechnet), nicht blos in Nürnberg und in Kräutles, nicht blos in Franken, Sachsen, Württemberg, Oesterreich und Preußen, sondern auch z. B. in England, Holland und Amerika, gar viele Freunde, die ihn liebten, ohne ihn je von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben; Freunde, die ihn seinem Wirken und seinem Namen nach (der fromme Tobias Kießling zu Nürnberg im Königreich Baiern) kannten, und seinen Heimgang ins ewige Vaterland mit Thränen oder doch mit Empfindung der liebenden Theilnahme feiern werden.

Die nachstehende Lebensbeschreibung gründet sich übrigens, dem einen Theile nach, auf eine Art von Tagebuch, welches sich unter dem schriftlichen Nachlasse unsers Seligen gefunden, zum andern Theile auf die Mittheilungen, welche die lieben, dem Fleische und dem Geiste nach Verwandten des seligen Kießling, besonders meine treuen Naumanns (Tobias und Augusta) mir gegeben haben, zum dritten Theile aber (und darauf bildet sich der Schreiber dieser Blätter etwas ein und meint doch, es hätte Keiner diese Lebensbeschreibung wenigstens viel besser als er schreiben können) auf die mündlichen Erzäh-

lungen und Mittheilungen des seligen Kießling und des lieben Vaters Senior Schöner. Was diesen dritten Theil der Quellen betrifft, so verspricht der Schreiber dieser Blätter, daß er mit Wissen und Willen nichts (vermeintlich) verschönern, noch weniger verändern, sondern, so gut es ein armer Mensch kann, Alles treu, ja, wenn das möglich ist, wörtlich wiedergeben will.

O du lieber Seliger! du hast hier auf der Erde in deiner Handlung so vielen Leuten Lebensunterhalt und Brod gegeben: wie Mancher, der dich lieb hat und Den, welchen du liebtest, möchte auch aus allen diesen Welthändeln heraus, drüben bei dir, in deinem jetzigen Wirken sein, der Geringsten einer, welche mit dir feiern und anbeten und wirken, und mit dir genießen das rechte Brod des Lebens, welches Kräfte der Ewigkeit in sich trägt.

1. Kießling's erste Jugend.

Unser seliger Johann Tobias Kießling war aus einer Familie geboren, die sich durch einen ganz besondern christlichen Sinn und Ernst, durch Liebe gegen Gott und Menschen, und namentlich durch eine große Wohlthätigkeit gegen Arme auszeichnete.

Der Vater, Johann Tobias Kießling der Aeltere, war ein angesehener Kauf- und Handelsmann, welcher das ehemalige Kießling'sche Haus unter den Hutern unweit der Fleischbrücke bewohnte, die Mutter, Magdalena, eine geborne Lochner.

Von der großen Freundlichkeit und Freigebigkeit des Vaters gegen allerlei Nothleidende sind noch jetzt in unserm Nürnberg merkwürdige Züge bekannt. Den Armen aus der ganzen Stadt und ihrer Umgegend, war auch diese seine Freundlichkeit und Milde aus vielfältiger Erfahrung so wohl bekannt, daß ihn, so oft er z. B. zur Wochenpredigt nach St. Jacob oder St. Lorentzen ausging, ein ganzer Haufe solcher Armen umringte, der seiner schon an einer Straßenecke gewartet hatte und ihn durch seinen Zudrang am Weitergehen hinderte, bis er sich durch reichliche Gaben bei jedem Einzelnen abgefunden. Ja eines Males

hatte ihn dieser bettelnde Haufe durch sein ungestümes Herandrängen zum Niederfallen gebracht; seitdem ließ die sorgsame Mutter immer, so oft ihr nun schon alternder Eheherr ausging, unvermerkt einen Polizeidiener hinter ihm dreingehen, welcher nöthigenfalls zu seinem Schutze herbeieilen sollte.

Das Wohl aller Derer, die zu seinem Hause gehörten, — jenes eigentliche und dauernde Wohl, das sich nur auf christliche Gesinnung stützt, — lag diesem trefflichen Hausvater so innig nahe und ernst am Herzen, daß wohl, so weit dies bei ihm stand, Keiner, der sich etliche Jahre im Kießling'schen Hause aufgehalten, daraus hinwegging, ohne einen bleibenden Segen mit sich hinaus zu nehmen. Wußte der alte Herr doch sogar des Sonntags Nachmittags die Diener seines angesehenen Handelshauses so lange bei sich zu halten, bis er ihnen die heutige Predigt vorgelesen, und auch mit ihnen den Sonntag in seinem Hause, auf seine Weise, gefeiert hatte. Und Jeder hörte ihm gern zu, wenn er aus seinem eignen reichhaltigen Leben erzählte: wie er, kaum dem Knabenalter entwachsen, mit 9 damals noch lebenden Geschwistern, zur vaterlosen Waise geworden; wie Gott ihn errettet und erhalten, als bei seinem Aufenthalt in Amsterdam eine pestartige Seuche, besonders den nach dem Meere zu liegenden Theil der Stadt verheerte, welchen auch er bewohnte, und als er in einem Hause, dessen Bewohner sämmtlich, bis auf die Hausherrin, krank darnieder lagen, ohne die nöthige Wartung und Menschenpflege, sehr krank auf seinem einsamen Zimmer gewesen, und dabei vernehmen müssen, daß an dem einen Abend 3 Bewohner des Hauses, worunter auch die Tochter seines Prinzipals, zugleich beerdigt wurden.

Als ein besonderes Zeichen seines christlichen Ernstes verdient auch die Weise angeführt zu werden, wie er seinen Sohn, unsern jüngeren Tobias, zu dem erstmaligen Genusse des heiligen Abendmahles geleitete. Einige Tage vor der Feier ging er mit ihm zu dem Prediger, bei welchem der junge Tobias den Confirmanden-Unterricht empfangen, und übergab seinen Sohn nochmals, mit andringendem Ernste und zärtlicher Sorg-

falt, der besondern Seelenaufsicht und dem Gebet seines Beichtvaters. Am Beichttage nahm aber der Vater selbst den Jüngling zu sich auf sein Zimmer und, nachdem er ihn fromm und treu ermahnt, befahl er ihn mit vielen Thränen im Gebet der Erbarmung Jesu an.

Die Hausfrau dieses ältern Tobias und Mutter unsers jüngern, muß eine ganz besonders innige, liebevolle, treue Seele gewesen sein. Dies bezeugen nicht blos alle die mündlichen Erzählungen, welche man noch von ihr vernimmt, sondern auch die schriftlichen Aufsätze und Anmerkungen, die sich unter ihrem Nachlasse gefunden.

Unter anderem hielt auch diese treffliche Mutter eine gar feine Hausordnung mit den Ihrigen, eine Hausordnung, welcher unser seliger Tobias Kießling unfehlbar die erste gründliche Vorbereitung zu seinem ganzen nachmaligen innern Leben verdankt. Gleich am Morgen beim Erwachen, suchte sie die Herzen der Kinder durch ein kurzes Gebet zu Gott zu sammeln. Wenn sie hierauf in Gegenwart ihres Eheherrn und des Hausgesindes mit den Kindern das gemeinschaftliche Frühgebet gehalten, ließ sie die Kleinen aus der heiligen Schrift lesen, wobei sie dieselben zum Auswendiglernen der wichtigsten Sprüche und der auserlesensten christlichen Gesänge anhielt. Darauf ging jedes an sein Geschäft; die kleineren Kinder in die Schule, während die größern Töchter unmittelbar unter Anleitung der Mutter in allen Geschäften einer künftigen guten Hausfrau trefflich geübt wurden. Eben so wechselten auch bei Tische, besonders aber wieder am Abend nach dem Essen, Gebet, Lesen der Schrift und ein erhebender christlicher Gesang mit den Geschäften und Zerstreuungen des Tages ab, eine für den ernster gesinnten Menschen durchaus gesunde Hausordnung, welche übrigens zu jener Zeit noch in sehr vielen Häusern unserer alten Stadt in Uebung war, und auch jetzt, Gott Lob! noch nicht aus allen verschwunden ist, so sehr auch die Mehrzahl unsers Tages geneigt ist, selbst die leisesten und ärmsten Anfänge im Christenwandel, und die nothdürftigsten Bestrebun=

gen nach häuslicher Erbauung als Mysticismus und Kopfhängerei zu verschreien.

Von dieser frommen Mutter wurde unser jüngerer Johann Tobias Kießling am 3ten November 1743 geboren. Er war unter 11 Kindern das vierte, und, da mehrere seiner Brüder starben, eine Zeit lang der einzige Sohn seiner Eltern, weshalb auch die Mutter von frühester Zeit an mit ganz besonderer Zärtlichkeit an diesem Kinde hing. Eine Zärtlichkeit, die sich auch noch durch einen späteren Beisatz zu der Angabe der Geburtstage ihrer Kinder in ihren nachgelassenen schriftlichen Aufsätzen zu erkennen giebt, worin sie Gott bittet, „er wolle doch diesen liebevollen, gehorsamen, treuen Sohn zum Segen setzen, immer und ewiglich.“ Ein mütterlicher Segenswunsch, welcher dann auch gar reichlich in Erfüllung ging.

Unser Kießling zeigte von frühester Kindheit an ein ganz besonders liebevolles, dankbares Gemüth. Schon im elterlichen Hause hatte er das Wort Gottes nicht blos kennen, sondern lieben lernen; und von der Mutter, welche ihre Kinder fast so bald sie gehen konnten, mit sich zum öffentlichen Gottesdienste nahm, hatte er auch noch in vorzüglich reichem Maaße jene Freude an gemeinschaftlicher Erbauung mit der Gemeinde der Christen, jene Lust am Hause des Herrn geerbt, welche ihm, so lange er lebte, eigenthümlich blieb. Schon in den schriftlichen Aufsätzen, welche sich von seinem Jünglingsalter her unter seinem Nachlasse gefunden, spricht sich diese Neigung treu und innig aus.

Er wurde von seinem Vater, und wie es scheint auch durch eigene Neigung, zum Kaufmannsstande bestimmt und verlebte theils im elterlichen Hause, theils im Hause seines ehrenwerthen Oheims, bei welchem er die Handlung erlernte, eine stille, frohe Jugend, von Allen, die ihn näher kannten, als ein frommer, guter Jüngling geehrt und geliebt.

Lieber Leser! hätte ich meines Theils den Ernst, diese herzlich innige Liebe zu Gottes Wort und zu allem Guten und Göttlichen, die unser seliger Kießling schon als Jüngling

von 21 Jahren hatte, ich würde sehr froh sein und Gott dafür danken! Und dennoch blieb der ernste, treue Jüngling in der Vorhalle des christlichen Lebens und Erkennens, in welcher er sich damals befand, nicht stehen, sondern der Treue und Wahrhaftige, der seine Menschen je und je geliebt, führte ihn noch weiter, ins innere Heiligthum des Christenlebens, ja in jenes eigentliche Leben in und aus Gott, welches von jeher der Welt ein Verborgenes — ein Mysterium gewesen. Wir müssen uns hier beide, du und ich, auch in der Lebensgeschichte dieses „nach Zion eilenden Pilgers" (dies ist der Titel des Tagebuches, das sich unter seinem schriftlichen Nachlasse gefunden, und welches dieser Lebensbeschreibung zu einem hauptsächlichen Leitfaden dient) einem Geheimniß nähern, bei welchem der natürliche Mensch, nach Joh. 3, V. 8., wohl das Sausen des Lebens von oben höret, aber nicht weiß, von wannen es kommt, noch wohin es fährt. Ja, es ist dasselbe ernste Geheimniß, welches nach Joh. 6, V. 51 — 58. schon vom Anfange an den meisten Seiner Jünger eine harte Rede zu sein dünkte, so daß viele von ihnen hinter sich gingen, und hinfort nicht mehr mit Ihm wandelten.

Folgen wir der inneren Lebensführung unsers Seligen schweigend und liebend nach, so gut wir es verstehen und vermögen!

---

2. Eigentliche Erweckung zum inneren Leben.

Der Mann, dessen sich Gott zur ersten Erweckung unsers seligen Kießling bediente, erscheint in seiner Lebensbeschreibung als ein schnell vorüberwandelnder Pilgrim, welcher heute mir begegnet, und morgen nicht mehr gefunden wird. Ja, wenn es erlaubt ist so zu reden, er erscheint als ein Engel, aus einer höheren Welt gesandt, welcher im rechten Augenblicke zu mir hintritt, mich aufwecket von dem Schlafe unter dem Wachholderstrauche (1. König. 19, V. 5.), zum Brode des Lebens hinweiset, zum weiteren Pilgerlaufe stärket, und alsdann schnell von hinnen eilet.

Unser lieber Kießling fühlte in sich, bei alle dem Guten,

was er vor den Augen der Welt und vor seinen eigenen in und an sich hatte, eine tiefe innere Unruhe, welche täglich überhand nahm, und ihn von einem christlichen Freunde zum andern, um Trost und Rath zu suchen, umhertrieb. Er fühlte, es fehle ihm etwas, nach welchem die Seele innig und heftig verlangt, und nicht eher ruhig werden kann, bis sie es hat.

Erleucht' mich, Herr, mein Licht!
Ich bin mir selbst verborgen,
Und kenne mich noch nicht;
Ich merke dieses zwar,
Ich sei nicht, wie ich war;
Indessen fühl ich wohl,
Ich sei nicht, wie ich soll. u. s. w.

Eben in jener Zeit der inneren Unruhe bemerkte er in der Kirche, die er fast täglich besuchte, einen schlicht und arm gekleideten Bürgersmann, welcher stets mit ganz besonderer Inbrunst und oft mit aufgehobenen Händen betete. Es war eine andere Art zu beten, welche dieser Mensch hatte, als jede, die er bis dahin an Anderen gesehen oder an sich selbst erfahren. Ja das Gebet dieses Mannes verhielt sich zu dem Gebet, das unser Kießling bis dahin kannte, wie das Gespräch von Angesicht zu Angesicht, das zwei lebendige und sich Hand in Hand fassende Freunde unter uns Menschen zusammen halten, zu den Worten, welche Jemand gegen das Gemälde eines guten und geliebten Fürsten spricht, den er noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, noch nie, weil er gar zu fern wohnt, lebendig gesprochen hat.

Kießling ging dem Manne nach, dessen Gebet zu dem Gott, welchen er nach seinen eigenen Worten „damals noch nicht kannte," ihm so tief zu Herzen gedrungen war, und erfuhr dann, daß es ein gewisser Matthias Klaumbauer, von Geburt ein Salzburger sei, welcher, wie es scheint, um des lebendigen Bekenntnisses des Evangeliums von Jesu Christo willen aus seinem Vaterlande vertrieben, und nach Nürnberg gekommen war, wo er, der Welt unbekannt und von ihr unbemerkt, ein stilles Leben in dem beständigen Umgange mit Gott führte.

So wie Matthias Klaumbauer ihm, so erschien auch Kießling diesem, gerade zur rechten Stunde, als ein hülfreicher Engel. Denn der edle Salzburger war arm und krank und alt, und Gott „schenkte unserm Tobias,“ wie er sich hierüber äußert, „ein freigebiges Herz gegen denselben.“

Wir finden jenen Israel Gottes, denn ein solcher war der edle Salzburger, auch in seinem Umgang mit Kießling wortlos, und mehr durch die That des Lebens selbst vom Lichte zeugend, als durch die Predigt. Er meisterte nicht viel an unserm Seligen herum, denn er hatte zu viel mit Gott und seinem eigenen Innern zu thun; aber jedes Wort, das er sprach, war geeignet, in des frommen Jünglings Herzen eine eigentliche und lebendige Ansicht von göttlichen Sachen zu entzünden und zu erwecken.

Dieser Pilgrim eilte bald vorüber. Kießling sah ihn noch in der letzten Nacht seines Pilgerlaufes, und nahm einen thränenvollen Abschied von dem guten Engel. Die letzten Worte des starken, in Glauben und Geduld und Leiden grau gewordenen Israels waren: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Klaumbauer hatte unsern Kießling mit einigen gleichgesinnten Männern bekannt gemacht, vor allen Dingen aber ihn auf die Predigten eines Mannes hingewiesen, dessen Andenken noch jetzt in unserem Nürnberg in tausendfachem Segen lebt, der aber auch der Thränen des Dankes werth war, die ihm jetzt noch mancher Greis nachweint, dessen Seele er einst gerettet. Es war dies der theure, treue Andreas Rehberger, Prediger bei St. Jacob, ein Mann von außerordentlichen Gaben des Geistes und liebevollen Herzens, von welchem man mit den Worten der Apostelgeschichte bezeugen kann, daß er beredt und mächtig in der Schrift war und unterwiesen (von dem Geist des Lebens selbst) in dem Weg des Herrn, und redete mit brünstigem Geiste, und lehrete mit Fleiß von dem Herrn.

Unser seliger Tobias hatte durch seinen Umgang mit dem

merkwürdigen Klaumbauer, wenigstens an Anderen, jenen Zustand kennen gelernt, worin das Wort vom Leben auf einmal selbst zum Leben in uns wird: zu einem Leben, so einfach, leicht und still und selig! welches, wie das Licht der Sonne, ohne mein Zuthun über mir aufgeht, und nun auf einmal Alles, Alles erleuchtet, erwärmt und belebt. Und wenn ich aufwache, sehe ich mich in ihm, und von ihm überall umfangen, und die Unsicherheit und die Furcht der Nacht sind dahin und verschwunden. Und ich hatte mich wohl nach dem Lichte gesehnt, aber ich wußte nicht, daß mir dasselbe so ganz nahe, so leicht zu erfassen war.

Der fromme Jüngling strebte seit jener ersten, lebendigeren Anregung mit ganzem Ernste nach dem vorgesteckten Kleinod, und streckte sich aus, dasselbe zu erreichen, mächtiger als jemals. Er war noch strenger gegen sich selbst als vorher, fing an gesetzlicher zu leben; aber mit dem allen konnte er es nicht zu dem inneren, frohen Wohlsein bringen, das aus Klaumbauers und seiner Freunde ganzem Wesen hervorleuchtete. Er fühlte wohl: mir fehlet noch etwas Hauptsächliches, das diese haben. Bei mir wird das Gute, was ich gern denken, reden und thun möchte, aber meistens nicht denke, rede und thue, mit größter Anstrengung, und wie durch ein künstliches Hebelwerk hervorgebracht; bei diesen kommt es so ganz leicht und von selbst, wie eine natürliche Bewegung. Ich komme mir vor wie Einer, dem die Arme und Finger fest gebunden oder verwachsen sind, und welcher sich nun vergebens abmühet, eine künstliche Maschine zu erfinden und zu gebrauchen, welche dasselbe leistet, was diese da ganz leicht, durch die Kraft des Lebens in ihren Gliedern, mit den Armen und Händen und Fingern verrichten. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes, wer wird mir Leben und freie Bewegung geben, in diese ganz gelähmten Glieder!

So war denn das innige Sehnen nach dem innern Leben erwacht: jenes Sehnen, welches nie ohne Erfüllung bleibt. Und dennoch sagt der Selige bei dieser Stelle seines Tagebuches:

„o wie erschrak ich, als das Wort Gottes so lebendig wurde!"

Eines Sonntags in der Kinderlehre sprach Rehberger mit ganz besonders eindringender Kraft über jene Grundsäule des Christenglaubens, welche von jeher dem natürlichen Sinne eine Thorheit und Aergerniß, oder der faulen Liebe ein Fels des Zerscheiterns gewesen, allen denen aber, die vom Tode zum inneren Leben hindurchdrangen, ein Geruch des Lebens zum Leben geworden, — über jene Grundwahrheit: „Dem aber, der nicht mit Werken „umgehet, glaubet aber an Den, welcher die Gottlosen gerecht „machet, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit. Nicht „die Werke, nur der Glaube, nicht unser Verdienst, nur Gnade. „Wer nicht vor Gott in seinen eigenen Augen ganz zum armen „Sünder wird, der kann keine Seligkeit hoffen."

„Da war es," erzählt unser seliger Tobias in seinem Tagebuche weiter, „aus mit mir. Also alles mein Beten, Lesen, mein vieles Wohlthun und Almosengeben und andere gute Sachen, sollen gleich wie für nichts gelten zum Seligwerden, dieses soll nur aus freier Gnade kommen, mir so gut als jedem armen Sünder, und ich soll auch um nichts besser sein als ein solcher, der ich doch von Kindheit an einen solchen tugendhaften Lebenswandel geführt habe; o das griff an! Ich weinte (Gott verzeihe mirs) vor Zorn, und vorher hatte ich den Herrn Prediger Rehberger recht zärtlich geliebt, jetzt aber (ich gestehe es) war ich ganz aufgebracht auf ihn."

„Aber Er, der Freund der Menschen, Er, mein Ein und mein Alles, mein Erlöser, erbarmte sich mein, und schenkte mir erleuchtete Augen des Verständnisses. Jetzt lernte ich Ihn erst lebendig nahe, und wie von Angesicht zu Angesicht erfassen. Nun fing ich erst an meines Lebens froh zu werden, ja das **1766**ste Jahr war mir die Zeit der Geburt zum eigentlichen, rechten Leben, welches im **1765**sten Jahre (bei der Bekanntschaft mit Klaumbauer) gleichsam nur erst im Verborgenen gezeugt und empfangen, aber noch nicht hervorgetreten war ans Licht."

„O Liebe, Liebe, Du hast mich gezogen,
Bis Du mich endlich überwogen,
Und an Dein sanftes Joch gebracht."

„Nun lernte ich meinen Herrn täglich besser kennen, das Herz war so wach und lebendig, aber auch so weich geworden, daß es mir öfters bei den öffentlichen Vorträgen über meinen gekreuzigten Heiland mit Thränen der Liebe und der Freude überwallte; und ich schämte mich dieser Thränen nicht.“ — Es war die süße Zeit der ersten Liebe.

Noch aber schwankten die Glieder, gleich wie bei Einem, der aus dem wankenden Schiffe aus dem bewegten Meere endlich, nachdem er den sicheren Hafen gefunden, heraustritt ans feste Land und nun darauf gehen will, die Schritte unsicher sind und schwankend. Denn er ist noch des künstlich angestrengten Gehens im schwebenden Schiffe gewohnt, und des leichten und natürlichen Gehens auf festem Boden entwöhnt. Das Herz war noch nicht fest und sicher auf seinem Wege, sondern gleitete öfters, zur Rechten und zur Linken.

„Da half nun wieder der Herr. Eines Males rührte mich die Predigt des göttlichen Wortes so ganz durch und durch, daß es vollends zum Brechen der letzten Eisrinde kam. In einer Mittagsvesper bei St. Jacob sprach Hr. Pred. **Rehberger** über Psalm 45, V. 11 und 12.:

„„Höre Tochter, schaue darauf und neige deine Ohren. Vergiß deines Volkes und deines Vaters Haus, so wird der König Lust an deiner Schöne haben, denn Er ist dein Herr, und du sollst Ihn anbeten.““

„Da hieß es denn in mir, nach vielen ernsten Thränen: rein ab und Christo an, ganz um ganz; ich flehete aus tiefem Herzen um redliche feste Treue, und ich wurde erhört.“

Sobald nur der Mensch sein eigentliches Verhältniß zu dem in Christo offenbarten Gott durch die lebendige That selbst erfahren und erkannt hat, sich als Kranken, Ihn als Arzt: dann ist der Punkt gefunden, wo Noth und Hülfe, wo Mensch und Gott sich begegnen.

Lieber Mensch, nicht die Hand, nicht der Fuß, nicht die Stirn, noch das Ohr, können das Licht sehen und merken, son-

dern nur das zarte, empfindliche Auge, das ist für das Licht da, und das Licht ist fürs Auge da. Das Auge nur weiß und sagt: ich bedarf des Lichtes und sehne mich nach ihm, das Ohr und der Fuß und der Leib fragen für sich selber nicht nach dem Lichte, und sagen: wir bedürfen seiner nicht. Und wenn dein Auge ein Schalk ist, so wird der ganze Leib finster sein.

Welche Kraft, welches Sehnen aber da drinnen in meinem Herzen wird denn das Auge sein, das Dich sieht, o du meine Liebe! Jenes Sehnen, welches sagt: ich bin krank, und du im Fleische aus Liebe zu mir geoffenbarter Gott, bist der Arzt der mir helfen kann. Wohlan, ich komme auch zu dir, so hilf du mir!

Ja, das einmal geöffnete Auge schaut freilich gar leicht und ohne alle Mühe das Licht, von welchem das Ohr und die Stirne und die Hand nichts wußten, und freuet sich an dem Lichte, und lebet von und in dem Lichte.

Die faule Liebe spricht: Das ist auch mein Licht, in welchem ich mich sonne: haben und genießen wollen ohne mein Zuthun und Wirken. Aber sie kennt in ihrem Traume jenes wahre Licht nicht, welches, so bald es über uns aufgegangen, jeden Makel an uns offenbar macht, und ihn endlich ausbrennt und heilt. Sie kennt jenes Licht nicht, welches überall, wohin es trifft, Leben wirkt und Kraft und Bewegung, und an dem Segen der Früchte bemerkt wird, welche es hervorgerufen und endlich auch gezeitigt hat.

3. Finden und wieder Scheiden.

Nach jener Mittwochs-Vesper, welche so kräftig auf unsern Seligen gewirkt hatte, faßte er sich zum ersten Male ein Herz, zu dem so viel geliebten und nachmals wieder gefürchteten, und doch immer herzlich geliebten Pfarrer Rehberger hinzugehen. Er erzählte diesem Alles, was seit einigen Monaten mit ihm und in ihm vorgegangen.

Rehberger nahm den ernsten lieben Jüngling mit herzlicher Liebe bei sich auf. „Dir hat noch Eines gefehlt, lieber Jüngling! Gleich jenem Jüngling im Evangelio mußtest du Alles,

was du hattest, alle deine in deinen eigenen Augen so großen Tugenden, deine Wohlthätigkeit gegen Arme, dein Lesen, Beten und Singen verkaufen und darangeben, und Jesu Christo, als Einer, der nichts hat und haben will als Ihn, nachfolgen. Er wird dir geben was du im Leiblichen und Geistlichen täglich bedarfst."

Dieser erste Abend bei dem trefflichen Manne war ein immer gesegneter für unsern Tobias. „Wir weinten beide," sagt er in seinem Tagebuche, „und dankten dem Herrn. Der liebe Rehberger segnete mich und nahm mich auf in die innige Gemeinschaft seiner brüderlichen Liebe."

Seitdem wurden denn beide, der ernste Jüngling und der kräftige Mann, Ein Herz und Eine Seele. Kießling war, so oft es nur seine Zeit erlaubte, in den Abendstunden bei seinem lieben Lehrer, und Beide stärkten und belebten sich in der gemeinschaftlichen Liebe zu ihrem Herrn.

O Seligkeit, wenn Du uns armen, einsamen Pilgern einen gleichgesinnten Bruder und Mitpilger auf unserm Wege nach der Heimath, Hand in Hand, giebst. Es begegnen uns selten Leute auf diesem Wege, aber die, welche zu uns kommen, sind uns theurer als alle Macht und Pracht der Tausende, welche unsern einsamen Weg nicht gehen wollen. Dein aber, o lieber Vater, seien sie alle, auch die, welche nicht mit uns gehen! Führe sie, wenn auch hier nicht zu uns, doch endlich alle zu Dir! Hast Du doch auch uns, die Elendesten von Allen, zu Dir gezogen und geführt! Und bei Dir ist so gut sein, lieber Vater!

Unser seliger Tobias hatte, seitdem er den Stab „des Pilgers, der nach Zion hineilet," ernstlich und ohne Zurückschauen ergriffen, selbst von Denen, die ihm die Nächsten und Liebsten auf der Welt waren, Einiges und Vieles zu leiden. Wir wollen noch weiter unten einige vorübergehende Blicke (denn der Pilger, der immer auf seinem Wege vor sich hin nach dem Ziele schaut, kennt das, was ihn zurückziehen will, nur wenig) auf diese häuslichen Leiden richten. Da war ihm nun der abend-

liche Umgang mit seinem Rehberger eine ganz besondere Stärkung und Erquickung.

Aber Du gehst besondere und verborgene Wege mit uns, Du ewige Liebe! Wir sollen merken, daß nicht dieser oder jener Mensch es sei, aus dem die Gotteskraft, die uns erquicket, herströmt, sondern daß Du es bist, o Liebe! die bald aus diesem, bald aus jenem Menschen auf uns hervorwirkt und hervorquillt, ja Du, Alles in Allem!

Am letzten Abend des Jahres 1768 fand Tobias seinen lieben theuren Freund in Thränen. Der, welcher während seines ganzen Christenlaufes sich täglich in der Beugung des Herzens vor Gott geübt, sollte vor seiner Vollendung noch tiefer als vorhin gebeugt und hierdurch eben vollbereitet werden.

„Ja, mein Bruder," sagte er unter Anderem zu seinem Tobias, „nun kann ichs mit Wahrheit vor meinem Herrn sagen, daß ich mich als den allerärmsten, ja als den größten Sünder fühle und erkenne, und nichts sonst weiß, als meinen für mich gestorbenen Heiland und seinen theuren Namen. Ich habe mich ganz in Seine Arme geworfen, und erwarte nichts als freie Gnade."

Und das ist wohl die rechte Reife der Frucht, die Du, o Gärtner! in Deinen Haushalt nehmen willst, wenn der Mensch nichts mehr in seinen eigenen Augen, Du aber, o mein Gott, Alles in Allem darin bist.

Gesegnet war für unsern Tobias noch die letzte Neujahrspredigt, die er von seinem Rehberger „über die Erneuung des Bundes mit Gott bei dem Eintritt in ein neues Jahr" hörte.

Gegen den Frühling hin machte unser Kießling seine gewöhnliche und jährliche Reise nach Oesterreich, welche in dieser Lebensbeschreibung noch öfter erwähnt werden wird. Gleich am ersten Abend nach seiner Rückkehr eilte er zu seinem lieben Pfarrer Rehberger hin. Er fand diesen liebevoll und freudig, wie immer, aber alle seine Worte lauteten wie die eines Freundes, der sich zu seiner nahen Abreise rüstet und seine Lieben gern auf den Abschied vorbereiten möchte. Nachdem Beide über das damals schon recht merklich werdende Veröden des Wein-

bergs des Herrn, über die Abnahme des evangelischen Sinnes, und das Theuer= und Seltenwerden des Wortes bei den Predigern gesprochen, wendete Rehberger das Gespräch von der Kirche, die hienieden ist und unter dunklen Wolken ihren Kampf kämpfet, zu jener, welche droben ist, und nun den ewigen Sabbath des wohlvollendeten Kampfes feiert. Sein Herz floß über vor heißem, innigem Sehnen, aufgelöst und daheim bei Christo zu sein. Mit zärtlicher Liebe erwähnte er seiner bereits vor ihm vollendeten Freunde, und freuete sich aufs Wiedersehen. Aber, sagte er mit Thränen der Freude und Liebe, was wird das Alles sein gegen die Seligkeit, Ihn, den ich in aller meiner Schwachheit so heiß geliebt, zu sehen von Angesicht zu Angesicht! — Dann wies er noch tröstend seinen lieben Tobias auf Den hin, dessen Freundschaft uns ewig fest bleibt, wenn alle Menschenfreundschaft weicht, und erzählte ihm wie vorübergehend, daß er neulich einen Schlagfluß=ähnlichen Zufall gehabt, der ihm 1½ Stunden lang die Besinnung nahm.

Am Donnerstag vor Pfingsten war Rehberger bei seinem Freunde, dem trefflichen Marktvorsteher Merckel dem Aelteren, noch sehr heiter und vergnügt. Am ersten Pfingsttage des Morgens aber hielt er eine Predigt: über die den Freunden Jesu schon hienieden, im Gnadenreich bereitete Seligkeit, aus welcher so ganz ein Vorgefühl der Himmelsfreuden hervorwehet; und es war all der liebevolle Ernst eines scheidenden Freundes, der alle seine Zuhörer noch mit sich hinaufziehen und hinaufbeten möchte, daß man fast glauben sollte, er habe es mit Sicherheit vorausgefühlt, daß dieses seine Abschiedspredigt sein werde. Ja wahrlich, diese Predigt mit ihren Gebeten athmet Kräfte einer andern Welt, Kräfte eines ewigen Lebens, und wie sie schon damals bei denen, die sie hörten, eine ganz besondere Bewegung und tiefe Rührung wirkte, so läßt sie auch jetzt noch beim Lesen, „auch wo ihr segensreicher Strom nur überhin gehet, Fruchtbarkeit und Himmelskräfte zurück."

Ja, unser seliger Tobias war einer von den Zuhörern, welche die Worte des Schlusses jener lebenskräftigen Predigt

ganz auf sich anwendeten und in That und in Leben setzten. Die Worte jenes Schlusses heißen:

„O wir bitten und flehen im Namen des Herrn, der so gern Wollen und Vollbringen schafft in allen denen, die Ihm freie Hand über sich lassen; wir bitten einen jeden, er falle doch heute an diesem Tage des Heils, anstatt mit der Welt und ihren Eitelkeiten sich zu zerstreuen und den guten Geist wegzuweisen, er falle in seinem Kämmerlein dem Gott aller Gnaden und dem so gütigen Heiland zu Fuße und flehe: Herr Jesu, gehe nicht an mir vorüber! O laß deinen guten Geist das in mir schaffen, was Er so gern schon längst in mir hat schaffen wollen, wenn ich Ihm nur nicht immer so schnöde ausgewichen wäre! O guter Heiland! siehe, hier sind wir Alle vor dir! Wir flehen dich mit vereinigtem Herzen, mit vereinter Inbrunst an; o laß dich an Keinem von uns unbezeugt! Offenbare die Kraft und die selige Wirkung Deiner Gnade an Allen! Lehre uns thun nach Deinem Wohlgefallen, denn Du bist unser Gott; Dein guter Geist führe uns auf ebener Bahn!"

„Wer einmal angefangen hat, auf derselben zu wandeln, der thue immer gewissere und festere Tritte. Er bleibe in dem, was er einmal gelernt hat. Er hange an dem, von dem uns Johannes zurufet 1. Epist. 2, V. 28.: Und nun, Kindlein, bleibet bei Ihm. Wir hörten vorhin, Er bleibe gern bei uns. Er zieht aus seiner Behausung, welche er einmal gereinigt hat, ungern wieder aus. Nun kommts auf uns an, daß wir gern bei und in Ihm bleiben, dem getreuen Heiland, und durch Ihn bei seinem Vater und seinem Geiste, so lange bis er uns ganz dorthin bringt, in das rechte Vaterland."

„Nun, Herr Gott heiliger Geist! uns nimmer laß. Lehr uns halten in allen Dingen rechte Maaß. Hilf uns allezeit ritterlich ringen, durch Tod und Leben zu dir dringen. Erbarme Dich unser, Amen."

Tobias ging voll Freude heim aus dieser Predigt, die ihm ein seliges Pfingstfest bereitet hatte. Er fühlte sich in den stillen, seligen Stunden auf seinem Zimmer gedrungen, auch

für seinen theuren Rehberger und für die längere Erhaltung seines Lebens zu beten. Aber Gott hatte es anders beschlossen.

Schon am ersten Pfingsttage nach der Predigt, die er auch mit voller leiblicher Kraft und lauter Stimme gehalten, fühlte unser lieber Rehberger eine tiefe Ermattung, die jedoch bei dem erst 53jährigen kräftigen Manne nicht bedenklich schien, und auch im Verlauf des Nachmittags wieder nachließ. Am andern Pfingsttage wollte der liebe, in seinem Berufe unermüdet thätige Mann, in dessen ganzer Amtsführung es fast ohne Beispiel war, daß er sich jemals von einem Andern hätte vertreten lassen, wie gewöhnlich seine Predigt halten. Er begiebt sich in sein Zimmer, um sich durch Gebet und durch Betrachtung des göttlichen Wortes vorzubereiten, da finden ihn die Seinen gelähmt im Lehnsessel.

Der liebe Mund, der so viele Worte des Segens für Tausende gesprochen, konnte nicht mehr reden; die Augen starrten.

Als zur gewöhnlichen Stunde die Zuhörer von gestern, und alle die treuen Seelen, die seit Jahren gewohnt waren, mit Willen keine Predigt von ihrem lieben Rehberger zu versäumen, einen andern Prediger auf die Kanzel steigen sahen und dieser ihnen die Ursache sagte, weshalb der theure Mann heute und vielleicht nie wieder unter ihnen auftreten könne, unterbrach ein lautes Weinen der Greise und Männer und Jünglinge, der Matronen wie der Jungfrauen, seinen Vortrag, und es verwandelte sich die Predigt in ein gemeinschaftliches Gebet für die Erhaltung dieses theuren, segensreichen Lebens.

Unser Tobias hatte schon am Vormittag die Nachricht von der Todesgefahr seines theuersten, liebsten Freundes gehört. Am Nachmittag sah er ihn, wie er dalag auf seinem Bette, sprachlos, mit geschlossenen Augen und äußern Sinnen, aber selig, ruhig lächelnd: „o Herr, wie freue ich mich nun bald bei Dir zu sein!“

„Die ganze Stadt, Alt und Jung, auch die Gleichgültigsten und Unempfindlichsten, waren bei der Nachricht von der Todesgefahr dieses seltenen lieben Mannes so bewegt und erschüttert,

als wenn ein theurer Vater auf dem Todtenbette läge. Von allen Seiten strömten Fragende und recht herzlich Theilnehmende nach dem lieben Hause hin. Aber der letzte Schlummer, zum Ausruhen auf das Entzücken des neuen Erwachens da jenseits, dauerte nur wenige Stunden. Schon am andern Morgen war unser lieber Rehberger nicht mehr bei uns. Dem Prediger, der noch über dem Sterbenden betete und ihn zum Todesschlummer einsegnete, hemmten Thränen die Sprache. Ja Dein Segen war für uns arme Zurückgebliebene ein unaussprechlicher, du lieber Mann!"

O lieber Jüngling, der du dieses liesest, merke doch, welch ein Segen es sei, ein treuer Lehrer des Wortes unsers Herrn zu sein. Wollte mich Jemand zum irdischen Herrscher über tausend Morgensterne mit allen ihren Schwesterwelten und irdischen Freuden auf Jahrtausende, aber zu einem Herrscher mit irdischem Sinne, oder aber zu einem armen Pfarrer Rehberger bei St. Jacob in Nürnberg, mit Christi Sinn, auf nur 20 Jahre machen, ich wollte, o wie gern! der letztere sein. Tausend Jahre des Genusses und zwanzig Jahre des Kampfes, was sind sie gegen Deine Ewigkeit, wo die Lehrer werden leuchten, wie die Sterne des Himmels.

„Ja er ward hinweggenommen, unser theurer Rehberger, und nicht mehr gesehen. Kein Wort des Trostes und der Segnung mehr von seinen lieben Lippen."

„Am Tage des Begräbnisses des theuern Mannes war unsre ganze Stadt in Bewegung. Auch wer ihn nie gekannt, nie gehört hatte, war bewegt und erschüttert; die Liebe von Tausenden und ihre Trauer riß auch, mit ansteckender Gewalt, die Liebe und das Trauern der andern Tausende an sich."

„Es läuteten alle Glocken, denn ein Fürst in Israel ist gestorben. Ja der Gesang an deinem Grabe war nur ein lautes Weinen. Liebe du uns auch noch dort, du theurer, lieber Mann, und möchten doch auch diese Geringsten in Israel einst dahin gelangen, wo deine Füße stehen."

„Es dauerte einige Zeit, ehe die Mittwochsvesper und die

Predigt bei St. Jacob wieder stille, aufmerksame Zuhörer fand. Denn obgleich der Stellvertreter unsers Seligen diesem nacheiferte, so konnten wir doch nichts als weinen, wenn wir nicht dich, du lieber Bruder, auf der Kanzel und am Altar sahen!"

Unser lieber Tobias erwähnt noch bei dieser Gelegenheit in seinem Tagebuche: „Ja, niemals hat mich noch etwas so sehr betrübt, als das Schlafengehen dieses geistlichen Vaters. Und das sollen wir eben lernen, du Theurer! Es ist nicht der Mensch, der mich aus diesem Andreas Rehberger heraus mit himmlischer Liebe liebt und belebt, sondern Du bist es, o Geist der Liebe, der Du in diesem Menschen wohntest, und mich, aus seiner Brust heraus, liebtest und erquicktest. Nun bist du auch wieder da, du Liebe, und reichst mir deine treue Hand aus dem Herzen eines andern Bruders. Ja, Du bist es allein, den ich lieben will mit ewiger Liebe, in Allen, die Dich lieben und die Dein sind. Und Dein seien endlich Alle!"

Außer unserm Tobias fühlten sich gar Manche durch den Tod des seligen Rehberger sehr verwaist. Dieser war Vielen ein geistlicher Vater gewesen und geworden. Selbst in Kießlings nächster Umgebung wurden zwei junge Seelen, welche früher den Eltern ungehorsam, Störrige gewesen und dem Gutdünken ihrer eigenen Lüste gefolgt waren, durch das Anhören seiner Kinderlehre innigst ergriffen, und durch Fortwirkung des kräftigen Wortes der Gnade ganz umgewandelt. Noch jetzt (1819) wandeln viele von den noch Lebenden den ernsten, stillen Lauf des Christen, welche Rehberger auf diesen Weg geführt; kräftige, gründliche Erweckungen an Jung und Alt, Vornehmen und Geringen bezeichneten überall den Weg dieses in der That gewaltigen Lehrers.

Rehberger hatte seine wissenschaftliche Bildung, nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt verlassen, in Altdorf und Halle empfangen, und besonders am letzteren Orte durch einen eisernen, unausgesetzten Fleiß, dem er selbst einen Theil der Nachtruhe aufopferte, den Schatz einer gründlichen Gelehrsamkeit und Belesenheit gesammelt, den Alle, die ihn näher kannten, an ihm bewunderten.

Er besaß ausgezeichnete Kenntnisse der alten Sprachen, namentlich auch der hebräischen und der zunächst mit ihr verwandten, zum Verständniß der heiligen Schrift nöthigen Sprachen, und mitten unter den Geschäften seines Amtes pflegte er täglich einige Capitel des alten wie des neuen Testamentes in der Grundsprache zu lesen. Dabei hatte er auch in neuern Sprachen, namentlich im Englischen, eine bedeutende Fertigkeit, und schon als Jüngling in den Vorlesungen des berühmten Doppelmaier, über Astronomie, eine innige Freude und lebendiges Interesse an dem Studium der großen Werke Gottes in der Natur gewonnen. Zur Musik und Dichtkunst hatte er eine so ausgezeichnete Anlage, daß er bereits als Knabe wegen seines schönen Discantes, und noch mehr als Jüngling wegen seiner bewundernswürdigen Fertigkeit im Klavierspielen, zu musikalischen Vereinen und Concerten hinzugezogen wurde, und selbst Meistern und Kennern Achtung und Zeichen der Gunst abgewann. Noch in seinen späteren Jahren war es daher auch den geübtesten Künstlern ein Sporn zu größeren Bemühungen, wenn sie erfuhren, Herr Pfarrer Rehberger werde zugegen sein. Verse in einer schönen, kräftigen, gebildeten Sprache zu schreiben, muß diesem Manne fast so leicht geworden sein, als einem Andern das Schreiben in Prosa, denn bei jeder Gelegenheit wurde er schon in jüngeren Jahren um Gedichte angegangen, und der alte ehrwürdige Pegnesische Blumenorden, bei welchem er den Beinamen Uranio und als Sinnbild jene Blume führte, welche sich stets nach der Sonne wendet, hatte um jene Zeit kein fruchtbareres Mitglied. Seine Kirchenlieder, die sich noch im älteren Nürnbergischen Gesangbuche finden, gehören großentheils unter die herrlichsten, welche die neuere Zeit, von dem Anfange des vorigen Jahrhunderts an, hervorgebracht hat, besonders das Osterlied: „Der Herr hat überwunden, Gott sei gelobt, nun bin ich frei,“ in welchem eine hinreißende Gewalt der Begeisterung lebt. Das Neujahrslied, „Herr, der Du deinen Namen,“ möchte zwar in dieser Hinsicht dem Osterliede nachstehen; da es aber eben deshalb von einem für eine andere, tiefer verborgene,

unscheinbarere Art von Schönheit noch unempfindlichen Auge leichter übersehen werden könnte, und da es zugleich seinem Inhalte nach gar sehr an den letzten Neujahrsabend erinnert, welchen Kießling bei seinem schon damals sehr heimwehkranken Freunde zubrachte, vielleicht auch eben um jene Zeit entstanden ist, so soll gerade dasselbe als Anhang zu diesem Kapitel gewählt werden.

Rehberger war auch in allem dem, was der Mensch äußerlich am Menschen sieht und sich gegenseitig ist, eine der liebenswürdigsten Naturen. Demuth und zugleich unerschrockener fester Christenmuth, Liebe und Geduld waren die Grundzüge seines Wesens. Die vier Kinder seiner früh verwittweten Schwester, und diese selbst, hatten an ihm einen treuen Vater und Pfleger. Seinen Freunden war er der unwandelbarste, theilnehmendste, zärtlichste Freund; Feinde kannte, so bezeugt sein vertrautester Freund, der ihn von Kindheit an gekannt, sein Herz nicht, denn Groll und Haß waren seinem stillen Sinne fremd, und auch bei Anderen suchte er bei jeder Gelegenheit vor allen Dingen Unfrieden und Zwiespalt beizulegen.

Gegen Arme und Verlassene aller Art war er ein freigebiger, milder Freund, auch, wo es darauf ankam, ein unerschrockner, muthiger Vertheidiger.

In der Seelsorge bei seiner Gemeinde war er so unermüdet treu, so ernst, so angelegentlich und wachsam, daß er sich selbst manches verkennende Urtheil, ja sogar Lästerungen durch diese Treue zugezogen. Ihm lag das Wohl jeder einzelnen Seele, die zu seiner Gemeinde gehörte, so sehr am Herzen, als einem christlichen Hausvater das Wohl jedes einzelnen Mitgliedes seiner Familie. Er hielt es daher für seine Pflicht, auch in den Häusern und bei jeder andern günstigen Gelegenheit, die Irrenden väterlich ernst und freundlich zu ermahnen und zurecht zu weisen, was dem lieben Manne, der, wenn es möglich gewesen, gern Alle auf seinen Händen in den Himmel getragen hätte, als Einmischen in fremde Angelegenheiten ausgelegt wurde. Selbst mit seiner Kinderlehre, die er zum vielfältigen Segen, am Sonntag

Nachmittag hielt, nahm er es so genau, daß er jedesmal am Sonnabend Nachmittag die Kinder zu sich in seine Wohnung berief, um sie auf die rechte Weise vorzubereiten. Er begann und endete die Vorbereitung jedesmal mit einem Gebet aus dem Herzen, dann diktirte er den Catechumenen einige Sätze, wovon er jeden besonders durchging, ließ die Beweisstellen in der Bibel aufschlagen, und begleitete seine Lehren mit so herzlichen, tief in die Kinderseelen eindringenden Ermahnungen, daß auch diese Stunden, wie die vor mir liegende schriftliche Lebensbeschreibung eines Freundes unsers seligen Kießling bezeugt, einen bleibenden Segen für Viele brachte, die daran Theil nahmen. Rehberger hätte gar wohl als Schriftsteller zu glänzen, oder, was dem christlichen Manne vielleicht noch größere Lockung hätte werden können, viel Gutes als solcher zu wirken vermocht, aber seine Zeit und Kraft gehörten zunächst der Gemeinde und allen ihren einzelnen Gliedern, welche der große Herr der Heerde seiner Obhut anvertraut hatte. Daher hat er, außer seinem Bibelwerk und seinen Liedern, nichts geschrieben, und selbst von seinen Predigten, welche sämmtlich überaus gründlich gearbeitet waren, sind nur wenige zufällig bekannt geworden.

Als Gatte (er vermählte sich, schon im reiferen männlichen Alter, mit der Wittwe seines Vorgängers) und Vater war er lieb und treu und sorgsam.

Wo er sich in Gesellschaft fand, waren seine Unterredungen lieblich und mit Salz gewürzt; seine Urtheile scharfsinnig und freimüthig; seine Zunge im Reden und Schweigen gleich vorsichtig. Ein einziges Beispiel dieser Vorsicht möge hier noch aus seiner Lebensbeschreibung stehen.

Es war Einer aus seiner Gemeinde gestorben, der als ein ganz besonders böser Mensch bekannt gewesen. Man verlangt von dem Prediger eine Leichenpredigt. Da Rehberger auf die Kanzel kommt, sieht er die ganze Kirche gedrückt voller Leute. Gleich beim Eingang zu seiner Predigt äußert er daher seine Verwunderung, daß er heute eine so zahlreiche Gemeinde vor sich sehe, da sie sonst bei dergleichen Gelegenheiten am schwäch-

sten zu sein pflege. Er müsse daher besorgen, daß Viele nicht aus den lautersten Absichten, sondern etwa dazu erschienen wären, daß sie hören möchten, was er von dem Verstorbenen sagen werde. Diesen wolle er gleich im voraus eröffnen, daß sie dann in ihrem Erwarten sich würden getäuscht sehen. Er werde von dem Verstorbenen gar nichts sagen, da sein Lebenswandel der ganzen Gemeinde ohnehin bekannt genug gewesen. Er sei auch nicht aufgetreten, den Todten zu predigen, sondern den Lebendigen. Hierauf hielt er eine so nachdrückliche und rührende Bußpredigt, daß wohl allen Zuhörern der Sinn, mit welchem Viele hergekommen (geistig einen Stein auf das Grab des Verstorbenen zu werfen), vergehen mochte, und jeder in sich selbst genug zu sehen und zu thun bekam, als daß er noch hätte mögen dem Todtenrichter in sein Amt greifen.

Zum Schluß dieses Abschnittes möge hier noch das Urtheil eines andern trefflichen Predigers und Seelsorgers über den seligen Rehberger stehen, eines Mannes, der nach Rehbergers Tode eine große Lücke in unsers Kießlings Leben ausgefüllt hat, und uns daher auch in dieser Lebensbeschreibung noch näher bekannt werden soll: das Urtheil des seligen Pfarrers Esper. Dieser lernte zwar Rehberger nur aus den Schriften und der Lebensbeschreibung kennen, die ihm mehrere Jahre nachher Kießling zusendete. Aber sein Urtheil ist tief und wahr. Denn obgleich gar viele Thatsachen bezeugen: daß Rehbergers Predigten nicht blos auf weiter geförderte Christen, sondern auch auf Anfänger, auf fern Stehende, ja auf Feinde des Christenthums, auf Gebildete und Ungebildete, einen gewaltigen und tiefen Eindruck machten und aus allen diesen Klassen von Zuhörern Viele, nicht blos dem Worte, sondern der lebendigen That nach, für das innere Christenleben aufweckten und gewannen, so hat dennoch des seligen Espers Ansicht von der Schwerhörigkeit der größern Mehrzahl für solche Predigten einen Grund für sich, von welchem wir in einem spätern Abschnitte dieser Lebensbeschreibung ausführlicher werden sprechen können.

„Mit der Lebensgeschichte des seligen Predigers Rehberger haben Sie mir einen sehr betrachtungsvollen Abend gemacht. An seinen Schriften finde ich etwas ganz Eigenes, das ich noch bei wenig Lehrern bemerkt. Es ist ein Strom der Rede in denselben, der, wo er nur überhin geht, Fruchtbarkeit nach sich läßt. Haben diesen vortrefflichen Mann aber auch wohl immer seine Zuhörer verstanden? Wo Erfahrung des Christenthums in einer Seele war, da sind seine Reden gewiß Kraft Gottes gewesen. Die Uebrigen hatten wohl Ohren und hörten, wußten aber dabei nicht, was sie gehört, — lobten den Vortrag, ohne von dessen Inhalt etwas zu erfahren; vernahmen es, und verstanden es nicht."

„Warum hat der Herr des Weinberges aber diesen so treuen Arbeiter so früh zu seiner Ruhe gerufen?" —

„Diese Frage ist mir oft bei Durchlesung des so rührend geschriebenen Lebenslaufes desselben in die Gedanken gekommen. — Warum wird der über wenig treu gefundene Knecht aber so bald über viel gesetzt? Warum bekommt der redliche Streiter so früh seine Krone? Warum dringt der Herr der Kirche seine redlichsten Knechte der Welt, wider ihren Willen, nicht länger auf? Diese Fragen lösten mir die ersten auf."

„Wir machen aus dem mühevollen Wallen auf Erden gar zu viel Wesen, daß wir den längeren Weg durch die Wüste für eine größere Wohlthat, als den kürzeren, die Helden Gottes für würdiger des langen Kampfes, als des beschleunigten Krönungstages halten. Es hängt eben die schlechtere Hälfte von uns immer an dem, wovon sie genommen — und Erde mischt sich, ohne daß wir es merken, in die Gesinnungen, in die Urtheile des Geistes mit ein. So lange dies blos menschliche Schwachheit ist, so lange übersieht es unser gnädiger Herr." —

Endlich möge hier noch, gleichsam als zu dieser Lebensgeschichte gehörend, das Neujahrslied von dem seligen Andreas Rehberger stehen, das ich schon öfters für Freunde im nördlichen Deutschland abgeschrieben habe, und nun lieber allen meinen Freunden, die es noch nicht kennen, gedruckt mittheilen

will. Es geht nach der Melodie: „Nun lob meine Seele den Herren.“

Herr, der du deinen Namen
Durch Wohlthun an uns herrlich machst
Und über deinen Samen,
Den du erwählst, so liebreich wachst;
Jehova, dessen Treue
Uns unverändert liebt
Und stündlich sich aufs Neue
Uns zu bewundern giebt!
Entflamme mein Gemüthe,
Das deinen Ruhm besingt,
Und für so reiche Güte
Ein armes Opfer bringt.

Unendlicher Erbarmer!
Erstaunend bet' ich vor dir an,
Wer bin ich Staub, ich Armer,
Daß du so viel an mir gethan?
Anstatt im Zorn zu lohnen,
Wie ich um dich verschuld't,
Trugst du mich mit Verschonen
Und zärtlicher Geduld.
Dein vielfach milder Segen
Bekrönte jeden Schritt,
Und auf gebahnten Wegen
Ging Gnad und Wahrheit mit.

Herr, wie muß ich mich schämen,
Daß ich so schlecht dafür gedankt!
Du ließt mich Alles nehmen,
Was ich von deiner Hand begehrt.
Doch Dir mich ganz zu geben,
Im Glauben Dir allein,
Mit Geist und Leib zu leben,
Dir redlich treu zu sein,
Und ganz in Dich zu dringen —
Fehlt es am Willen nicht,
Doch wo bleibt das Vollbringen,
Zu dem ich mich verpflicht't?

Wie manche schöne Stunden
Der schnell entflohnen Gnadenzeit
Sind ungebraucht entschwunden,
Und im Geräusch der Welt entweiht.
Wie viele von den Gaben,
Die Du mir hast gegönnt,
Sind ungenützt vergraben
Und liederlich verschwend't!
Wie war ich doch so träge,
Zu thun, was mir gebührt,
Wie langsam auf dem Wege,
Der in den Himmel führt.

Laß Jesu! Gnade finden
Die Seele, die nicht ruhen kann,
Als bis die Last der Sünden
Von dem Gewissen abgethan.
Ach sprich ein Wort und blicke
Auf Dein gebeugtes Kind,
Wirf hinter Dich zurücke,
Was sich von Schulden find't;
Laß keine mich beschämen!
Und in das neue Jahr
Nichts von dem alten nehmen,
Was Dir mißfällig war.

Laß deinen Geist mich stärken,
Zeuch immer näher mich zu Dir,
Und laß mich stündlich merken,
Wie mächtig deine Kraft in mir.
Hilf Herr, laß es gelingen,
Gieb Glauben, Muth und Fleiß,
Dir viele Frucht zu bringen,
Zu deines Namens Preis.
Laß mich stets brünstig flehen,
Und auf die Ewigkeit
Den guten Samen säen,
Deß sich die Ernte freut.

Soll mir ein Jahr der Leiden
Und Prüfungen bestimmet sein,
Stellt sich auf allen Seiten
Bei mir des Kreuzes Trübsal ein;

Nun so gescheh dein Wille;
Nur schenke mir in Dir
Gelassenheit und Stille,
Und halte fest bei mir.
Ich weiß, von guten Händen
Kommt doch nichts Böses her,
Das Kreuz, das sie mir senden,
Drückt doch niemals zu schwer.

Hast Du, Herr meiner Tage!
In diesem Jahr mein Ziel bestimmt,
An dem der Wallfahrt Plage
Und Schmerz und Leid ein Ende nimmt;
O mit welch großen Freuden,
Wenn deine Gottes Macht
Dein gnäd'ges Vollbereiten
An mir zu Stand gebracht,
Sink ich Dir in die Hände,
Und feire mit der Schaar,
Die triumphirt ohne Ende,
Mein Hall- und Jubeljahr.

4. Ein neuer Mitreisender.

Wenn wir das vorhergehende Kapitel dieser kleinen Lebensbeschreibung: Finden und wieder Scheiden überschrieben, so könnte dieses hier: und Wiederfinden heißen. Denn Gott ließ unsern jungen Tobias, der nach dem Tode des seligen Rehberger als ein 24jähriger Jüngling wie verwaist dastand, nicht lange ohne einen guten Engel, welcher ihn auf seinem Wege nach Meden geleitete.

Es wird uns, ganz besonders in dieser Lebensbeschreibung, wo die seligen Früchte eines stillen, mit Christo in Gott verborgenen Lebens nicht selten an Andern, welche sich diesem befruchteten Strome näherten, schneller in die Augen fielen als an jenem selbst, öfters nöthig sein, von diesen Andern, von den Freunden und geistigen Kindern unsers seligen Tobias zu reden, in deren Wesen und Wirken sich das der Welt verborgene Angesicht dieses Stillen im Lande deutlicher offenbarte, als es sich auf den Gassen der Welt gezeigt. Der Mann aber, aus dessen Leben der Schreiber dieser Blätter einige Züge, so wie er sie aus dem Munde des seligen Kießling vernommen, hier mittheilen will, gehörte nicht zu den Spiegeln am Wege, nicht zu den Bäumen am Bache, nicht zu den geistigen Söhnen unsers Seligen, sondern zu seinen geistigen Vätern, war selbst ein segensreicher Strom, welcher Tausenden Erquickung gab und frisches Leben. Eigentlich ist es aber nicht Einer, von welchem hier die Rede ist, sondern es sind Zwei: die beiden

trefflichen Pfarrer Esper, Vater und Sohn, in Frauenaurach und Uttenreuth, jener nachmals Superintendent in Culmbach, dieser in Wunsiedel. Diese beiden Männer erscheinen in ihrem ganzen Wesen und Wirken so übereinstimmend und wie aus Einem Stück gegossen, daß sie hierin ganz für Einen Mann stehen, und auch in einigen der in diesem Abschnitte folgenden Züge für Einen Mann stehen mögen.

Jene scheinbar einsamen Kämpfer im Reiche des Göttlichen, welche das Salz der Erde, der eigentlich fest stehende Fels in der Geschichte der Menschen sind, auf und an welchem sich die vorübergehenden glänzenden Erscheinungen, an denen die gewöhnliche Weltgeschichte ihre Ergötzung hat, heute zeigen und morgen schon nicht mehr sind, stehen nicht so allein, als es scheint. Sie gehören zu einer überall offenbaren und eben hierdurch der Welt in der That geheimen Gesellschaft, deren älteste Mitglieder, wie schon oben erwähnt, etwa so alt als der Mensch sind. Sie haben das Privilegium niemals zu sterben, denn wenn auch Einer sich so stellt vor den Augen der Welt, als wenn er stürbe, so hört er doch nicht auf, für seine Gesellschaft thätig und lebendig gegenwärtig zu sein. Ja, die da jenseits, wirken mehr für die gemeinschaftliche Sache, als die armen, vom Schweiße triefenden, vom Bache am Wege trinkenden, noch sichtbaren Mitkämpfer, vor Allen aber das ewige, unsichtbare Oberhaupt.

Es ist gut, ein Mitglied in dieser Gesellschaft zu sein, welche freilich Alles in Allem ist, nur nicht politisch, denn ihr Reich ist nicht von dieser Welt.

Wenn ein Glied leidet, leiden die andern mit; wenn ein Glied sich freuet, freuen sich die andern auch. Sie kennen sich auch unter einander, denn sie haben ein geheimes Abzeichen, und wer das versteht, der muß selbst ein Eingeweihter sein; das Abzeichen ist: wahre Herzensdemuth, treue, feste Liebe zu Gott und dem Nächsten, Geduld und Glauben.

In Fürth lebte ein Schullehrer, welcher diese Abzeichen an

sich hatte, ohne daß er sich den andern Mitgliedern des geheimen Bundes sonderlich genähert hätte; denn dieser Bund hat das Besondere, daß seine Mitglieder nicht von andern Menschen, sondern von dem unsichtbaren Oberhaupte selbst erst gezogen, dann gesalbt, dann geweiht werden, und öfters kann einer bis da hinüber über die Gränzen der Ewigkeit incognito reisen, ohne daß selbst die Brüder es merken, daß er ihres Gleichen ist.

Vigitil, der Schullehrer in Fürth, reiste aber nicht lange incognito, denn die Früchte, die er am Lebenswege austheilte, machten die Person des Reisenden gar zu kund.

Nun, dieser Vigitil hatte in seinem Garten, hinten am Wohnhaus, gar schöne Nelken, einen Topf am andern. Die Schule, wo er den Samen des Wortes Gottes treulich ausstreute, war ihm wohl sehr lieb, aber die Nelken? — Er konnte doch des Nachmittags um 5 oder 6, wo des lieben, fleißigen Mannes Schule endlich einmal aus war, kaum die Zeit erwarten, bis er hinauskam zu seinen lieben, schönen Nelken, und dachte wohl schon, während die Kinder das Abendlied in der Schule sangen, manchmal mehr an die schönen Nelken, als an unsern Herr Gott.

Nun, lieber Gott! es ist auch etwas Schweres, so 10 bis 12 Stunden hinter einander deine muthwillig springenden Lämmer zu weiden, bis Du erst ganz in uns eingekehrt bist, und du es bist, du ewig Ausdauernder! der die Lämmer weidet, und nicht wir. Denn wir sind nicht sehr geduldig und ausdauernd, wir sind ohne dich ein armer Staub, den der nächste Augenblick so oder anders gestaltet oder verweht.

Da kam denn einmal im Sommer ein starkes Hagelwetter und schlug meinem lieben Schullehrer in Fürth alle seine schönen Nelken zusammen. Das that freilich weh, da der liebe Mann am Abend, ganz ermüdet vom langen Schulhalten, hinauskam und keine einzige Nelke mehr fand.

Aber nach etlichen Tagen kam die Facher Botenfrau und brachte ein großes Paquet und einen Brief. Der Brief war von dem lieben seligen Esper in Frauenaurach. Der wünschte

dem Manne Glück, daß unser Herr Gott es mit ihm so genau nähme, und ihm das, woran sein Herz, vielleicht zu sehr gehangen, genommen habe. Indeß, da er selbst Freude an Blumen habe (Esper, Vater und Sohn, waren, wie wir nachher sehen wollen, eben so vertraut mit dem Buche der Natur als mit dem der heiligen Schrift), sende er ihm hier eine Anzahl Nelkensenker von seinen besten, die ihm vielleicht ein kleiner Ersatz für seinen Verlust sein könnten. Zugleich ladet er ihn ein, er solle ihn einmal besuchen, und sich dann in seinem Garten unter seinen Blumen umsehen und ihm nur sagen, von welchen er Ableger oder Zwiebeln oder Samen haben wollte.

Die Nelken werden eingepflanzt, und manche blühen schon in dem Sommer gar herrlich. Da tritt einmal eines Tags ein Herr zu unserm Schullehrer herein, ein gar ansehnlicher Mann. Es war ein solcher, der nicht incognito reisen kann, denn es strahlte eine gar besondere Majestät aus seinem Angesicht und Wesen. Unser lieber Schulmeister glaubte, das sei eine irdische Majestät, und da der Mann nicht recht weltlich aussah, so meinte er, es sei ein hoher Prälat oder Bischof aus der Nähe.

Der aber sagte, ich bin Esper, der Ihnen die Nelken geschickt. Da sahen sich die Beiden in die Augen und gewannen sich lieb, und der Schulmeister versprach, er wolle den Herrn Pfarrer ehestens einmal besuchen.

Aber das war keine leichte Sache. Denn der Herr Pfarrer Esper, Vater und Sohn, war als ein — damals sagte man — Pietist, aus der Frankeschen Schule, oder auch wohl gar Herrnhuter (doch vergleiche man damit einen Brief, der nachher folgen wird) gar sehr verschrieen, und das hohe Consistorium hatte alle Augenblicke etwas an dem Manne auszusetzen und zu bestrafen.

Doch wagt es der treffliche Cantor aus Fürth an einem Sonntage, und geht auf einem Umwege herunter nach Frauenaurach. Da wird er gar freundlich aufgenommen vom lieben

Pfarrer Esper und bewirthet, und an den schönen Blumen im Garten kann er sich nicht satt genug sehen. Abends um fünf will er denn auch mit in die sonntägliche Erbauungsstunde des Herrn Pfarrers gehen, von der er so viel Gutes und Schlimmes gehört hat. Aber da er nun eben hineintreten will, da sieht er gar viele vornehme Leute aus Nürnberg uud Fürth, und will doch nicht gern daran, so unter die Leute, die ihn nachher verrathen möchten, hinein zu gehen.

Da winkt ihm aber Einer: komm herein, du Gesegneter des Herrn, warum willst du so draußen stehen? Und der Schullehrer geht hinein und findet, zuvor schon innig bewegt durch den lieblichen, melodischen Gesang, in den lebenskräftigen Worten, die der selige Esper spricht, einen bleibenden, in die Ewigkeit hinein wurzelnden Segen.

Am Abend kommt er wieder nach Fürth. Da ist es ihm freilich nicht gleichgültig, als ihn am folgenden Tag oder bald darauf der Herr Oberpfarrer oder Decan zu sich kommen läßt. Er merkt wohl, was die Ursache sein mag, indeß, denkt er, die Sache ist es wohl werth, daß man ein muthiges Wort unter vier, und wenn es nöthig wäre, auch unter tausend Augen spricht, und wir wollen nicht verleugnen, was wahr ist.

Der Herr Oberpfarrer fragt: nun, Sie sind in Frauenaurach beim Pfarrer Esper in der Erbauungsstunde gewesen? — Ja, sagte der Schullehrer. — Und wie hat Ihnen sein Vortrag gefallen? — Da sagt der muthige Cantor: Ja, so, Herr Decan, habe ich noch Keinen gehört, der predigt gewaltig und lebendig, und das greift ein ins Herz. — Aber der wackere Decan, der doch auch ein Prediger war, den der Schullehrer oft genug gehört hatte, anstatt ihn zu schelten, wie es der Schulmeister erwartet, sagt blos: „Ja, das habe ich doch schon von Vielen gehört, daß der Esper ein gar besonderer Prediger sei. Ich möchte ihn auch einmal predigen hören!"

Dieser Schullehrer Vigitil aus Fürth war wohl einer der ersten, durch welchen unser seliger Tobias mit Esper,

den wir von nun an eine große Strecke Weges immer Hand in Hand mit ihm erblicken werden, bekannt wurde.

Hören wir denn noch eine Geschichte aus dem Mnnde des seligen Tobias Kießling, dem ich wohl trauen wollte; eine Geschichte, die, wenn der Leser will, wohl in einige Verbindung mit dem Leben des seligen Esper (Sohn oder Vater) zu setzen wäre. Sie mag aber passirt sein, wem sie wolle, die Geschichte ist wahr und schön.

Die Welt kann solche Menschen, die gar nicht ihrer Art sind, nicht gut leiden. Ja, Etliche unter uns fürchten sich wohl auch vor ihnen, denn wir sind nicht wie sie. Aber, o lieber Gott! laß uns doch einstmals werden, wie einer der Aermsten unter denen, welche sich an der Freude jener Seligen von ganzer Seele freuen und an Dir freuen.

Es war einmal ein guter Pfarrer, der war bei dem Ober-Consistorium in *a* gar verrufen. Er sollte und mußte eben ein Pietist und ich weiß nicht was sonst sein, und war doch nur ein Christ.

Von Zeit zu Zeit wurde er vor das Ober-Consistorium berufen, und hart gestraft und gescholten über sein Conventikelwesen (so nannte man es, wenn der Selige auch außer der Sonntagspredigt bei der und jener Gelegenheit, wo er einzelne oder auch mehrere Glieder seiner Gemeinde beisammen fand, diesen — anderes konnte er ja nichts — ein Wort des ewigen Lebens sagte) und über seinen Pietismus (lieber Gott! Dein Leben heißt heut so und morgen so). Aber er war des Dings gewohnt, und sah am Ende eben so freundlich aus, wenn ihn die Leute schalten, als wenn sie ihn gelobt hätten.

Eines Tages war und stand er auch vor dem hochwürdigen Consistorium. Und es war ihm, ich weiß nicht mehr wie oder durch welche neue Einrichtuug, vor Kurzem eine kleine Einnahme, die bis dahin mit seinem Amt verbunden gewesen, entzogen worden. Die Lasten des Amtes waren aber dieselben. Da nun die Strafpredigt und die Verweise, die er empfangen, aus waren, sagte der gute Pfarrer: er hätte auch noch

eine Bitte. Die Herren wüßten vielleicht kaum, daß ihm durch eine neue Einrichtung die und die Einnahme entzogen worden sei, und er hätte doch die Arbeit noch immer, wie vorher, sie sollten doch so gut sein und ihm jenes Geld lassen, denn die Kinder würden jetzt groß, und forderten deshalb mehr Ausgaben, und es sei den Herren wohl bekannt, daß er mit seiner starken Haushaltung nun schon so manches Jahr auf einer sehr armen Pfarrei wäre, wo also ans voraus Hinsparen nicht zu denken gewesen sei.

Da sagten die Herren im Ober-Consistorium, sie wunderten sich sehr über die Dreistigkeit des Herrn Pfarrers, und daß er, welcher doch erst eben einen scharfen Verweis von ihnen bekommen, auch noch um Gehaltszulage zu bitten sich unterstünde. Am Ende meine er wohl noch gar, auch eine bessere Pfarrstelle zu erhalten? Er solle doch zufrieden sein und Gott danken für das, was er habe, mehr und Besseres werde er wohl so leicht nicht bekommen.

Da spricht der Pfarrer lächelnd, denn er weiß, wer eigentlich hier was zu sagen hat:

„Meine Herren, wenn Der da oben, der Herr seiner Gemeinde, es will, müssen Sie mir noch die beste Pfarrei im Lande geben.“

Die Anderen lachten freilich etwas über die starke Einbildung des guten Mannes, aber Der, welcher doch in Allem, was dich und mich, zeitlich und ewig betrifft, das Hauptwort zu sagen hat, lachte des Glaubens an Ihn auch bei einem armen Landpfarrer nicht.

Ungefähr um jene Zeit, oder bald nachher, geschah es, daß der Fürst jenes Landes, dessen irdischer Bürger unser Pfarrer war, nach Italien reiste. Es war Sonntags Vormittags, und die Glocken zum Frühgottesdienst läuteten in den Dörfern und Städten umher. Der Fürst, der ein wohlmeinender Herr war, hatte in seinem Wagen seinen Leibarzt bei sich, einen vielgereiseten, aber auch in den Wegen Gottes nicht unerfahrnen Mann. Da sagte der Fürst: Ich hätte doch rechte Sehnsucht, wenn

ich so das Läuten der Glocken am Sonntage höre, einmal wieder einem deutschen evangelischen Gottesdienste beizuwohnen. Könnte ich doch gleich jetzt bei dem ** in *** sein, und von ihm eine christliche deutsche Predigt mit anhören.

Ja, sagte der Leibarzt, oder könnten Eure Durchlaucht bei dem Pfarrer E.... in *r* sein, der predigt deutsch und christlich, daß es Jeder versteht.

So? sagte der Fürst, Er spricht das auch? Ich habe viel von dem gehört. Mein Ober-Consistorium, weiß ich wohl, kann den Mann nicht leiden, sie nennen ihn einen Pietisten; aber ich habe doch auch schon von vielen ordentlichen Leuten, die das wohl verstehen, gehört, er sei ein gescheidter, ein frommer, ein rechtschaffener Mann, der den Leuten die Wahrheit sagt, wie sie es verdienen, was sie dann freilich immer nicht leiden wollen.

Der Leibarzt erzählte nun von dem lieben E.... was er wußte, er kannte ihn schon als Naturforscher, hatte aber wohl auch mehr als eine Predigt bei ihm angehört, mehr als einen stillen Sonntagsnachmittag bei ihm zugebracht.

Da sagte der Fürst:

Er soll mir das nicht umsonst gesagt haben. Da habe ich eben einen Bericht von dem Ober-Consistorium in *a*. Die Superintendentur in *u* ist erledigt, und es ist wohl mit die beste Pfarrei im Lande. Die Herren haben freilich Einen aus ihrer Mitte vorgeschlagen für die Stelle, aber ich meine, der ehrliche E.... hat lange genug gesessen auf seiner armen Pfarrei, der kann wohl endlich auch einmal einen ordentlichen Pfarrdienst haben.

Gleich an der nächsten Station, bei welcher Mittag gemacht wurde, schrieb der freundliche Fürst unter das eigenhändige Rescript, das er eben nach *a* erlassen wollte, noch als Antwort auf den zuletzt erhaltenen Bericht über die Erledigung und Wiederbesetzung der Superintendentur in *u* den Befehl, daß man, dies sei sein ausdrücklicher Wille, dem Pfarrer E** in *** die erledigte Superintendentur in *u* übertragen

solle, und zwar unverzüglich, ohne erst noch über die Sache weiter zu berichten.

Einige Zeit nachher wurde unser Pfarrer wieder vor das Ober-Consistorium citirt. Er sagte es der Hausfrau: ich muß heute noch fort, vors Ober-Consistorium; die Herren müssen eben doch wieder was an mir auszusetzen haben. Morgen Abend komm' ich wills Gott wieder, und so heb' mir dann, wenn ich auch spät kommen sollte, ein paar Kartoffeln und einen Napf Milch auf.

Da der Pfarrer zu den gestrengen Herren Ober-Consistorialräthen hineinkommt, sind sie freundlicher als sonst. Sie nennen ihn Herr Pfarrer, und bieten ihm sogar einen Stuhl an zum Niedersetzen, was sonst ihre Art eben nicht gewesen. Erst werden wohl die alten Streitsachen noch schließlich berührt wegen Conventikel-Wesen und Pietismus, die nun einmal anhängig waren, aber sehr glimpflich und bald vorübergehend.

Darauf wird dem „Herrn" Pfarrer eröffnet, daß ihm auf ausdrücklichen Befehl Seiner Durchlaucht die Superintendentur in *u* übertragen sein solle.

Der Pfarrer wundert sich wohl etwas, und erstaunt freudig. Dann aber (denn es war ein gar rachsüchtiger Mann) kann ers doch auch nicht lassen, eine Rache an den Consistorialräthen zu nehmen. Denn er sagt mit Thränen der Rührung in den Augen: Sagte ichs Ihnen nicht, meine Herren: wenn es Gottes Wille wäre, müßten Sie mir noch die beste Pfarrei im Lande geben? Ich bin wohl der Unwürdigste von Allen zu der Stelle, und hab mir nie davon träumen lassen; aber weil ich Gottes Vermögen über alles Menschenvermögen so angerufen und herausgefordert habe, und Er mich auch so wundervoll und unvermuthet gehört hat, so bin ichs schuldig, dem Willen Gottes und meines durchlauchtigsten Fürsten zu folgen, und gehe gern von meiner armen Gemeinde, bei der ich zu sterben gedachte, nach *u*.

Also von den lieben seligen Pfarrern Esper, Vater und Sohn, in Frauenaurach und in Uttenreuth, Culmbach und Wunsiedel, war vorher die Rede.

Unser seliger Tobias kannte sie beide und dankte ihnen gar viel; es kannten sie aber auch gar viele andere Leute. Denn diese beiden Esper waren gar weidliche Männer, mächtig an Geist und Gnade und Kraft, mächtig in der Schrift, und, was der Welt auffiel, gar ausgezeichnet an Gelehrsamkeit und vielseitigen Kenntnissen.

Da einmal Esper, der Vater, in einer benachbarten großen Stadt die dortige berühmte Bibliothek besuchte, gingen viele Geistliche der Stadt — unter ihnen einige sehr gelehrte und belesene Männer — hinauf, um jenen Erzpietisten, von dem sie so viel gehört, doch auch zu sehen. Da waren sie alle gar erstaunt, als sie die geistvollen, von tiefer, ganz eindringender Kenntniß zeugenden Bemerkungen des Mannes über die bedeutendsten bekannteren oder nicht sehr bekannten Bücher und Schriftsteller, aus den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens, vernahmen.

Pfarrer Esper, der Sohn, war ein eben so durchgebildeter Mann, und, so wie sein Bruder, der Professor in Erlangen (denn das lag in der Familie), ein gar ausgezeichneter Naturforscher, wie dies sein bekanntes Werk über die Muggendorfer Höhlen bezeugen kann, während dagegen von seinem Witz, seinem gesunden, treffenden Urtheil und von seiner kräftigen Originalität ein anderes Buch zeugt, dessen Bekanntschaft ich jedem meiner Leser wünschen möchte: „Wahrhafte und merkwürdige Schicksale reisender Personen, nebst den dabei sich äußernden Denkmalen der göttlichen Vorsehung.“ Erlangen in der Waltherschen Buchhandlung.

Dieser Johann Friedrich Esper, der Sohn, Pfarrer in Uttenreuth und nachmals Superintendent zu Wunsiedel, war denn der gute Engel, der unsern seligen Tobias, nach seines Rehbergers Tode, eine große Strecke des Lebensweges Hand in Hand und gar treu und fest geleitete. Und wer diesem lieben

Schutzengel recht in seine großen schwarzen Augen sehen und ihn gleichsam von Angesicht zu Angesicht kennen lernen will, der lese nur zuerst den Brief von ihm an den seligen Tobias, der zu Ende des 6. Abschnittes steht. Von welcher Art übrigens die Liebe war, die zwischen Beiden bestand, und worauf sie einzig sich gründete, mag die hier nachstehende Stelle aus einem Briefe des seligen Esper an unsern Kießling bezeugen, der einer der frühesten des kleinen Briefwechsels zwischen Beiden, dessen eine Hälfte vor mir liegt, gewesen zu sein scheint:

„Welch eine Frage aber, die Frage, ob ich Sie liebe, legen Sie mir, Allertheuerster, vor. Sollten Sie es für möglich halten, daß ich der Gefühllose sei, der den Freunden, der den Brüdern seines Monarchen nicht in der feurigsten Liebe zugethan sein möchte? Bis hin vor den Thron des Ewigen will ich Sie lieben: aber keinen Augenblick mehr, wenn Sie aufhören ganz Deß eigen zu sein, der Sie mit blutiger Erlösungsarbeit sich zu seinem Eigenthum errungen. Ich lasse mir diese Freundschafts-Bedingung auch von Ihrer Seite gefallen. Von allen Geschöpfen verdienten wir in dem Falle verabscheut zu werden; nie aber sollen die Feinde unsers Goels ein Untreuwerden erleben. Ermannen Sie sich, oder besser, stärken Sie mich durch das Beispiel Ihrer felsenfesten Vorsätze, zu diesem Entschluß."

5. Die zweite Taufe.

Ein lieber, mit den Wegen Gottes wohlvertrauter Mann hat einmal gesagt: jeder Christ, den Gott zu einer großen öffentlichen Wirksamkeit für Sein Reich auf Erden bestimmt hat, und der nicht wenigstens einmal in seinem Leben mit einer ganzen Fluth von Lästerungen getauft ist, der ist noch nicht recht getauft. Nun, der liebe Mann mag wohl da Recht haben, wenigstens wurde unser seliger Tobias mehr als einmal in seinem Leben auf solche Weise getauft und wieder getauft, und ließ sich diese öftere Wiederholung nicht verdrießen, sondern war immer heiter und guten Muthes dabei, als sei es ihm eine Freude, um Seines Namens willen Streiche zu erleiden; ja nach

jeder solchen Taufe wurde er nur desto eifriger in dem, worüber ihn die Leute schmähten.

Die erste Taufe der Art erging über ihn kurz nach dem Tode des seligen Rehberger. Nach dem Hinscheiden dieses geliebten Lehrers schlossen sich nämlich die vertrauteren und rücksichtlich ihrer Gesinnung näher verwandten Freunde und Zuhörer desselben mehr und mehr aneinander, und Viele, die sich früher kaum dem Namen nach gekannt, oder sich bei den Vorträgen des seligen Rehberger eben nur gesehen hatten, reichten sich über das Grab des theuern Mannes hinüber die Hand zum gemeinschaftlichen Pilgerlaufe. Zu diesem kleinen Häuflein gesellten sich denn auch mehrere von den als Pietisten verschrieenen Freunden des älteren Esper in Frauenaurach, namentlich der oben erwähnte Cantor Vigitil zu Fürth, und auch wohl Einige, die sich zur Brüdergemeinde hielten; welche Gemeinde vielleicht schon seit der Zeit, wo sich der selige Graf Zinzendorf auf der ihm damals zugehörigen Unterbürg bei Nürnberg aufgehalten, immer einzelne Mitglieder in der Stadt und ihrer Umgegend zählte. Alle diese in der äußeren Form der Einzelheiten sehr verschiedenartigen Menschen stimmten darin überein, daß es der Mehrzahl unter ihnen mit dem Einen, was noth thut, mit dem Heil, das in und aus Christo gefunden wird, ein rechter treuer Ernst war; ein Ernst, den man eben dieser Mehrzahl auch im Leben und Wandel ansehen konnte.

Nun weiß man ja, wie das geht, eben dieser Ernst ist den Leuten nicht recht. Sie fühlen sich durch ein solch ernstes, unverrückt auf eine innere und obere Lebenssonne gerichtetes Angesicht selbst dann, wenn es schweigt, wo es schweigen darf, belästigt, gedemüthigt und gestraft. Eben darum ist denn immer der stille, in Gott verborgene Wandel des rechten treuen Christen der Welt nicht blos Thorheit, sondern Gegenstand des Hasses gewesen, eines Hasses, der aber freilich leider gar oft eine scheinbare Rechtfertigung in jenen Aergernissen findet, welche, wie wir denn auch gleich nachher im nächsten Abschnitte einige solche Beispiele sehen werden, aus der Mitte derer her-

vorgehen, die sich äußerlich zu den ernster gesinnten Christen halten, ohne selbst solche zu sein. Eben diese Aergernisse, zusammen mit einer, damals noch auf den Kanzeln herrschenden Orthodoxie, die öfters in Verfolgungssucht, z. B. gegen die sogenannten Pietisten aus der Franke=Spener'schen Schule ausartete, gaben dann zugleich den Stoff zu den Lästerungen und Verfolgungen, welche nun auch über unsern Tobias ergingen.

Wo einmal Leben ist, da bewegt sichs und kann sich daher nicht lange verbergen; wovon das Herz voll ist, davon geht dann auch der Mund über, zur rechten Zeit und zur Unzeit. Die Früchte des neuen Lebens, besonders aber jene, wie sie die Welt nennt, pedantische Sauertöpfigkeit und finstere Laune, welche alles das, woran sich andere Leute am meisten freuen und was sie für das Höchste halten, als Schaden und Koth achtet und von sich legt, fallen gar bald in die Augen, auch wenn ein solcher Mensch, wie denn das bei unserm Tobias von ganzem Herzen der Fall war, weit davon entfernt ist, die Kinder etwa deshalb gering zu achten oder gar zu richten und zu verdammen, weil ihnen noch buntes Kinderspiel, und das Lachen über Kinderspiele gefällt. Kommen sie einmal durch Gottes Gnade zum Jünglings= oder Mannesalter in Christo — und möchten sie doch Alle dahin gelangen! — so werden sie schon von selbst das Kinderspiel weglegen.

Kein Wunder also, daß es unserm Tobias eben so ging, wie allen Menschen dieser Art, und daß sogar die, welche ihm dem Fleische nach am nächsten standen, zum Theil selbst irre an ihm wurden, oder sich wenigstens auf eine Zeit lang von den vielen irrenden Urtheilen, welche sie von Andern über ihn hören mußten, befangen fühlten.

Denn selbst der Beichtvater des Hauses, der vielleicht hierin auch nur nach dem urtheilte, was er von Andern gehört hatte, ließ unsern Tobias, als er einige Monate nach des seligen Rehbergers Tode im Kießlingischen Hause einen Besuch machte, vom Comptoir heraufrufen und setzte dem ar=

men Jüngling mit einer eifernden Redseligkeit, welche diesen gar nicht zu Worte kommen ließ, überaus hart zu. Unter Anderem warf er ihm vor: „daß er sich zu den Herrnhutern hielte, in ihre Zusammenkünfte ginge, die Geschäfte versäumte, und unter dem Schein des Guten manche Bosheit triebe. Er solle nur Alles eingestehen, die Warnung zu Herzen nehmen und sich ja gleich von allen Solchen trennen und in der Stille für sich bleiben.“

Unsrem guten Tobias that es freilich weh, von einem so geehrten Manne Beschuldigungen der Art hören zu müssen, zu denen sein Gewissen nicht Ja sagte, um so mehr, da die Eltern und Verwandten durch das Urtheil dieses so angesehenen Geistlichen nur noch tiefer an ihm irre werden mußten; indeß beweist das, was er am Abend desselben Tages über diesen ganzen Auftritt in sein Tagebuch hineinschrieb, daß er damals schon gar wohl verstand, solche bittere Arzneien heilsam für sich anzuwenden. Er beginnt mit einem herzlichen Gebet für sich, den er selbst für einen armen Anfänger in allem Guten hält, und für die theuern, lieben Seinigen alle. Seine Aeußerungen über den Mann, der ihn heute so betrübte, sind voll Liebe und Schonung, und sein fester Vorsatz war: er wolle demselben, unter dem Beistand des Geistes der Gnade, noch innigere, bessere Liebe und Achtung beweisen als vorhin, und es ihm hierdurch in der That zeigen, daß der Geist der rechten Christen-Frömmigkeit es sei, der ihn leite und führe.

Was aber den einen Hauptpunkt der Klage, seinen Umgang mit andern ernsten Christen, betrifft, so bleibt es für ihn bei der Regel: „Wer recht thut, der ist gerecht, den liebe ich und habe Gemeinschaft mit ihm.“

Uebrigens blieb es hie und da in Beziehung auf unsern Seligen nicht blos bei einer kalten Behandlung und allerhand Vorwürfen, sondern einzelne Aeußerungen im Tagebuche lassen vermuthen, daß ein und der andere, der gerade nicht zur Familie gehörte, aber im Geschäfte des Hauses war und bei den Eltern viel galt, seinen Widerwillen gegen den ernsten, treu

meinenden jungen Mann bis zu wirklichen Bedrückungen und Verfolgungen habe steigen lassen. Und dennoch wurde wenigstens einer von diesen Verfolgern durch das Gebet, so wie durch die Geduld und liebevolle Sanftmuth des Jünglings so ganz gewonnen, daß er aus einem Feinde sein innig verbundener und gleichgesinnter Freund und Bruder für mehr als eine Welt geworden.

Aber alle die Leiden und Mißkennungen, von denen wir eben redeten, betrübten unsern seligen Tobias lange nicht so sehr, als die bittern, schmerzlichen Erfahrungen, die er eben um jene Zeit (etliche Monate und zum Theil etwa ein Jahr nach seines Rehbergers Tode) an Solchen machen mußte, die er für treue, gleichgesinnte Christen gehalten hatte. Und es waren nicht die letzten Erfahrungen der Art, die seine treue Seele zu machen hatte!

Ja, in solchen Fällen, wo Aergernisse wie eine allverheerende Fluth aus der Mitte der vermeintlichen Christusfreunde hervorbrechen, ist es nicht etwa der Spott und die allgemeine Lästerung aller Andersgesinnten, welche dem rechten, treuen Christen, der dann freilich auch seinen Theil reichlich mit davon hinwegbekommt, so sehr zu Herzen geht, sondern es ist ein anderer, tieferer Schmerz, welcher, wie ihn der weiter unten angefügte Brief des seligen Esper beschreibt, mehr betäubt und unheilbarer nagt, als der leibliche Tod auch der liebsten und nächsten Freunde.

Obgleich diese Leiden unsers Seligen im Grunde genommen noch zu der zweiten Taufe, von welcher wir hier in diesem Abschnitte sprachen, gehörten, indem die stadtkundigen Geschichten, welche jene inneren Leiden veranlaßten, ganz hauptsächlich dazu beitrugen, das Feuer des Spottes und der Verlästerungen über Tobias und seine Freunde recht heiß anzuschüren, so wollen wir ihnen doch hier einen eigenen Abschnitt gönnen, dessen Inhalt zwar für Viele nicht sehr angenehm, aber immerhin lehrreich, und durch den herrlichen, am Ende des Abschnittes angefügten Brief des seligen Esper sogar erbaulich sein kann.

6. Wollt ihr auch weggehen?

So fragte unser Heiland die Zwölfe, nach Joh. 6, V. 67., als viele seiner Jünger, nachdem sie aus seinen Reden voll tiefen Ernstes einen Anstoß an ihm genommen hatten, hinter sich — von ihm hinweggegangen waren. Petrus aber antwortete im Namen aller: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Eben so wird denn auch noch heut zu Tage mancher Christ gefragt, besonders dann, wenn Aergernisse aus der Gemeinde hervorbrechen und Tausende lästern machen, Viele auch irre werden lassen an diesem ernsten, schmalen Wege des Lebens. Unser lieber Tobias wurde bei seiner zweiten Taufe auch so gefragt, aber er antwortete: Herr, ich lasse dich nicht! wie sein alter Klaumbauer in den Stunden seiner siebenten und letzten Trübsal geantwortet hatte.

Es wird in diesem Abschnitte abermals Einiges zur Sprache kommen, was von den ersten Zeiten des Christenthums an der allgemeinen Anerkennung desselben in den Augen der Welt — nach menschlicher Ansicht — den größten Eintrag gethan hat, und was nun einmal, sowohl in der Geschichte der gesammten christlichen Kirche, als auch in der Geschichte jedes einzelnen ernsteren Christenlebens, nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann. Vielleicht ist es am besten, einen auch in unsern Tagen so oft zur Sprache gekommenen, allerdings widrigen Gegenstand gleich hier am Eingange dieser Lebensbeschreibung scharf ins Auge zu fassen: die Aergernisse nämlich, welche Solche, die sich Christen nennen und zu den ernsteren Christen sich halten, zuweilen durch eigene Schuld geben, und hierdurch dem Christennamen Schande zufügen vor den Augen der Welt. Ja, es ist nun einmal so: schon unter den zwölf Aposteln gab es einen Judas; unter den ersten Christen, in den lieblichen Tagen der Apostel, einen armen, vom Eigennutze betrogenen Ananias und seine Sapphira; überall, wo man in der Kirchengeschichte hinblickt, einzelne Schwärmer, Irrgläubige,

welche beide den stillen Weg des Wortes Gottes verlassen hatten; ja furchtbar Lasterhafte und Uebelthäter, die sich Christen nannten und zu den Christen hielten. Und doch wird wohl Niemand, welcher die Stärkung kennt, die der Genuß des Brodes giebt, das Brod verdammen und von sich werfen, weil gestern einer seiner Brüder an einer im Brode verschluckten Nadel nach vielen Schmerzen gestorben ist.

Jedoch wir treten dem Gegenstand des Anstoßes selbst näher: —

Leider sind, besonders in Zeiten, in denen das Christenthum noch einer äußerlichen Achtung genießt, etliche von denen, welche sich durch fromm scheinende Worte, durch öfteres Besuchen des öffentlichen Gottesdienstes, Lesen des Wortes, Beten und Singen, den äußeren Anschein von Christensinn und Christenwandel geben, arge Heuchler, welche unter der angenommenen Larve äußeren Vortheil, Ehre bei den Menschen, und die Befriedigung der bösen Lüste ihres Herzens suchen. Solchen Menschen wird gewöhnlich, wie jenem aus Eigennutz beim Heiland verweilenden Judas, ihre Todtenlarve noch während des Lebens abgenommen, und sie erscheinen auch in den Augen der Welt als das, was sie sind: ein offenes Grab voll schauderhaften Moders, in der That viel schlimmer, tückischer, boshafter, als die schlimmsten unter denen, welche jene Menschen „Kinder der Welt" zu nennen gewohnt sind.

Manche Andere von denen, welche sich zu den wahrhaften oder scheinbaren Frommen und Stillen im Lande halten, sind durch eine fromme, häuslich stille Erziehung der auswendigen Form nach — zu diesem Wege von Jugend an gewöhnt, der ihnen als der rechte zur Seligkeit gepriesen worden. Sie haben jenes Angesicht gegen Angesicht Stehen, jenes lebendige Gebet zu dem nahen, ja immer wirklich gegenwärtigen Gott, wovon wir oben sprachen, noch niemals an sich selbst erfahren, sie haben noch niemals eigentlich gelebt und gekämpft in Gott, aber ihre noch faule Liebe wähnt, es sei schon genug gethan mit dem äußerlichen Mitmachen der Mie=

nen, Worte und sichtbaren Gewohnheiten eines frommen Menschenlebens.

Viele von diesen werden, wie ja unser seliger Tobias es auch wurde, nachmals inne, daß es ein wirkliches, lebendiges und nicht blos ein nachgeahmtes und nachahmendes, daß es ein noch immer bestehendes, gegenwärtiges, nicht blos ein ehemaliges und vergangenes Leben im Christenthum gebe, und werden mit überwindender Gewalt der Gnade, deren magisches Wort sie zum Theil mit gutem Willen im Munde führen, zu diesem Leben hingerissen und geweckt. So lange es bei diesen Menschen aber noch kein rechter, wahrer Ernst geworden, nach dem vorgesteckten Kleinod in täglichem Wachen und Beten bis aufs Blut zu ringen, so lange sie das innere Leben des Christen noch nicht an sich selbst erfahren und kennen gelernt haben, sind sie freilich nicht das, was sie äußerlich scheinen und selbst von sich meinen: innerlich sinnlich und, wie der Mensch von Natur, zu allem Bösen geneigt, äußerlich fromm und der gewöhnlichen Richtung der Menschennatur abgewendet und fremd.

„Tritt nun Anfechtung her,
So wehr,
Daß sie mich nicht umstoßen.
Du kannst machen,
Daß mir nichts bringt Gefahr,
Ich weiß, du wirst's nicht lassen."

Aber, der innerliche Mensch ist ja allein das, was eigentlich lebt und sich bewegt; der äußerliche ist etwa ein künstlicher Wolkennebel, der, wenn man in der Ferne steht, allerhand Gestalten von Bergen und Thälern und Seeen nachmacht. Scheint aber die Sonne von obenher darauf, so steht, anstatt der anscheinend hohen Gebirge mit Zacken und Seeen, eine arme, sandige Ebene mit gar nichts da. Ja, mit etwas Schlimmerem als gar nichts: mit Abgründen voller Ottern und stinkenden giftigen Lachen.

Es ist wohl ein guter starker Engel bei den meisten von solchen wohlerzogenen Menschen, der auch viele von ihnen her=

ausreißt aus dem Schlafe: der gute Engel des Gebetes der Eltern, der ersten Jugendeindrücke, und der Bekanntschaft mit Gottes Wort, wenn auch nur dem Buchstaben nach. Aber meistens müssen sie erst, auch die von ihnen, welche erhalten werden, aus Erfahrung inne werden, daß die Mauern, hinter denen sie sich sicher wähnten, keine rechten Mauern waren; und ja, der Feind bricht ein, zu einer Zeit, wo sie sagten: es hat keine Gefahr; und sie fallen wie andere Menschenkinder.

Auch solche arme Menschen bringen dann durch ihren Fall der stillen, ernsten, eigentlichen Gemeinde der Christen, mitten unter den Kindern unsers Tages, gar viel Spott und Haß und Verdruß; ihnen selbst aber dient ihr Ausgleiten öfters dazu, daß sie auf festerem Grunde stehen lernen.

Aber es giebt noch eine dritte Art von Menschen, welche den gesegneten Eindruck, den das stille Leuchten des Lichtes, das die, welche den Herrn wahrhaft lieben und sein sind, verbreiten, ringsumher wirken müßte, am meisten verlöschen und stinkend machen vor den Augen der Leute. Ja, viel lieber laß Du uns doch noch heute sterben und hinweg sein von den Augen der Welt, die dich hasset, als unter diese Dritten fallen! — Diese dritte Art sind solche, welche eine Zeit lang fein liefen auf dem Wege des Lebens, und haben Gott gekannt und gefürchtet und geliebt, und er hat ihnen, wie immer, noch ehe sie Ihn liebten, und noch mehr, seitdem sie Ihn liebten, viel Gutes, ja viel tausend Gutes, innerlich und äußerlich gethan. Aber sie machten Frieden, da kein Frieden ist; sie legten die Waffenrüstung des Christen gar bald ab, und fanden die Ruhe am Anfange des Weges süßer, als das Weitergehen in der heißen Tagesstunde. Und da sie so verweilten, schien ihnen bald der eine, bald der andere Theil der blühend aussehenden Tiefe da unten, die sie eben verlassen, schöner und bequemer, als der steile Berg, über welchen sich ihr einsamer Weg seitdem gezogen. Und sie wendeten sich hinabwärts, und der Fuß gleitete aus.

Ja, mit solchen Menschen ist es dann auch zehnmal schlim-

mer, als es vorhin war. Solche thun, wenn die Stunde der Versuchung kommt, einen schweren Fall. Ach, und einen Fall, welcher dem Christenthum nicht blos in den Augen seiner Nichtkenner schadet, sondern welcher — und das ist der schwerste — zuweilen viele von den Armen und Kleinen und Schwachen, welche noch Anfänger oder auch schon Kämpfer und Läufer auf dem Wege des Lebens sind, mit hinunterreißt in den Abgrund. Wiewohl auch dann öfter der Geist gerade in der Seele der Armen und Kleinen auf die oben erwähnte Frage: „wollt ihr auch weggehen?“ spricht: Herr, wohin sollen wir gehen? Wir bleiben dennoch bei dir, denn du hast Worte des ewigen Lebens. — —

Hier will ich zuerst deiner gedenken, arme, gute Mila! obwohl dein Fall vielleicht unter keinen jener drei Arten des Ausgleitens und Versinkens gehörte, von denen wir oben sprachen. Wohl mag es sein, daß du irdisches Feuer mit himmlischem, irdische Liebe mit göttlicher vermischt, und jene zur furchtbaren Gewalt über dich gesteigert, ja daß du auch hierdurch schwer gefehlt hattest; aber dein langes, tiefes Seelenleiden war für dich nicht das, als was es die Welt betrachtete: kein Hinwegkommen, kein Hinweggerissenwerden von Ihm, sondern ein heißes Läuterungsfeuer, in Seiner Nähe, vor Seinem liebenden Angesicht. Du hast nun längst ausgekämpft, und selbst unser blödes Menschenauge glaubt hier das Ende des verborgenen Weges durch den trüben Nebel zu erkennen: — du hast das weiße Kleid empfangen und einen neuen Namen, welchen Niemand weiß, als der ihn empfängt.

Ein gutes, frommes Landmädchen, die Tochter wohlhabender Eltern, war nebst Andern durch die Predigten des seligen Rehberger, noch da dieser der Gemeinde von St. Jobst vorstand, erweckt worden, und zeigte durch die Früchte der Demuth und des Glaubens, daß sie es wirklich treu und ernst meinte. Sie liebte einen Jüngling mit gar heftiger Neigung, der sie dann verließ oder ihre Liebe verschmähte, und gerieth darüber in eine tiefe Melancholie, welche zuletzt die Eltern nö-

thigte, sie unter ärztliche Aufsicht und erfahrene, beständige Wartung in das Irrenhaus zu geben. Hier sah sie unser seliger Kießling, der sie vielleicht schon früher gekannt, oder wenigstens von ihr gehört hatte.

Er erinnerte sie an das Gute, das sie ehemals aus der Predigt des göttlichen Wortes empfangen. Da fing sie an zu weinen und betete als Antwort das alte Lied:

Wie ein gejagter Hirsch bei schwülen Sommertagen
Nach einem schattigen und kühlen Brunnen stöhnt;
Ein müder Wandersmann, der Last und Hitz' getragen,
Sich nach des Weges End' und nach der Ruhe sehnt:
So eilt mein lechzendes, beladenes Gemüthe,
Immanuel, zu dir und deiner Güte.
Die Welt hat weiter nichts, als Hülsen, Spreu und Schaalen,
Wobei der arme Geist von keiner Ruhe weiß — —
Nur Wahrheits-leere Träum', die, wenn wir dann erwachen,
Uns noch viel durstiger als wir gewesen, machen u. s. w.

K. fragte sie, ob sie denn in keinen besseren Zustand kommen möchte?

Sie antwortete: „O ja, im Himmel."

K. Wie will Sie's denn machen?

M. „Der Heiland macht die Gottlosen gerecht, weil Er für sie gestorben."

Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade,
Seine Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schade,
Er ist allein der treue Hirt,
Der Israel erlösen wird
Aus seinen Sünden allen.

Beim Abschied sagte ihm noch die arme Mila: „er käme wieder hinaus. Nun hätte der Herr Jesus so viele Kinder draußen in der freien Welt, ihnen solle er doch sagen, daß sie für sie beteten."

Ich laß dich nicht! du Hülf in allen Nöthen.
Leg Joch auf Joch,
Ich hoffe doch,
Auch wenn es scheint, als wolltest du mich tödten.

Mach's wie du willst mit mir.
Ich halt mich fest an dir.
Verstelle dein Gesicht,
Du Hülf in allen Nöthen!
Ich laß dich nicht,
Ich laß dich nicht!

So hatte das arme Mädchen öfters helle Stunden, worin sie die demüthigste Gottergebenheit und kindliches Gottvertrauen zeigte, und die rührendsten Worte sprach. Zu manchen Stunden war sie dann auch wieder gar unruhig, und bedurfte der genaueren Aufsicht. Ueber ihr Ende, oder überhaupt über den Ausgang ihrer Leiden, ist dem Schreiber nichts weiter bekannt. Er erinnert aber bei dieser Geschichte an eine ähnliche, die er an einem andern Orte: Symbolik des Traums S. 218. der neuen Auflage, den Basler Sammlungen nacherzählt hat.

Obgleich nun die Geisteskrankheit jener armen Jungfrau aus ganz natürlichen Ursachen kam, und die Entstehung derselben auf keine Weise mit den erweckenden Eindrücken zusammenhing, welche Rehbergers Predigten auf sie gemacht hatten, wohl aber ihr Benehmen mitten in ihrem Seelenleiden; so hat es doch auch schon damals nicht an Solchen gefehlt, welche den Wahnsinn der unglücklichen Jungfrau ganz und allein Rehbergers Predigten und ihren „sogenannten Erweckungen“ zuschrieben. Um so mehr, da um dieselbe Zeit noch eine Geschichte mitten unter jenen ohnehin vielverkannten Freunden des Seligen stattfand, wodurch noch ungleich mehr Stoff zu Lästerungen und Schmähungen gegeben wurde.

Unter jenen Männern, welche Kießling schon durch den seligen Klaumbauer, den Salzburger, hatte kennen gelernt, war einer Namens *r*, ein stiller, ernster Bürgersmann, welcher in seinem Haus und in seinem Berufe treu und ausdauernd war, sonst aber keine größere Freude und gewöhnlich auch keine andere Erholung in der Welt kannte, als sich mit den Seinigen (seiner Frau und seinen Kindern), oder mit einigen gleichgesinnten Brüdern, oder mit der ganzen Gemeinde durch Gebet und Gesang zu erbauen. Dieser *r* hatte eine Frau,

welche, wie es scheint, äußerlich fromm erzogen und gewöhnt war, und an ihres Mannes stiller Lebensweise, ihren eigenen Gewohnheiten und anerzogenen Ansichten nach, nichts auszusetzen wußte, der aber doch vielleicht im Grunde genommen diese Lebensart, wenn sie dieselbe mit jener der Nachbarn und Nachbarinnen verglich, etwas langweilig däuchten mochte. Indeß sie war die meiste Zeit hindurch äußerlich still und ehrbar.

Gewöhnlich aber bekam sie dann jährlich einmal zur bestimmten Zeit einen Zustand, worin sie ihrer selbst nicht mächtig schien und öfters auch, gleich einer völligen Wahnsinnigen, einer gar genauen Aufsicht bedurfte. Aber dieser Zustand war freilich bei der bedauernswürdigen Frau von ganz andrer Art, als jener der armen Mila. Er fing sich meist mit den Aeußerungen des ausgelassensten und unsinnigsten Hochmuthes an und mit den Aeußerungen einer andern, thierischen Leidenschaft, welche im Grunde genommen die nächste Verwandte und Schwester des Hochmuths ist: mit jener der Wollust. Sie mißhandelte und beleidigte dann (denn Grausamkeit ist das dritte Uebel in jenem Bunde) Alle, die ihr zu nahe kamen, Alle, die ihr am meisten angingen.

Der arme Mann trug dieses Leiden Jahre lang mit stiller Gottergebenheit und Geduld, und wohl nur die, deren Hülfe er nothgedrungen ansprechen mußte, wußten genauer darum. In dem ersten Jahre nach Rehbergers Tode kam indessen die Sache zu einem so öffentlichen Ausbruche, daß die ganze Stadt davon zu erzählen wußte.

Diesmal war der Anfall ganz besonders heftig. Die bedauernswerthe Kranke versuchte es auf jede Weise den Mann zu kränken und zu erzürnen, aber der blieb immer ernst und sanft und still, sowie die andern Mitglieder der Familie auch, und die gewöhnlichen häuslichen Uebungen zur Erbauung gingen ihren täglichen Gang fort.

Nun lebte in ihrem Hause eine, wie es scheint, Verwandte ihres Mannes oder ihrer selbst, eine fromme, stille, ernste Jungfrau, welche den schwereren Dienst im Hause versah.

Auf diese warf sich diesmal ganz besonders ihr Haß, weil sie alle Kränkungen und Beleidigungen, welche sie ihr anthat, mit gar so gelassenem Sinne ertrug.

Obgleich die Frau selbst ihren Mann gar gut kannte, und, wie sich nachmals aus ihrem eigenen Geständniß ergab, von ganzer Seele von seiner Unschuld überzeugt war, so bemühte sie sich dennoch, auf einmal beide, den Mann und jene Jungfrau, mit den sonderbarsten und sinnlosesten Aeußerungen der Eifersucht zu kränken. Je öfter und mehr sie in ihrem eigenen Hause die Rolle einer Eifersüchtigen gegen den frommen, stillen Mann gespielt, und da sie, je weniger die Hausgenossen alle auf eine so wunderliche Beschuldigung achteten, nur immer heftiger geworden war, destomehr mochte ihr jene seltsame Rolle am Ende eigenthümlich geworden sein. Sie spielte sie nun auch gegen die Nachbarn, und diese, froh darüber, doch einmal aus dem Hause eines solchen stillen Mannes etwas zu erzählen zu haben, stellten sich, als glaubten sie ihre Erzählungen.

Da wuchs die Dreistigkeit der Lügnerin immer mehr. Sie lief zuerst, mit einer übel ausgedachten Bosheit, in der Stadt bei den Kundleuten ihres Mannes umher, um diesen zu verkleinern, dann aber ging sie zum Herrn Schöff von ***, welcher wahrscheinlich weder sie noch ihren Mann jemals gekannt hatte, sagte zu diesem: sie sei ein armes betrübtes Weib, und erzählte dann auf ihren Mann und jene stille Jungfrau in ihrem Hause, Geschichten, wie sie nur der Wahnsinn erfinden konnte.

Der sonderbar anscheinende Zusammenhang der Erzählung, welche, wie sich bei der weiteren Untersuchung ergab, auch gar keinen Grund in und für sich hatte, schien Glauben zu verdienen: die Jungfrau wurde sogleich vor Gericht gefordert, und obgleich ihre ernsten, offenen Antworten auf alle Fragen, und die weiter mit ihr angestellten Untersuchungen hinlängliche Zeugnisse ihrer Unschuld hätten sein können, so wurde sie dennoch, auf die leidenschaftlich dringende Aussage der Frau hin, welche diese auf jede Weise bekräftigte, einstweilen als eine hartnäckige Läugnerin einer großen Schuld, in strengen Gewahrsam gebracht.

Es war Samstags, und erst am Montag konnte das Verhör weiter fortgesetzt werden. Den Sonntag über bleibt die arme Frauensperson in dem strengen, unterirdischen, öffentlichen Gefängniß.

Da werden ihre Thränen, ihre Klagen, ihr Gebet: daß Gott sich an ihr, als Retter der Unschuld offenbaren und verherrlichen wolle, so laut, daß man sie im ganzen Gefängnisse hört und daß der Gefängnißhüter, gerührt durch ein „so außerordentliches Bezeugen“, sie auf eigene Gefahr aus dem unterirdischen Kerker hinaufführt in ein besseres Zimmer, in welchem Frauensleute saßen, welche hier einen erwiesenen und von ihnen selbst eingestandenen Leichtsinn abbüßten. Aber die Gespräche dieser Personen betrübten sie mehr als der finstere Kerker, und sie bat den Kerkermeister, er wolle sie doch um Gottes willen lieber in ihr einsames Winkelchen zurückbringen.

Indeß war die wahnsinnig-leidenschaftliche Frau, der ihre seltsame Erdichtung bei dem Herrn Schöff so leicht geglaubt worden, am Sonntag nach dem Gottesdienst auch zu ihrem Beichtvater, einem ernsten, ehrenwerthen Mann, gegangen. Diesem erzählte sie abermals, was sie gestern dem Herrn Schöff erzählt hatte: „sie sei ein gar sehr betrübt Weib und wolle nur dem Herrn Beichtvater von ihrem Manne und der Katharine, die bei ihr sei, berichten“ u. s. w.

Der Beichtvater aber kannte den Mann und diese Frau genau. Er war ganz erschrocken über jene boshafte Erdichtung, und nachdem er vernommen, daß durch dieselbe eine ganz unschuldige Person ins Gefängniß gekommen sei, sagte er der Frau ohne Hehl: „sie sei es eigentlich, die boshafte Frau eines guten Mannes, welche längst schon ins Gefängniß hätte kommen sollen. Und sie werde auch noch hineinkommen, denn sie könne nichts als Böses thun.“

Am andern Tage war denn ausführlicheres Verhör über die arme K a t h a r i n a. Da ergab sich, als alle Aussagen und das Resultat der demüthigendsten Untersuchungen genau erwogen waren (wobei denn auch die Aeußerungen des armen, tief ge-

beugten Mädchens, voll Ernst und Salbung der Unschuld und Gottesfurcht, den Richtern tief ins Herz trafen), daß der arme übel beschuldigte Mann und die Jungfrau vollkommen unschuldig, die Frau aber, wie sie es dann auch nachher eingestand, einer vorsätzlich falschen Anklage schuldig sei.

Die Unschuldige wurde ehrenvoll entlassen, und die Schuldige, welche jener die Falle erst gegraben, unter lautem Beifall des Volkes, in das Gefängniß hineingeführt, das jene eben verlassen.

So gut auch diese ganze Sache für Kießlings Freund geendigt hatte, so gab sie doch abermals Stoff genug, über die „sogenannten Frommen oder Herrnhuter," wie man sie auch nannte (ohne daß weder Kießling noch sein Freund zu jener Gemeinde gehörten), zu spotten und zu lachen. Aber ein anderer Fall, von noch schwererer, ernsterer Art, welcher auch einige Monate nach Rehbergers Tode statt fand, gab eine noch furchtbarere Veranlassung zu Lästerungen.

Der Bruder eben jenes trefflichen, frommen Schullehrers Vigitil in F., der, wie es scheint, sich auch schon seit längerer Zeit zu den Freunden des seligen Kießling hielt, stürzte sich selbst von der hohen steinernen Emporkirche bei St. Sebald hinunter aufs Kirchenpflaster, und starb, ich weiß nicht ob sogleich oder bald nachher, an den Folgen dieser Gewaltthat. Der Leichnam wurde, nach damaliger strengerer Sitte, mit Schande auf einer Schleife durch die Stadt geführt und unter dem Hochgericht begraben.

Und so trat denn noch ein Fall ein, auf welchen wohl auch in dem schriftlichen Nachlasse des Seligen hingedeutet sein mag, der aber dem Schreiber dieser Blätter aus einer anderweitigen mündlichen Nachricht bekannt geworden, wo ein Mann, auf welchen unser Kießling ganz ungemein viel Vertrauen setzte, und welcher als ein Eiferer für die Wahrheit auf viele Menschen mächtig wirkte, nachmals Aergerniß gab und sich der Verachtung der Welt bloßstellte, den ernster Gesinnten aber viele Schmerzen machte.

„Da könnt ihr wieder sehen," sagt zu solchem Allen die Welt, „daß diese sogenannten Frommen entweder solche sind, welche Andere durch ihren frommen Schein betrügen, oder selbst Betrogene sind, welche ein falsches Feuer ihrer Gefühle, ein Dampfgebilde ihrer Phantasie für etwas Göttliches halten und sich dadurch in die größte Gefahr, selbst der Verrücktheit und des Wahnsinnes stürzen."

Ja, wir wissen wohl, welche Gefahren dieser einsame Weg habe. Denn wir haben nicht (allein) mit Fleisch und Blut zu kämpfen; sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.

Aber wir wissen auch, Gott Lob! weshalb und wornach wir diesen Weg, der allerdings seine Gefahren hat, und höhere, als die Welt weiß, laufen, und um was wir ringen. Steigt ja auch der Bergmann, der nach köstlichen Schätzen gräbt, ruhig und freudig hinein in die Tiefe, und weiß doch, daß da schon zuweilen Einer im Hinunterstürzen sich zerschmettert hat; und der Perlenfischer, der nach der köstlichen Perle hinuntertaucht in die Tiefe des Meeres, achtet es nicht groß, daß da unten der Haifisch mit aufgesperrtem Rachen und der Adlerroche, der mit seinen Flügelflossen wie eine dunkle Wolke über ihn daherfährt, auf ihn lauern, sondern er weiß, wornach er hinuntertaucht.

Solche aber, wie der war, dessen stilles Leben wir hier betrachten, gleichen mehr einem Bewohner des hohen Alpengebirges, das über die Ebene, nahe am Ufer des Meeres, hinaufragt. Einem Alpenmanne, der da oben in der Höhe heilsame Kräuter sammelt für seine kranken Brüder, und der alle die Edelsteine und das Gold, das da drinnen in den Klüften des Berges wächst, gar wohl kennt und sein eigen nennt. Es ist wohl wahr: der Betrunkene mit seinem taumelnden Schritte, und der Halbschlafende, der mit verschlossenen Augen gehen wollte, oder der Leichtsinnige, der hier auf unserer Höhe immer nur hüpfen und tanzen will, der läuft große Gefahr

in den Abgrund hinabzustürzen, und sich zu zerschmettern. Wer aber im Licht des Tages wandelt und auf seine Schritte merkt, der geht hier oben sicherer, als da unten im Thale, am Ufer des stürmischen Meeres und in der sumpfigen Ebene voll giftiger Ausdünstungen und Schlangen und Gruben, in die man gar leicht stürzt.

Siehe da! bei uns die Knaben von neunzig Jahren und die Jünglinge von hundert Jahren.

Ist es doch hier oben in dieser gesunden, reinen Luft, als wenn man das Friedensleben des Himmels selbst in sich athmete. Und wenn der arme Aelpler einmal hinunterkommt in die unruhige, geräuschvolle Ebene, wo ein immerwährender Krieg der wilden Leidenschaften bald da bald dort hereinbricht und Alles zerstört und verheert, wo die Feindseligkeit sich und Andern Gruben am Wege gräbt, in welche die Menge der Trunkenen und bei Abend Wandelnden stürzt, wo nirgends Zufriedenheit und Ruhe wohnen: so sehnt er sich doch bald zurück nach seiner Alpe, denn da oben giebt es wohl auch Gefahren, aber auch einen desto festeren, tiefer gegründeten Felsenboden: ewigen Frieden, Sicherheit und Stille, und einen Lebenshauch, den man unten in der Tiefe nie empfindet.

Nur noch auf eine Gefahr sei hier hingedeutet, welche Jene, die das Gebirge besteigen, gar wohl kennen: das Haupt des innern Menschen vor Allem zu bewahren, was Schwindel macht, wenn nicht auch die Füße alsbald hinuntergleiten sollen in die Tiefe.

Nämlich: wenn oftmals der äußere wie der innere Mensch noch ruhig sind, und es scheint keine Gefahr da, kommen wohl etwa Gedanken des Unmuthes, des Zornes, des Hasses gegen Diesen und Jenen, oder wohl auch Gedanken der bösen Lust. Da geschieht es nun gar oft, daß der Kämpfer, welcher einmal die Waffen angelegt und mitten im Kriege, umstellt von lauernden Feinden lebt, die Treue im kleineren Dienst: Wachen und Kämpfen im Gebet gegen jene ersten Keime des Bösen, versäumt, und die Gedanken frei gehen und ungehindert wieder

kommen läßt, die indeß noch nicht zur That durchbrechen, weil etwa noch Furcht vor dem Urtheil der Menschen, oder auch eine gute fromme äußere Gewöhnung in den Stunden des gewöhnlichen Lebens, wo die Leidenschaft noch nicht so sehr stark ist, diesen Durchbruch hindern. Einzelne kleine Bosheiten, bei denen das Gewissen sagt: thue es nicht, die aber die Welt nicht sieht, schleichen sich schon mit heran, ohne daß der schlafende Kriegsmann sie verscheucht. Aber nun kommt eine andere Stunde. Dieser oder jener scheinbar leichte Fehler, selbst nur in der äußeren Lebensweise, ein Verstoß gegen die Mäßigkeit, oder sonst eine äußere Aufregung, giebt auf einmal der längst schon im Verborgenen aufgewachsenen und stark gewordenen Leidenschaft eine furchtbare Gewalt, und der äußere Mensch, der ja nur ein Schatten des inneren ist, sinkt, als ein untergeordnetes Glied, mit da hinein, wohin das Haupt sich schon längst gestürzt hatte. Und zwar mit desto heftigerem Zuge nach unten, je länger und mächtiger der wilde Hunger hinter der Mauer einer guten äußeren Gewöhnung, oder der Menschenfurcht, zurückgehalten und groß geworden war; darum: „Mache dich mein Geist bereit" u. s. w.

Was unser Tobias bei allen den Vorfällen, deren wir in diesem Abschnitte erwähnten, gelitten, kann ihm nur der nachfühlen, der einer Gesinnung mit ihm ist. Die Frage aber, die bei dieser Gelegenheit innerlich und äußerlich an ihn erging, die Frage, die wir zur Ueberschrift des Abschnittes gewählt haben, beantwortete er durch die ganze That seines Lebens und Wandels, bis zum Grabe hin, auf dieselbe Weise, wie der gute Engel, der ihn von hier an eine große Strecke des Pilgerlaufes hindurch treu begleitete. Und so mag denn hier, als ein treuer Ausdruck der Gesinnung unsers Seligen und jedes recht treuen Christen in allen solchen Fällen, der Brief des seligen Esper an ihn stehen, der, obgleich er im Original ohne Datum ist, und mithin die Zeit, in welcher er geschrieben worden, sich nicht genau bestimmen läßt, doch seinem Inhalte nach ganz hierher gehört. Er mag, als vielleicht der erste Brief der kleinen Briefsammlung, die hier vor mir liegt, ganz unabgekürzt angefügt werden.

Theuerster Freund und Bruder.

Es hat mir in der That sehr leid gethan, daß ich letzthin des Vergnügens habe entrathen müssen, mit Ihnen mich in meinem Hause zu ergötzen; es ist mir deswegen vorzüglich angenehm gewesen, daß Sie mich durch einen Besuch in Briefen erfreuet haben.

Zur recht erwünschten Stunde ist mir Ihre Zuschrift gekommen. Sie hat ein ganzes Heer trauriger Gedanken zerstreut. Nur die Worte: „Gönner, Liebling und Verehrung" habe ich in Ihrem von der schätzbarsten Zärtlichkeit überfließenden Schreiben (Sie vergeben, daß ich es sage) nicht so gern als das Uebrige gelesen. Halten Sie mich doch für nichts, als Ihren Mitpilger, der in Ihrer Begleitung durch die Wüste nach dem Lande der Unsterblichkeit wandern will. Dieser einzige Ehrenname, Seine Pilger und Seine Bürger, wird allein noch Werth haben, wenn der Purpur so viel als der Bettelrock gilt. Jauchzend werden wir uns erinnern, daß wir auf dem Wege des Lebens einander nicht blos begegnet, sondern mit einander nach dem vorgesteckten Kleinod gelaufen, und zu dem Ergreifen desselben (o Herzog und Heerführer der Seligkeit! setze meinen Freund mir ferner zu diesem Segen) einander förderlich gewesen sind. Sollten Sie mir also in dieser großen Absicht nicht lieb, von Herzen lieb sein, sollten Sie noch fragen können? Wie mehr als jemals theuer werden mir diejenigen, welche Christum den Gekreuzigten kennen, und seinem Evangelio würdiglich wandeln, bei den gegenwärtigen, so betrübten Vorfallenheiten! —

Sie wissen, was ich hier denke. — — Ich bin aber außer Stande, Ihnen die Empfindungen meines Herzens, von denen ich noch voll war, als ich Ihre gütige Zuschrift erhalten, zu sagen. Nie hat mich eine Trauerpost noch so betrübt, als diese. Nachrichten von dem leiblichen Sterben unsrer Freunde müssen uns beugen, Nachrichten von dem Tod ihrer Seele betäuben. Für jenen Fall eröffnet uns die Offenbarung ihre Trostquellen, für diesen wollen sie zerrinnen. Sie, liebster

Freund, und unser recht zu Leiden gemachter Herr Vigitil, sind, da ich nach der ersten Betäubung wieder zu denken anfing, unter der Frage, ach wie wird diesem zu Muthe sein! mein erster Gedanke gewesen. — Der Fall ist schrecklich — — der zweite Speer in die Seite Jesu gestoßen — — die fürchterlichen Mühlsteine verwirkt — — zweimal todt — — wer hat noch rege Liebe Christi im Herzen und blutet nicht?

Vortrefflich schön, liebster Bruder! daß Sie wünschen, diesen Fall heilsam anzuwenden. Auch in dem Reiche der Gnade giebt es Arzneien, welche von Verstorbenen bereitet werden. Helfen Sie förderst beten, daß dem Gefallenen, um der Thränen Jesu willen, Kraft zu heißen Bußthränen gegeben werde. Sehnen Sie sich mit hinaus aus dieser Wüste, wo ein Pilger nach dem andern von dem Verderben ereilet wird, ach wo so viele, blutend an den Wunden des Gewissens, um uns da liegen. Sehen Sie mit mir täglich mehr ein, wie das menschliche Verderben so unerforschlich als der Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit ist. Lassen Sie den weit um sich greifenden Gedanken auch laut, laut, ohne Unterlaß in Ihrem Herzen schallen: wohl dem Menschen, in deß Geiste kein Falsch ist.

Es bleibe unser eherner Vorsatz: die Rüstung des Geistes nicht eher abzulegen, als bis wir den Todtenkittel angezogen haben; nie zu schlummern, als bis wir ruhen in unsern Kammern; nie zu sagen, es hat keine Gefahr, als bis die unverwelklichen Palmen in unsern Händen sind. Nur so werden wir gewinnen und den Sieg behalten.

Unter vielfältigem Dank folgen die beiden Traktätchen zurück. Die Erklärung über die Geschichte von dem verlornen Sohne hat Herrn Hofr. B. in Schleiz zum Verfasser und ist seine beste Schrift. Möchte er doch die beiliegende Predigt lesen, vielleicht ließe er sichs gereuen, daß er unsere evangelische Kirche in einem seiner Bücher die Brandstätte des ehemaligen Zions geheißen hat. Das ist sie, Gott Lob, nicht, wenn es gleich der Mutter von einer gewissen Art ihrer Söhne nachge-

sagt wird, welche sie deswegen gern zur Brandstätte machten, um *ihre* Pläne ausführen zu können.

Begehen Sie das nahe Weihnachtsfest unter Empfindungen, ob denen der Vater der Gläubigen sehnend ward, Seinen Tag zu sehen. Empfehlen Sie uns den theuern Ihrigen und glauben, daß ich für mehr als ein Leben bin

Dero

verbundenster J. F. E.

7. Die Früchte.

Wir werden nun in mehreren der nachstehenden Abschnitte die Blüthen und Früchte der jungen Saat sehen, welche in dem Herzen unseres seligen *Tobias* so freudig aufgegangen und in den ersten Stürmen treu bestanden war. Denn nur an den Früchten läßt sich die Art und Natur, die Gesundheit und Lebenskraft des Gewächses erkennen.

Die erste Frucht des neuen Lebens war, wie wir bereits oben bemerkten, innigere, tiefere Selbsterkenntniß, und eben hierdurch und hiermit auch innigere, tiefere Gotteserkenntniß. Vergleichen wir nämlich jene Tagebücher, welche der Selige vor seiner Bekanntschaft mit *Klaumbauer*, und vor der noch tiefer wirkenden mit *Rehberger* niedergeschrieben, mit denen, welche aus der späteren Zeit herrühren: so finden wir freilich in beiden, so oft vom eigenen Herzen die Rede ist, eine gar verschiedene Sprache. Denn in jenen dankt der liebe, etwa 22jährige *Tobias* Gott (und zwar, nach seiner damaligen Erkenntniß mit vollem Rechte), daß er ihm „ein solches Herz gegeben, welches Ihn — den Herrn (wenn auch in Schwachheit) allein liebt, ein Herz, das gern den Weg Seiner heiligen Gebote wandelt und seine höchste Lust und Freude findet an Gottes Lobe." In dem späteren Tagebuche dagegen findet sich fast auf jedem Blatte, wenn auch mit andern Worten, jenes heiße Sehnen und Gebet des tiefer in sein Inneres schauenden Geistes ausgesprochen, von welchem die Worte eines heiligen Liedes reden, die Worte: „Schaff in mir Gott ein reines Herz

und gieb mir einen neuen gewissen Geist; verwirf mich nicht vor Deinem Angesicht und nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir." Auf jedem Blatte fast jene Klagen, die nur Gott kennt und welche auch zunächst nur vor Gott gehören: jene Klagen der Seele, der es ein rechter Ernst ist, den Weg Seiner Gebote treu und unverrückt zu laufen, und welche sich bald gehemmt, bald zur Seite gewichen, bald auch wohl gar darniedergefällt sieht in ihrem Laufe. Ueberall aber sieht man auch dabei die feste Zuversicht der treuen Liebe, welche selbst dann, wenn sie es nicht mit der Freudigkeit des Aufrechtstehenden kann, vom Boden herauf jenen Anker festhält und nicht aus den Armen läßt, in welchem sie allezeit Kraft und Wiederaufstehen gefunden. Und mitten unter den Klagen das Jauchzen der innersten Christen-Freude, das der 103te Psalm so göttlich schön ausspricht: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen;" das Jauchzen der Seele, die sich in Seiner heilenden Kraft wieder jung geworden fühlt wie ein Adler, und sich erhebt auf Adlersfittigen, so hoch der Himmel ist über der Erde.

In jenen älteren Tagebüchern dankt also unser seliger Tobias für sein noch nicht tief genug gekanntes, von Natur und durch die Angewöhnung einer frommen, christlichen Erziehung weiches und äußerlich gutgeartetes Herz; in den späteren Tagebüchern aber klagt er über eben dieses nun näher gekannte Herz, und bittet Gott um ein neues, reines.

Und dies ist auch einer von jenen Punkten, in welchen die Gnade von der Natur, so oft sie dieser auf den Gassen der Welt begegnet, verspottet und mißverstanden wird. „Mich ekelt," sagt die Natur, „vor diesem Geschwätz von Sündhaftigkeit und Verderben, bei welchem sich oft arge Heuchelei und geistliche Eitelkeit und Gefallsucht unter der Larve der Demuth verbirgt. Ich meines Theiles gebe dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, bin kein Trunkenbold, noch Ehebrecher, noch Ungerechter, und was willst du denn weiter von mir? Ich gehe ja schon den Weg, den du als den einzi-

gen anpreisest; ich gehe ihn, wenn und wie ich mag und will."

Was zuerst die letztere Aeußerung anbetrifft, so sagt wohl auch zuweilen der Scorbutische, wenn er zum Tode matt, aber ohne alles Gefühl von Schmerz auf seinem Lager liegt, es fehlt mir nichts, ich fühle keine Krankheit, und wenn ich noch ein wenig geruht habe, will ich wohl auch aufstehen und herumwandeln, so wie ihr. Hat er aber erst das Aufstehen und das aufrechte, feste Herumgehen wirklich und im Ernste versucht, so erkennt er bald, daß ihm die Kräfte dazu mangeln, und ohne frische, kräftige Nahrung, ohne das lebendige Wasser und die Lebensluft des heimathlichen festen Landes immer mangeln werden, wie ihm dies der Arzt schon längst gesagt. Darum versuche nur erst das innere Aufrechtstehen und Herumgehen recht treu und im Ernste, und wenn der Versuch dich gelehrt, daß du wirklich das bist, was du nicht zu sein geglaubt, so bemühe dich auf den festen Grund und Boden zu kommen, um Nahrung zu nehmen und Luft zu athmen — der ewigen Heimath.

Was aber die erstere Aeußerung betrifft, daß jene Sprache der christlichen Demuth und Beugung gar leicht und oft von einem Schein-Christenthum, von welchem im vorhergehenden Abschnitte die Rede war, aus böser Tücke nachgeäfft, oder ohne eigentliches Gefühl und Wahrheit nachgelallt werde, so ist diese, leider! gar häufig wahr. Und allerdings ist es auch die heilige Sprache, welche das Herz des Christen zunächst und meist nur im verborgenen Kämmerlein mit seinem Gott redet, nicht aus Schaam vor der Welt, sondern eben weil es eine heilige Sprache des Herzens ist; es redet sie aber auch, wenn der innere Schmerz es dränget, mit dem Bruder; ja es kommen Zeiten, wo es zum Bekenntniß der Wahrheit selbst gehört, sie auch öffentlich, auf den Gassen der Welt, vor den Ohren der spottenden und mißverstehenden Menge zu reden, und dann hüte dich, o Mensch! über das Wort eines tiefen Ernstes blos deshalb zu spotten, weil es in einer Sprache gesprochen wird, welche dir noch gänzlich fremd und unverständlich ist.

Unser seliger Tobias sagt in seinem spätern Tagebuche: daß er, vor seinem inneren Erwachen, Gott noch nicht kannte. Und hierin liegt der Punkt des Aufmerkens. Der Mensch des Tages wandelt, auch wenn er einzelne Stunden hat, wo er auf seine Weise Gottes gedenkt, zunächst nur in der Gegenwart der sichtbaren Menschen und seines eigenen, hierin gar leicht befriedigten Herzens. Die Menschen sehen nicht Alles, was ich thue, noch weniger sehen sie, was ich fühle und denke: die innere böse Lust, den Neid, die Falschheit, den Haß. Das Herz sieht und bemerkt das wohl, wird auch wohl innerlich zuweilen darüber bestraft, und, je mehr es auf diese strafende Stimme hört, desto lauter und öfter, aber es beruhigt sich gar leicht mit dem äußern Schein, für den es lebt, und sagt: bin ich doch, wie mir die Leute so oft sagten, gut, und besser als tausend Andre, ja vielleicht so gut als irgend einer; und sei ich auch schwach und ein gebrechlicher Mensch, so ist Gott desto barmherziger. Ein solches Herz hat das eigentliche, innere Christenleben noch nie kennen gelernt. Dagegen wandelt der Mensch der Ewigkeit, welcher eben dadurch, daß ihm der Retter aus der innern Noth, daß ihm Gott auf einmal nahe getreten, aufgewacht ist zum Leben, in der Gegenwart des unsichtbaren, und dennoch innig nahen Gottes selbst. Und so sehr er es erfahren hat und täglich mehr und lebendiger erfährt, wie unergründlich tief und groß Gottes Liebe und Erbarmen sei, so sieht er doch nun auf einmal alles sein Thun, sein Denken und Wollen, nicht mehr wie vorhin in dem Spiegel des Menschenurtheils und seines eignen Herzens, sondern in einem ganz neuen Lichte, wie vor den Augen Gottes, welcher die Reinheit und Wahrheit, die Gerechtigkeit und Liebe selbst ist, und welcher auch in das verborgenste Innerste des Herzens schaut. Fühlen wir doch öfter schon in Gegenwart solcher Menschen, von denen wir sehr Hohes halten, jene Ungeschicklichkeiten und Fehler in unsern Worten und Thun, welche uns im Umgange mit minder Hochgehaltenen gar nicht auffielen, und lernt doch selbst der natürlich gute Mensch zuweilen Solche

kennen, in deren Gegenwart es ihm unmöglich scheint, etwas Leichtsinniges zu thun oder zu reden, oder deren bloßer Blick ihn straft und zurechtweist, so oft die Zunge sich verirrte. Wie vielmehr thut dies dann der Blick jenes unsichtbaren, und doch innerlich immer nahen, ja so gut als sichtbaren Auges, voll ewiger Liebe, ewiger Treue, ewiger Wahrheit. Hier lernt dann erst der Mensch, was er vor Gott, und mithin was er wirklich und wahrhaft sei; vorhin wußte er nur, was er zu sein schien. Und in dieser Schule, o Mensch! lernt das Herz des Christen jene seine eigenthümlichste Sprache der Beugung und Demuth, welche du so oft nicht verstehest.

In dem früheren Tagebuche dankt also, wie schon erwähnt, unser seliger Tobias Gott, daß er ihm ein Herz gegeben, das Ihn allein liebt; in der Folgezeit, als er sein Herz im Lichte gesehen, scheint das gerade eines seiner größesten Anliegen gewesen zu sein, daß er Ihn bei weitem nicht so sehr liebe, als die sichtbaren Freunde unter den Menschen. Und dies wird wohl durch alle Zeiten eine Ursache innigen Schmerzes für das Herz des Christen sein: daß es Den, der uns je und je und bis zum Tode geliebt, noch so wenig liebt; jedoch kann es zuweilen geschehen, daß ein sonst ernst und in Seiner Liebe treu gewordenes Herz sich auch zu sehr mit einer solchen Sorge quält: wenn es seine Liebe zu Gott nach dem Maßstab des wahrnehmbaren Gefühles messen will. Ueber diesen Maßstab schreibt der selige Esper in einem Briefe an seinen brüderlichen Freund Kießling:

„Das Uebrige Ihres Briefes betraf Ihr Herz. Sie glauben, daß, da die Empfindungen der Liebe gegen Ihre Freunde so süß, so fühlbar, so dringend sind: so müssen auch, und noch inniger, noch lebhafter, Ihre Gefühle der Liebe gegen Gott beschaffen sein. Vergönnen Sie mir, Ihnen hierüber meine Gedanken zu sagen:“

„Das Gefühl der Liebe, bei Erblickung eines Freundes, ist natürlicher Trieb, durch die Sinnlichkeit verstärkt: fühlbar auffallend, mächtig, und unserer ganzen menschlichen Natur

empfindbar gemacht. Gott lieben gehört mehr für unseren Geist; das Sinnliche an uns nimmt, der Natur der Sache nach, weniger Antheil daran. Solche Gefühle können demnach nicht immer für den äußeren Menschen das Auffallende haben, wie jene. So sagt es Johannes, daß den Bruder lieben, den man siehet, etwas mehr die Menschlichkeit Einnehmendes hat, als Gott lieben, den man nicht siehet. Es wird auch nicht in der Bibel von uns gefordert, Gott zu lieben, wie man einen Freund, in dem Gefühl der Sinnlichkeit, liebt. Wenigstens möchte ich ein dergleichen Gefühl nicht zum Probirstein meiner Liebe gegen Gott erwählen. Nur Liebe von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, ist unsre Pflicht. Ist Gott und Jesus mein Gedanken-Fest; macht die Liebe zu Ihm das Triebwerk zur Thätigkeit meiner Seelenkräfte aus, daß dem Verstand Seine Erkenntniß inniges Bedürfniß und Geistes-Wonne wird; daß der Wink: Gott befiehlt's, den ganzen Willen lenkt; daß die Besorgniß, Seine Gnade zu verscherzen, unsere größte Furcht ist; daß die Erwartung, Seinen Beifall zu erhalten, uns jedes Gute durchzusetzen feurig treibt; daß die Hoffnung, einst bei Ihm zu sein, unsers Lebens Balsam wird — ich sage: steht es so in uns, so ist das gewiß Liebe, wie sie Gnade nur wirken kann. Zu den Graden der Liebe giebt unser Herr selbst den sichersten Probirstein dar: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten. Je mehr von dem Letzteren geschieht, je mehr ist an dem Ersteren wahr."

In einem andern Briefe des seligen Esper an unsern Kießling wird dann auch zugleich noch, wie es aus dem Inhalt scheint, einer anderen Klage des Christenherzens begegnet, welche freilich mit solchen Aeußerungen, wie die oben erwähnten des ältern Tagebuches (daß Gottes Lob, Gebet u. s. w. seine höchste Wonne sei) in geradem Widerspruche stehet; jener Klage, daß es sich beim Gebet gar nicht mehr Gott so nahe wie sonst, und sich oft wie von ihm verlassen fühle: einer Klage, welcher übrigens der laute Dank immer zur Seite geht, der laute Dank für die Vorsorge im Geistlichen wie im Leiblichen,

für die Vorsorge, welche dennoch dem Geiste, und oft auf Wegen, auf denen er es nicht erwartete, sein tägliches Brod reichet, und auf die kleinsten, scheinbar unbedeutendsten Brosamen, den Segen reichlicher Sättigung leget.

„So war es denn auch versehen von unserm Herrn, daß Ihnen auf die gedachte Weise wieder ist neu gemacht worden, was Sie schon lange zu Ihrem Besten gewußt: Du Herr kennest mich! Sein allsehendes Auge wacht über den Gang, welchen die Bildung unseres Herzens durch das Zufällige nimmt. Wie oft hat mir schon ein verrissenes Blatt aus einem Buche, die Geschichte aus einem Calender, eine durchaus gottlose Schrift, — die Rede eines Kindes, wie oft etwas ganz Widriges, kräftigen Zuwachs an Erbauung gebracht! Wer hier aufmerksam ist, wird echte Tiefen der Gottheit gewahr! Einem (sein sollenden) Gottesläugner predigte der Anblick eines Strohhalmes kräftig das Dasein Gottes. Der gräßliche Räuber Tullian wurde durch den Anblick einer entzwei gehauenen Otter bekehrt. Ein dänischer Theolog hat mit der Frage: „wer denn die Furcht in dem Menschen gemacht" die Systeme einer ganzen Rotte, welche sich wider das Christenthum empörte und verschwor, zu Boden geworfen. Unser Herr fängt seine größten Werke alle vom Kleinen an. So ists im Reiche der Natur, so ists im Reiche der Gnaden. Oft erfahren wir außerordentlichen Einfluß Seiner Gnade; oft nimmt Alles seinen gewöhnlichen Gang in unserm Geist. Keines soll uns befremden, Keines soll uns lieber als das Andere, dies aber das Allerwichtigste sein: „Laß dir an meiner Gnade genügen."

„Sie scheinen mir, theuerster Freund, hiermit nicht zufrieden zu sein, wenigstens schließe ich es aus Ihren Worten: daß Sie das Dringen der Liebe Gottes seit geraumer Zeit nicht so wie sonst gefühlt; ich sage, mir däucht, der Mangel süßer Empfindungen wolle Sie etwas befremden."

„Halten Sie diesen Mangel für ein Merkmal Ihres Wachsthums im Guten. Nicht so? das Süße gehört nur für Kinder. Mit den Jahren verlieren wir den Geschmack an demselben.

Kein Vater läßt erwachsenen Kindern mehr viel davon zu. Etwas von den Bitterkeiten jenes Kelches, welchen Er getrunken, ist gesünder für den inneren Menschen. Das Bewußtsein: wir werden im Ringen nach der unverwelklichen Krone, und im Fleiß guter Werke erfunden, ist mehr als Gefühl, in das sich Natur allzuoft mengt. Schmecken wir dann bisweilen die Kräfte der zukünftigen Welt, so nehmen wir es mit der tiefsten Dankbarkeit an. In dieser Lage feiern Sie das Gedächtnißfest der unüberdenklich großen Erscheinung Gottes im Fleische. Hören Sie die Engelstimmen: Ehre sei Gott in der Höhe! so, als wären sie erst heute erschollen. — Wie lange sind diese denkenden Wesen bei der sündenvollen Erde gedankenvoll stille gestanden und haben gedacht: wozu dieser Schandfleck unter Seinen so herrlichen Werken? Wie froh aber stimmten sie an: Ehre sei Gott! da sie erfuhren, der so unerklärbar räthselhafte Wohnplatz der Menschen sei zum Schauplatz der Langmuth, der verschonenden Güte, der unbegränzten Barmherzigkeit, der strafenden Gerechtigkeit, der Liebe, die nicht höher hinan kann, als daß sie sich dem Geschöpf selbst giebt, ausersehen, wozu sich vollkommene, unsündige Welten nicht schickten. Kein Schöpfungstag hat Ihm noch so viele Ehre, als die Geburtsnacht Immanuels gebracht. O wie laut soll erst das „Ehre sei Gott“ in unserm Inwendigen schallen. Erfahren Sie das Gute von dem zugleich mit ausgerufenem Frieden. Freuen Sie sich der auch mit eingeschlossenen Botschaft: „an den Menschen ein Wohlgefallen.“

---

8. Glauben durch Liebe thätig.

Wenn wir von dem, was Gott durch unsern seligen Kießling gethan und gewirkt hat, auch nur jenen kleinen Theil betrachten, welchen Menschen gesehen und erfahren haben (den ungleich größeren hat nur Gottes Auge gesehen), so muß uns dieses stille der Welt verborgene Leben einflußreicher, umsichgreifender und folgenreicher erscheinen, als manches weltbekannte, laut gepriesene und überreich genannte. Da war jeder Schritt

mit Segen begleitet, fast jede Stunde des wachen Lebens trug einen Gewinn, welcher zu dem Schatze, den sich dieser Reiche für die Ewigkeit gesammelt, hinzugethan wurde. Schon von dem Anblick des lieben, ernsten Beispiels, eines solchen innig christlichen Lebens, noch mehr von seinem herzlichen Gebet, das er für die Errettung Aller, die ihm zu nahe kamen, im stillen Kämmerlein vor Gott brachte, und durch das Wort des Lebens, das er zu jedem Mitpilger, der ihm auf dem Lebenswege begegnete, fast nach dem ersten Gruße sprach, wachten in der Nähe und Ferne Zahlen dieser Mitpilger auf, zum höheren inneren Leben. — In der Nähe und Ferne. Denn wer diesen großen Kaufmann, welcher recht im Großen um das Heil der Seelen, ja um diese Seelen selbst für das Reich Gottes handelte, in seinem reiferen Alter kannte, der weiß, daß da immer Briefe aus mehreren christlichen Ländern von Europa (besonders aus England und Holland), ja auch aus Amerika, mit Beiträgen zur Unterstützung der dürftigen Brüder, namentlich in Oesterreich, wohin unser seliger Tobias jährlich mehrere Male reiste, oder mit andern Aufträgen und Mittheilungen zum Aufbau des Reiches Gottes gehörig, einliefen, welche, wenn der Tag, der dem irdischen Beruf großentheils bestimmt war, nicht zureichte, bei Nacht beantwortet wurden. Ja, diese stillen Stunden der Nacht verwendete unser Seliger, der nach dem Tode des Vaters einen großen Theil seines Jünglings- und Mannesalters hindurch an seinen sieben jüngeren Geschwistern Vaterstelle vertreten mußte, auf die vielseitigste Thätigkeit für die Verbreitung der Bibel, noch lange vorher, ehe in unserm Vaterlande und auch in England eine sogenannte Bibelgesellschaft war; auf die innersten Hauptangelegenheiten der christlichen Kirche, und für das äußere Bedürfniß ihrer armen Gemeinden, so wie der einzelnen Glieder. Oefters blieb ihm keine Zeit zum Essen, und seine Speise war es dann, wie Deine, Der in ihm lebte: „den Willen zu thun seines Vaters im Himmel.“ Wenn er dann, so oft sich nur eine Gelegenheit dazu zeigte, einmal eine andere Freude, ein anderes Vergnügen suchte (denn die Menschen sind gar vergnügungssüchtig), so besuchte er die treuen, einsamen,

von der Welt gering geachteten Freunde des Herrn, oder er erquickte und tröstete die Armen, die Gefangenen, die Kranken, die Sterbenden. Denn unser seliger Tobias hatte eine solche Natur, welche lieber weint mit den Weinenden, als laut lachet mit den laut Lachenden, obwohl er sich auch gern freuete mit allen denen, welche sich freueten in dem Herrn und in seinen rechten Gaben. O lieber Herr! hätte doch einer von uns erst auch eine solche Natur! Ja, er bittet dich darum!

Wir wollen aber einige von diesen seinen Geschäften, so wie auch von seinen Vergnügungen, hier etwas genauer, so wie sie uns unter die Hände fallen, betrachten.

9. Mensch bestelle dein Haus.

Diese Ueberschrift ist nun wohl hier in anderm Sinne gemeint als gewöhnlich. Denn ich meine damit: ein Mensch, der Christum liebt und die Brüder, so wie das unser seliger Tobias that, der soll doch zuerst (obgleich ein Prophet gewöhnlich am wenigsten gilt in seinem Vaterlande und unter seinen Leuten) für sein Haus, für Vater und Mutter, für Geschwister, Frau und Kinder, und Alles was dazu gehört, sorgen. Denn es ist doch nicht Zufall, daß der liebe Gott mir gerade diesen da zum Bruder, zum Schwager, zum Gevatter gegeben hat: die sind mir doch näher als andere Leute in Sachsen und Oesterreich, und für die soll ich zunächst zum lieben Gott beten, daß er sie über Alles, was ich armer, einfältiger Mensch weiß, glücklich und selig in Sich und durch Sich machen möge.

Die Tagebücher unsers seligen, lieben Tobias Kießling enthalten auch fast auf jedem Blatte ein herzliches, recht zu Gott dringendes Gebet für die lieben Seinigen: für Vater und Mutter, für Brüder und Schwestern und Schwesterkinder. Denn diese letzteren waren ihm, da er selbst sich nie verheirathete, wie eigene Kinder.

Nun, dies Gebet hat der liebe Gott reichlich erhört. Denn so sehr auch die lieben, nun meist bei Gott, ja bei Gott

versammleten Verwandten, dem Fleische nach, anfangs stutzten, als unser seliger Tobias von nichts mehr wissen wollte als vom Herrn, so wirkte doch gar bald das fromme, liebevolle Beispiel, das zur rechten Stunde tief eindringende Wort, und vor allem das stille, nur Gott bekannte Gebet so mächtig auf Alle, die zum Hause unsers lieben Tobias gehörten, daß fast Allen nach der Reihe eine Stunde des Aufmerkens und der innigen Theilnahme an diesem seligen Leben kam.

Dem Joseph träumte, eilf Sterne, und Sonne und Mond, bedeutend die eilf Brüder und Vater und Mutter, neigten sich vor ihm: vor unserm lieben Tobias (man kann es ja wohl nun sagen, denn er ist todt, und Sonne, Mond und Sterne, die hier gemeint sind, glänzen auch meist nicht mehr in der sichtbaren Welt) beugten sich auch noch Sonne und Mond und die meisten der hier gemeinten Sterne.

Besonders die liebe selige Mutter fand noch auf Erden in und durch ihren Sohn, diesen ganz besonders geliebten Tobias, jenen vollen inneren Frieden, welchen sie längst gesucht hatte. Und unter allen Geschwistern fand ihn wohl zuerst die liebe, theure Schwester Felicitas, die längst schon als Himmelsjungfrau beim Herrn daheim ist. Lieber Leser! ich wollte, wir hätten Zeit und Raum, den schriftlichen Nachlaß dieser seligen Himmelsjungfrau mit einander zu lesen und zu betrachten. Im Himmel (Gott gebe, daß wir da hinauf kommen!) erfahren wir aber noch viel mehr von ihr, oder eigentlich von Ihm, dem Herrn, der in ihr lebte, als der schriftliche Nachlaß und alle mündliche Erzählungen der Hinterbliebenen von ihr aussagen.

Besonders war die selige, liebe Felicitas nach allen ihren Kräften bemüht, junge Seelen für den Herrn und seinen Gesalbten zu wecken und zu erziehen, und auf diese Weise hat diese Jungfrau mehr Kinder für das eigentliche Leben geboren, als manche fruchtbare Mutter für das scheinbare Leben dieser Sinnenwelt. Es war der Unterricht, der belehrende Umgang mit jungen Mädchen, welche sie und ihre kleine Pathe besuch-

ten, wohl vor allem ihr liebstes, ihr Hauptgeschäft, wobei sie treulich das Hauswesen ihres lieben Tobias besorgte und zu ihrer Erholung mit ihm und gleichgesinnten Seelen sich durch Gesang und gemeinschaftliches Gebet erquickte, mit ihm die Kranken besuchte, Nothleidende versorgte, Trauernde tröstete, Sterbende mit ihrem Gebet und ihrer mildthätigen Liebe zur Pforte der Ewigkeit geleitete.

Ihre Seele hing auch an den lieben Kleinen, die sie mit heißem Gebet und Thränen an das Tageslicht der Ewigkeit geboren, mehr noch als eine Mutter an dem Säugling, den sie ans irdische Tageslicht geboren. Lieber Leser! ich muß hier abermals, so gern ich auch das aus guten, ernsten Gründen vermeiden möchte, eine Geschichte erzählen, welche in die Traumwelt hinüberspielt. Magst du dir dabei denken, was du willst, mir, wie meiner Freundin, ist sie ein Beweis (?): daß die Seelen auch da jenseits ihrer Lieben gedenken, mit und in jener Liebe, welche nie aufhört.

Eine Freundin des Herrn, die auch mich würdiget, mich ihren Freund zu nennen (möge sie doch auch da jenseits mit jener Liebe, welche nicht den Staub liebt, sondern nur das, was Dich, o mein Gott liebt, zu mir sagen können „mein Freund!") hatte auch als Kind von der seligen Felicitas die ersten Eindrücke des ewigen Lebens empfangen. Nach dem Tode der lieben geistlichen Mutter gerieth meine Freundin in äußere Verhältnisse, wo es gar nahe daran war, daß jene seligen Eindrücke verlöschen wollten. Und gerade in der Zeit der größten innerlichen Gefahr träumte es ihr fast jede Nacht, die selige Felicitas, als verklärter, vollendeter Geist, trete allenthalben, wo sie ging, auf der Straße und im Hause, zu ihr, ermahnte sie, ermunterte und erinnerte sie an das eine Nothwendige.

Die Folgezeit hat gezeigt, und Deine Ewigkeit wird es noch mehr zeigen, daß dieses Saamenkorn, von der seligen Felicitas ausgesäet, nicht unfruchtbar gewesen. Ja mein Gott! auch wir Siechen im Staube freuen uns an jeder Voll-

Aehre, welche Du einbringest in deine ewigen Scheuern. Erhalte Du, was dein ist, o du Herr der Ernte!

Die Mutter starb schon frühe (am 17ten Nov. 1778), und mir scheint das, was der selige Esper, der gute Engel, der unsern Tobias durch diese ganze Partie des Lebensweges begleitete, in zweien seiner Briefe von ihr sagt, die wir hier theilweise anfügen wollen, ein treffenderes Bildniß von dieser Mutter zu enthalten, als irgend eines, das sich etwa von einem Maler vorfinden möchte. Die hierher gehörigen Stellen jener Briefe heißen also:

„Eines in Ihrem Briefe hat mich innig betrübt. Sie gedenken Ihrer theuersten Frau Mutter mit dem Beisatz: sie eilt ihrer Auflösung entgegen. Ist es denn so entschieden, daß sie nicht lange mehr im Leibe zu wallen habe? Doch ist sie stark an dem inwendigen Menschen, männlich im Glauben, gerüstet in Geduld, stark in Hoffnung zum Kampfe, der unsrer Treue mit der Krone des Lebens lohnt. Der Allmächtige, welcher für uns dem Tode die Macht genommen, nehme sie gegen alle Schrecknisse in seinen Schutz, „„falls die lange Grabesnacht ihr noch viel Bedenken macht.““ Er lehre sie die überschwengliche Kraft seiner Verheißung erfahren: ich lebe und ihr sollt auch leben. Nun ist Leben der Ausgang von unserm Sterben, was klagen wir? Leben suchen wir ja. Es darf uns ja der letzte Feind nichts nehmen, als wessen wir ohnedem immer gern losgewesen wären: unsere Schmerzen, unser Elend.“

„Auch um mich und die Meinigen hat es seit drei Wochen ein wenig trübe ausgesehen. Mich warfen empfindliche Schmerzen auf einmal zu Boden. Meine vier Kinder wurden zu gleicher Zeit von den Blattern überfallen. Die Gesundheit meiner Frau fing auch an zu sinken. Es ist fast so, wie in dem Schiff der Jünger um uns geworden. Wenigstens wollte der Kleinmuth das schon Ungewitter nennen, was doch nur Dunkel war, ohne welches sich die Herrlichkeit des Herrn nie zu offenbaren pflegt. Nun fängt es an wieder hell zu werden. Die Kleinen

verlassen allmälig ihr Lager; ich zwar hüte das Bette noch, doch so erträglich, daß ich mich aus demselben mit Ihnen schriftlich besprechen und unterreden kann. O wie wahr: Er rettet aus sechs Trübsalen, und läßt auch in der siebenten, in der, welche uns allen unsern Trübsalen entreißt, seine Erlösten keinen Unfall rühren. Das erfahren wir so oft, und glauben es doch immer so schwer und selten bei dem Anfang unsrer Leiden, und könnten so viel seliger Gelassenheit genießen, wenn wir es vor dem Erfahren schon als das Zuverlässigste glaubten. O du goldene Wahrheit: er wird dich aus sechs Trübsalen erretten und in der siebenten keinen Unfall rühren lassen. O unschätzbar große Wahrheit, werde doch von heute an bis zum letzten Hauche unüberwindlich fest geglaubt. Sagen Sie auch Ja und Amen dazu!"

Ungefähr vierzehn Tage nach diesem Briefe antwortete der selige Esper bereits auf die Anzeige von dem Tode der treuen Mutter:

„Mein ganzes Herz hat bei der Ihnen (durch den Tod Ihrer theuern Mutter) geschlagenen Wunde mit geblutet. Müßten wir ja an sich schon todt sein, wenn uns das Todtengeläute unserer Freunde nicht aufzuwecken vermöchte! Nun, wie erst da, wo man die Sterbeglocke nicht mehr als ein ängstliches Sturmläuten, ob dem Einbruch des letzten Feindes, sondern als ein dem müden Arbeiter willkommenes Zeichen von dem nun endlich vorhandenen Feierabend betrachten darf! O wie mischt sich da Freude und Betrübniß so fühlbar durcheinander! wie erwacht dabei der Christ in seiner ganzen Kraft!"

„Eben ist es ein Jahr, daß ich dies bei gleichem Verlust wie der Ihrige erfahren. Alles wurde mir jetzt wieder neu. Neu der ewigen Eindruck machende Abschied einer zärtlich liebenden Mutter von den Ihrigen, neu das Bild ihres sanften Todten-Schlummers im Sarge, ihr Triumph-ähnlicher Hinzug zum Grabe — dieser Pforte der Ewigkeit; neu der Eindruck vom nachweinenden Schmerz, vom Sehnen, auch daheim und bei Christo zu sein, vom Nichtmehrsehen in den Hütten der

Mühseligkeit! Kurz, ich bin recht nahe bei Ihnen und Ihren trauernden Geschwistern gewesen. Ach, Väter-Tod ist ein Donnerschlag, der Mutter Sterben ist eine Wunde mit tief nagendem Schmerz.“

„Wie schön aber, daß Sie diese Wunde als ein Mann in Christo ertragen. Es ist ja wohl dies, womit Sie sich aufrichten, das kraftvollste Todten-Lied bei dem Grabe der Unsern: Er hat Alles wohl gemacht! — Sollten wir der unendlichen Liebe, sollten wir der ewigen Sorgfalt diese Verleumdung nachreden, sollten wir es uns auch nur zu denken wagen: sie habe es mit dem wichtigsten Theil des Lebens, mit dem letzten Augenblick, nicht zum Besten gemacht? Der zerfleischte, nach tausend Martern zu Staub verbrannte Märtyrer jauchzt sich Ewigkeiten hindurch nie satt an dem Text zum Gesang im höheren Chor: Er hat Alles wohl gemacht! und wir in dem Krankenbette wie in einer Wiege über das Todten-Thal hingetragene Kinder — — — Nein, Er sieht immer, auch bei seinem Feinde, der Ihn nie geliebt, Er sieht vornehmlich bei den Seinen die beste Stunde zur letzten aus. Dort setzt er sie an, wo das Urtheil noch am erträglichsten, hier, wo die Seligkeit am gewissesten ist. Freuen Sie sich, daß der Stamm, von welchem Sie die ersten Lebenskräfte gesogen, schon ins Unsterbliche übergepflanzt ist. Wie mag die Selige um das unverletzte Durchbringen der zurückgelassenen Zweige den Liebhaber der Menschen so sehnlich bitten! Acht solche Kinder, ich schreibe meine einfältigen und von allem Schmeicheln entfernten Gedanken, sind vor den Menschen ihr eine ruhmvolle Krone gewesen. Und was werden sie ihr dort sein? Acht Kinder, für den Immanuel, zum Lohn Seiner Schmerzen geboren, was werden diese ihr dort sein? Es bleibe doch ja keines von Ihnen allen, — bei der Liebe zu Ihrer theuersten, zu Ihrer unvergeßlichen, zu Ihrer vollendeten Freundin bitte und beschwöre ich Sie — es bleibe keines von Ihnen allen dahinten! Ewig leben ist ja doch wohl der Mühe werth, daß man den noch übrigen Theil der Jahre Christo lebt. Rechnen Sie nur! Gott

ewig schauen für einen von eitler Thorheit abgekehrten Blick. Mir däucht, es kommt reichlich wieder ein!" —

Und so wachte denn auch außer der Mutter und außer der Felicitas noch manche theure Seele unter denen auf, die unserm seligen Tobias dem Fleische nach die nächsten waren. Ich will aber hier dem lieben Gott nicht ins Handwerk greifen und die irdischen, vergänglichen Namen einiger noch Lebenden nennen, die doch auch schon einen neuen und ewigen Namen haben, den Niemand kennet, als der ihn gab, und der ihn empfing. Ja, Gott gebe und erhalte das!

So hatte denn unser seliger Tobias vor allen Dingen, wie die Ueberschrift dieses Abschnittes sagt, sein Haus bestellt, wie der fleißige Ackersmann seinen Acker bestellt. Da war freilich neben dem fruchtbaren Saamenkorn auch manche Thräne mit hineingefallen in die Furchen; aber die Thränen sind nun auch alle zu edlen Perlen geworden, und die Seufzer und Gebete, von manchem harten Widerstand erpreßt, waren ein Thau, der die Aussaat wachsen machte.

Ja, nicht blos die zunächst dem Fleische nach Verwandten, sondern auch die sonst noch — durch allerhand Dienst- und tägliche Brod-Verhältnisse — zum Hause des seligen Tobias gehörigen Seelen wachten großentheils, durch den täglichen Anblick dieses fruchtbaren Beispiels, zu einem neuen Leben des Ernstes, der Liebe zu Gott und zu den Brüdern auf, und wir sprachen schon oben davon: daß selbst Solche, welche Anfangs Feinde, ja „Verfolger" dieser neuen, innern Geistesrichtung unsers seligen Tobias gewesen, durch seine ausdauernde, immer freundliche, geduldige Liebe, zuletzt gar für ihn, oder vielmehr für das, was ihm lieber war als er sich selbst, gewonnen wurden.

Aber auch außer dem Hause, ja außer der Stadt und außer dem Lande, in welchem unser seliger Tobias geboren war, sind die Fußtapfen dieses Stillen im Lande nicht ohne Segen, nicht ohne Früchte für die Ewigkeit gewesen, welche

öfter da aufkeimten, wo das menschliche Auge sie kaum erwartet hätte, und die alte Wahrheit, über welche auch ein Brief des seligen Esper, aus welchem wir die hieher gehörige Stelle auf Seite 68. gelesen haben, spricht, daß im Reiche Gottes wie in jenem der Natur, Großes und Herrliches aus ganz kleinem und scheinbar unbedeutendem Anfange hervorgehe, auf eine gar auffallende Weise bestätigten. Wir wollen hierbei die chronologische Ordnung nicht zum nächsten und wichtigsten Leitfaden dieser (innerlich) reichen Lebensgeschichte wählen, sondern von hier aus den Leser zuerst in eine gesegnete Lebensstunde unsers Seligen einführen, welche (wir wissen das nicht, aber die Geschichte selbst ist allen näheren Freunden des Seligen bekannt) vielleicht vor, vielleicht auch kurz nach dem Tode der seligen Mutter Magdalena Kießling eingetreten.

Zeige denn auch das nachstehende Beispiel, daß ein eigentliches, waches Leben überall, wo es hintritt, wiederum Leben wirkt und weckt; wie die Sonne allenthalben, wohin sie scheinet, ganz stille und geräuschlos das Dunkle licht macht und den Tag ausbreitet über Berg und Thal, Höhen und Tiefen.

10. Wozu die Fliegen gut sind.

In Kräutles, unweit Zirndorf an der alten Veste, lebte noch vor wenig Jahren ein alter trefflicher Bauersmann, welcher auch Kießling hieß, und den Gott reich gesegnet hatte an Gottesfurcht und Gottesvertrauen, Liebe und allerlei fruchtbarem Erkenntniß. Mancher unter uns hat diesen Patriarchen mit silberweißem Haupte noch gekannt, denn es besuchten ihn gar viele Leute aus der Stadt, von allerlei Stand und Gemüthsart, die sich an dem freimüthigen, frommen, heitren Greise freuten, aus dessen Angesicht, so wie aus jedem Worte, Liebe und klarer, kräftiger Ernst sprach. Mancher hat auch am Tische dieses Alten außer dem Glase trefflicher Milch und dem Brod, womit er die Besuchenden freundlich bewirthete, noch ganz andere, bleibendere Gaben empfangen: einen Eindruck von Frieden, Freudigkeit und Liebe, welchen nur die Gottes-

furcht geben kann. Wenn auch Jeder, der einmal bei dem alten Kießling in Kräutles zugesprochen, etwas an diesem lieben Hause zu rühmen weiß, der Eine die Reinlichkeit und Ordnung, der Andere die Freigebigkeit, der Dritte die freundlichen Gesichter des Vaters, wie der Mutter und all der Kinder und Enkel um den Tisch her, so haben doch eigentlich nur die den alten Wolfgang Kießling recht gekannt, die ihn haben beten hören mit den Seinen aus einem einfältigen Herzen voll Liebe und festem Gottvertrauen.

So wie er da als Greis beten konnte, hatte er nicht immer beten können, und es hatte auch ihm eine Stunde kommen müssen, wo er nach kurzen Schmerzen inne wurde, wie nahe und wie freundlich Gott einem jeden Herzen sei, das ihn einfältig auf dem Wege sucht, auf welchem er immer steht und unser wartet: auf dem Wege der rechten Demuth.

Die Stunde kam ihm so:

Eines Sonntages des Nachmittags war unser Johann Tobias, der damals schon lebendig an seinem Herzen erfahren, wie nahe und freundlich uns Gott ist, auch hinaus nach Kräutles gegangen zu seinem Namens-Vetter, der ihn gern hatte, obgleich er Vieles von dem, was seit einiger Zeit der Tobias mit ihm aus vollem, überfließendem Herzen sprach, nicht recht verstand, auch im Grunde genommen, nicht recht mochte. Es war gerade mitten in der Sommerszeit, und die Stube ganz voller Fliegen, welche sich dem Tobias, während dieser sprach, auf die Nase und ins Gesicht und die gepuderten Haare setzten, auch zum Theil in die Milch fielen. Darüber wurde der Wolfgang ganz böse, und ließ den Tobias immer fort sprechen, während er brummend mit der Fliegenklatsche in der Stube umherging und eine Fliege nach der andern todt schlug.

Endlich sagte Tobias, nachdem er ihm lange zugesehen: ei Mann! sag mir doch, was du heut so brummst, und schlägst nur Fliegen todt, setz dich doch noch ein wenig zu mir nieder und laß die armen Thierlein leben, wer weiß wozu sie auch gut

sind. Ei, sagte der Wolfgang ganz ärgerlich: das Geschmeiß da leben lassen! — sagts gescheidter; möcht ich doch wissen, wozu in der Welt solche Bestien gut sein sollten und warum unser lieber Herr Gott solch Zeugs da erschaffen hätte, das nur Menschen und Vieh plagt, und verunreinigt einem die ganze Stube.

Johann Tobias führt die Geschichte von einem Bauer, den eine Fliege weckte, und auch Einiges aus der Naturgeschichte an, wozu die Fliegen wohl gut sein möchten, z. B. als Futter für manches arme Vögelein; jener aber spricht: ei was! Vögelein hin, Vögelein her, und wird zuletzt so zornig, daß er fast in etwas auf unsern lieben Herr Gott schilt, von wegen der Erschaffung der Fliegen.

Da steht der Tobias auf und tritt näher an ihn hin und sagt: Wolfgang! ist das auch recht von dir, daß du armer Wurm dich unterstehst mit unserm Herr Gott zu rechten und an seiner Schöpfung zu meistern; ei was ist noch für Zorn und Ungeduld in deinem Herzen und bist doch ein Mann, der ein Christ sein will. Wirst dich wohl auch noch anders vor unserm Herrn demüthigen müssen und beten lernen: ei lieber Gott, mein armes Menschenherz ist ganz böse von Jugend auf, gieb du mir doch ein neues, besseres Herz.

Der Wolfgang wird darauf stille, legt die Fliegenklatsche hinter den Tisch und geht hinaus, bleibt aber so lange außen, daß den Seinen zuletzt bange um ihn wird. Da geht ihm die Mutter nach und findet ihn endlich im Stalle, wo er kniet und mit vielen Thränen betet: ja, lieber Gott, ich bin sehr bös und habe das noch niemals so gewußt als heute. Aber du bist sehr gut und bist und bleibst doch mein lieber Herr in alle Ewigkeit, und das habe ich auch noch niemals so gewußt und erfahren als heute.

Von dieser Stunde an begann denn auch für den Kräutler Kießling ein neues, innigeres Leben seines Christenwandels. Seitdem wußte er denn auch, daß die Fliegen doch wohl auch in der Welt zu etwas gut sein könnten, denn sie hatten einer armen Menschenseele zur lebendigen Selbsterkenntniß, und hier=

durch zur lebendigen Gotteserkenntniß geholfen und zu dem recht innigen, beständigen Gefühl der lieben, treuen Gottesnähe.

Weil wir denn hier den Leser einmal in das liebe Kießlingische Haus nach Kräutles geführt haben, so soll er auch da nicht wieder hinausgehen, ohne den alten Wolfgang Kießling in seinem einfältigen Gottesvertrauen beten gehört zu haben.

Die liebe, treue, fromme Hausfrau war am Tode, und der Doctor so wie der Beichtvater hatten gesagt, es sei nun keine Rettung mehr da vor Menschenaugen, und Kießling solle sich nur in Gottes Willen ergeben.

Das Gesicht war todtenbleich, und kalter Todesschweiß stand an der Stirne, der Odem ging schwer aus und ein, die fleißigen, treuen Hände zuckten am Bette, die Lippen, die nicht mehr sprechen konnten, zitterten.

Das Häuflein der noch unerzogenen Kinder war ums Bette her, und die größeren weinten laut um die Mutter, die ganz kleinen aber spielten dazwischen wieder unten am Bett, denn sie wußten nicht, warum sie weinten.

Da ging der starke Schmerz dem Vater durchs Herz, und er faßte die Kleinsten auf seine Arme und die Größeren folgten nach, und so ging er mit den Kindern in die Oberstube. Da riß er die Flügel an beiden Fenstern auf, daß Gottes freie Morgenluft hereinwehen konnte, und kniete dann hin auf den Boden und die Kleinen knieten alle um ihn her. Da hob der Vater seine Hände auf und seine Stimme, und betete laut zum lieben Gott:

„Ei lieber Herr! du willst mir meine liebe fromme Frau nehmen und du weißt auch, mein lieber Herr! daß ich sie dir gern lassen wollte, denn ich bin dein und sie ist dein, und ich weiß wohl, daß sie es bei dir in deinem Himmel besser hätte, als hier bei mir. Aber sieh doch, lieber Herr! die armen, unerzogenen Würmer da, die können ihrer frommen Mutter, die sie in deiner Gottesfurcht erzieht, noch nicht entrathen. Nimm du den armen Würmern ihre Mutter noch nicht, du lieber Herr!

müßt ich sie doch, wenn du sie uns nähmest, mit meinem Geschrei von deinem Himmel wieder herunter holen! Du lieber, treuer, gütiger Herr! laß du sie uns noch manches Jahr, bis die Kindlein da groß sind, dann kannst du sie ja gern in deinen Himmel nehmen. Und Ja Amen in Jesu Christo, du wirst sie uns lassen, denn du hörst das Geschrei der Elenden in ihrer Noth."

Und das Geschrei des starken Glaubens drang durch. Kießling stand freudig und getröstet auf vom Boden und ging mit den Kindern wieder hinunter. Und mit der guten Mutter besserte sichs von jener Stunde an, und Gott hat sie ihren Leuten noch manches Jahr erhalten, bis die Kinder alle groß geworden waren und in aller Gottesfurcht erzogen.

Oben wurde einer Geschichte von einem schlafenden Bauer erwähnt, den eine Fliege weckte und ihm dadurch das Leben rettete. Da jene Geschichte ganz mit zu diesem Abschnitt gehört, indem sie einer von jenen Vertheidigungsgründen des Fliegenlebens war, welche unser Kießling seinem Freunde Wolfgang anführte, so erzählen wir sie hier noch nachträglich.

Ein Bauersmann arbeitete einmal bei großer Sonnenhitze auf seinem Felde. Da er so schon manche Stunde, früh vom Tagesgrauen an, gar emsig geschafft hat, fühlt er sich müde und matt, und will ein wenig ausruhen auf dem kühlen Gras im Schatten. Darüber schläft er aber bald ganz fest ein. Indeß kommt ein weidender Stier herbei, wird über den schnarchenden Bauer scheu, und will ihn eben mit seinen Hörnern aufspießen und wegschleudern, da kommt im rechten Augenblicke eine Fliege, sticht den Schläfer auf die Nase, daß dieser erwacht, die Gefahr sieht, und durch sein schnelles Aufspringen eben noch sich retten kann.

Es gehört aber eigentlich noch eine Geschichte in dieses Kapitel, der Ueberschrift wegen, „wozu die Fliegen gut sind;" eine Geschichte, die übrigens mein lieber Kanne in seiner Sammlung wahrer und erwecklicher Geschichten aus dem Reiche Christi

und für dasselbe, Nürnberg 1815, aus Mortimers Geschichte der Missions-Societät erzählt hat. Indeß ich weiß, es ist ihm recht, wenn ich sie, der Vollständigkeit des Kapitels wegen, hier noch einmal erzähle.

In England war ein alter Gastwirth, der hatte oft geschworen, ihn solle Keiner dazu bringen, eine Methodisten-Predigt anzuhören. Denn vermuthlich hatte er bemerkt, daß manche seiner Gäste, die vorher seinem Bierhause gar fleißig zusprachen, seitdem sie dem Gottesdienst der Methodisten beiwohnten, erst weniger, dann gar nicht mehr gekommen waren, weil ihnen die Unterhaltung im Bierhaus jetzt nicht mehr gefiel; ihm aber schmeckte das gute Bier gar fein, und die Unterhaltung in seinem Bierhause auch, da wollte er sich denn durch diese Methodistenköpfe nicht daran irre machen lassen.

Nun liebte aber, wie es scheint, unser Gastwirth die Musik, und hatte Gefallen an schönem Gesange; die Methodisten aber, das hörte er oft, haben einen ganz besonders schönen Kirchengesang. Da geht er doch einmal in so eine Methodistenkirche hinein, um die Leute da singen zu hören, aber zugleich schwört er noch einmal: von der Predigt wolle er kein Wort hören. Da also der Gesang aus ist, und der Pfarrer fängt an zu sprechen, hält mein Gastwirth beide Fäuste vor die Ohren, daß er auch kein Wort von der Predigt hören kann. Aber es giebt eine Art Fliegen, die Stechfliege (Stomoxys calcitrans Fabric.) die sticht den Menschen und das Vieh gar schmerzhaft in die Haut. Eine solche kam und stach den Gastwirth in die Nase und der mußte wenigstens Eine Faust vom Ohre loslassen, um die Fliege zu verjagen. Da spricht gerade in dem Augenblicke der Pfarrer auf der Kanzel mit lauter Stimme die Worte: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ und sieht dabei wohl ganz ernsthaft aus. Der Gastwirth, der zwei Ohren hatte, läßt nun die andere Faust auch vom Ohre los und hört zu. Und siehe, da hört er Dinge, die seine ganze Seele erschüttern. Er kann während der ganzen Predigt keine Hand mehr ans Ohr bringen, und da die Predigt aus ist, ist

es auch aus mit seiner bisherigen Verstocktheit und geistigen Schlafsucht; er wacht auf und wird von jetzt an allmälig ein anderer Mensch, der dann auch eine höhere Herzensfreude schmecken und kennen lernt, als die armselige, vermeintliche, des Biertrinkens.

11. Kießling als Tröster.

Wir wollen den Leser noch in eine solche liebe Bauernfamilie, nach Schnepfenreuth führen, in deren Hause sich der selige Tobias oft erholte und zum kräftigeren Fortarbeiten für das Reich Gottes stärkte. Da, in dem reinlichen, stillen Oberstübchen, welche er sein kleines Paradies nannte und von wo man weit hinausschauen kann ins Grüne, hat er oft gebetet für die freundlichen, frommen Bewohner des Hauses, für sich und alle Brüder. Damit wir nicht allein nach dem lieben Bauernhause hinausgehen dürfen, wollen wir einer armen Leidenden, von innerer Noth tief gebeugten Frau nachfolgen, wie sie aus der Predigt in der Lorenzer Kirche hinausgeht vor die Stadt, nach ihrem Hause. Denn diese treffliche Frau, die nun schon lange Trost und inneren Frieden gefunden hat auf die vieljährigen Schmerzen, wohnt jetzt in Schnepfenreuth und ist die Hausfrau in dem nämlichen Hause, das unserm seligen Kießling so oft ein lieber Sommeraufenthalt war.

Die Geschichte, die wir hier zuerst erzählen, fällt freilich schon in eine etwas spätere Zeit — in die Periode des näheren Verhältnisses unsers Tobias mit Pfarrer Schöner, und auch um manches Jahr später, als die Bekanntschaft unsers Seligen im S...lschen Hause zu Schnepfenreuth; die chronologische Ordnung ist jedoch überhaupt nicht die, der wir hier zunächst und am meisten folgen wollen, sondern eine andere, tiefer liegende.

Der Pfarrer Schöner, von welchem wir hernach noch viel zu erzählen haben werden, bemerkte auf eine gewisse Zeit in allen seinen Predigten eine Frau, welche gar tief bekümmert, bleich und abgezehrt aussah, aber mit der gespanntesten Aufmerksamkeit jedes Wort von seinem Munde nahm und ihre

Thränen nicht verbergen konnte, die dann, bei einzelnen Stellen seiner tief eindringenden Predigten, häufig über die bleichen Wangen herunterrannen. Er wird aufmerksam auf diese Leidende, denn er bemerkt wohl, daß ihre Noth keine gewöhnliche, äußerliche, leichter zu lindernde sein könne, sondern eine tiefer liegende innere, weil, so oft er ein Wort spricht, das auf diese Art von Leiden hindeutet oder einen Trost für solche in sich fasset, ihre Rührung ganz unverkennbar größer wird.

Da erzählt er seinem Freunde Kießling von der leidenden Frau und ersucht denselben, die Ursache ihrer Thränen genauer zu erforschen. Kießling wird nun auch auf sie aufmerksam, und an dem einen Sonntags-Nachmittag, da die Frau nach ihrer Weise auch wieder bis zuletzt geblieben war, um erst alle Anderen aus der Kirche fortgehen zu lassen, damit sie dann einsam und ungestört ihren Weg hinaus vor die Stadt nach ihrer Wohnung gehen könne, folgt ihr der selige Tobias nach. Er fragt sie, ob sie auch in der Kirche gewesen sei und ob sie den Prediger wohl verstanden habe, und da sie auf beides mit einem kurzen Ja geantwortet, fragt er sie weiter: ob sie wohl auch schon solche Leidensstunden gehabt habe als die, von denen heute der Prediger gesprochen? Da sieht die Trauernde dem, der sie auf solche Weise fragt, in die Augen, und diesen ernsten, freundlichen Augen sieht sie es gar bald an, daß dies Keiner ist, der ihrer Seelenangst spotten werde, oder der sie gar nicht verstünde, wie dies gewöhnlich bei Anderen der Fall gewesen, denen sie bis dahin ihr Leiden geklagt. Sie antwortet daher schon mit größerem Zutrauen: „ja wohl.“ Da aber nun vollends der Selige sie mit der innigsten Theilnahme zum Ausharren in ihrem schweren Leiden ermuntert, und zum treuen, kindlich zutraulichen Gebet im stillen Kämmerlein, denn Gott habe bei diesen Leiden gar etwas Gutes mit ihr vor: da fangen ihre Thränen häufig an zu fließen; Herz und Mund gehen auf gegen diesen theuren Mann, der eine Sprache mit ihrem Herzen redet, wie sie nur Einer reden kann, der Seelennoth an sich selbst erfahren und deshalb Erbarmen hat mit Solchen, welche

auf gleiche Weise versucht werden, der aber auch zugleich ein Heilmittel gegen diesen Schmerz aus eigener Erfahrung kennt. Sie erzählt ihm nun: wie sie in ihren früheren Jahren dem Hochmuth und der Eitelkeit gar sehr ergeben gewesen. Da sei aber einstmals, bei dem Genuß des heiligen Abendmahles, ein ganzer Strom von gotteslästerlichen Gedanken in ihr Herz gekommen, wodurch sie seitdem bei Tag und Nacht geängstigt werde, ohne sich ihrer jemals erwehren zu können. Sie glaube wohl, daß kein so elender Mensch auf der Welt sein könne, als sie sei. Oft sei sie der Verzweiflung nahe gewesen, und der Gedanke: nimm dir doch dein elendes Leben, wäre mehrere Male der Ausführung nahe gekommen, da sei ihr aber immer der Spruch eingefallen: wer beharret bis ans Ende, der wird selig. Diese Noth habe sie nun freilich recht zum Gebet getrieben, und so manche Stunde sei sie, bei Tag und bei Nacht, im Freien draußen oder in den verborgenen Winkeln des Hauses, auf ihren Knieen gelegen und habe Gott gebeten: Er solle ihr doch die Last abnehmen, die sie nicht mehr aushalten könne. Sie habe nun auch gelernt aufs Wort merken, aber freilich sähe sie bei dem allen kein Ende ihrer Noth vor sich, als die Ruhe im Grabe.

Da spricht ihr aber der selige Tobias mit einer solchen festen Zuversicht von einer andern Ruhe: von der Ruhe des Herzens in Christo, welche nie ein Ende nimmt, in welche sie bald, und zwar bei Leibesleben eingehen werde, er zeigt ihr so augenscheinlich, daß alle ihre Leiden nur Vorbereitung zu dieser Ruhe hätten sein sollen; daß der armen Christina bei diesem Gespräch so leicht, so zuversichtlich ums Herz wird, als es ihr in langer, langer Zeit nicht gewesen. Seine Worte lauten ihr wie ein Gebet, das, weil es zuversichtlich gen Himmel dringt, wohl erhört werden muß.

Und bei diesem Troste ließ es unser Kießling nicht bewenden. Er machte die arme Christina mit seinen frommen freundlichen Schwestern bekannt, und die sanfte, himmlisch gesinnte Felicitas wurde gar bald der Leidenden eine geistige

Krankenpflegerin, vertraute Freundin und Schwester; und da die Kranke gar willig die rechten Arzneimittel nahm, genas sie bald so gründlich und so ganz, daß auch sie seitdem Genossin jenes Lebens einer seligen, inneren Ruhe, welche aus dem Frieden mit Gott durch Christum hervorgeht, geworden. Sie hatte in ihrer Noth erst jenes Armsein und jenes Trauern, welches nach Matth. 5, V. 3. u. 4. eine Verheißung hat, dann Anhalten und Ausharren im Gebet, endlich Aufmerken auf das Wort der Verheißung gelernt, und nun die Kraft empfangen, die dargebotene Gnade zu erfassen und sich selbst ganz zuzueignen.

Nun diese Christina ist jetzt, wie schon erwähnt, bei 30 Jahren Hausfrau im S...lschen Hause zu Schnepfenreuth.

Das ist also das liebe, freundliche Haus, das unser seliger Tobias so gern besuchte, und in welchem auch seit so manchem Jahr Frieden und Liebe gegen Gott und Menschen, Gebet, Mäßigkeit und Ordnung ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Der alte fromme Peter S...l, den Tobias in jüngern Jahren (denn es ist über 50 Jahre, daß er zuerst in dieses Haus kam) hier besuchte, ist nun freilich schon vor 40 Jahren, in einem stillen, schönen Greisenalter von 77 Jahren, heiter und voll Gottvertrauen gestorben. Aber der Sohn, der Mann der Christina, lebt (1819) noch, und wandelt, Gott Lob! treulich in den Fußtapfen seines frommen Vaters, und wird mit Gottes Hülfe die Seinigen auch wieder so erziehen in Gottesfurcht, in Liebe und Ernst, wie sein Vater ihn erzogen.

Dieser gute Hausvater kann uns denn auch noch erzählen, wie der selige Tobias, „als ein rechter treuer Werber der Menschenseelen für das Reich Gottes," auch ihn, schon in seinem 12ten Jahre, durch sein Gebet, durch seine Liebe, durch seine Geduld für dieses Reich der Gnade und des Friedens gewonnen, und wie er hier in diesem Hause in jede Seele unwiderstehliche Worte der werbenden Liebe gesprochen, welche gar manchen Segen bei Hausgenossen, Nachbarn und Bekannten zurückgelassen. Er wird erzählen, wie sich hier im Hause des alten Peter S...l, so oft sich der selige Kießling sehen ließ,

gar manche treue Seelen um ihn versammelten, die sich mit ihm erbauten im frommen Gespräch, Gebet und christlichen Gesang. Denn „singen habe der selige Tobias so schön gekonnt, daß, wenn man seine liebliche Stimme hörte, es Einem war, als hörte man Engel singen.“ Besonders unvergeßlich ist ihm in der Hinsicht das Lied geblieben, das Kießling so gern sang: „Allein Gott in der Höh sei Ehr“, und das Gebet, das er, da er einmal hier übernachtete, am Morgen nach dem gewöhnlichen Morgensegen auf seinen Knieen gesprochen.

Uebrigens trieb auch hier unser fleißiger Kaufmann seinen gewöhnlichen Buchhandel, von welchem wir nachher noch öfter reden werden, mit großem Segen, und manches herrliche Büchlein, voll gesunder Nahrung, wurde da, im S...lschen Hause und in seiner Nachbarschaft verschenkt.

---

12. Kießling als Kinderfreund und Kinderlehrer.

Ich habe wenige solche Kinderfreunde gesehen, wie unser seliger Kießling war, und wenig Menschen, an welche sich die Kinder so leicht und so gern anhingen und an denen sie solche Freude hatten, wie an ihm. Denn sein Sinn war nun einmal so, daß er sich überall am liebsten zu den Kleinen, zu den Geringen, zu den Niedrigen im Lande hielt, und daß es ihm bei diesen, weil er sich da, wie er sagte, unter seines Gleichen fühle, am wohlsten war. Unter den Hohen und Großen und Glänzenden konnte man öfters keinen Blick in dieses Auge und Herz voll Liebe thun: denn da war es meist gesenkt und stumm, wie der Mund des Fremdlings in einem Lande, das seine Sprache nicht versteht; wer aber unsern Tobias unter den Kleinen und Armen und Geringen fand, der konnte ihn da ganz in seiner rechten Weise sehen und kennen lernen, und reden hören.

Die Kinder, selbst ganz kleine und unverständig scheinende, verstanden auch unsern seligen Kießling oft viel besser als die Großen, denn er sprach mit ihnen nicht blos mit Worten und durch Gesang, sondern auch mit den Augen und mit den ihnen

liebend aufgelegten, betenden Händen. Wir werden daher auch noch weiter unten einige Fälle kennen lernen, in denen der Selige bei damals noch ganz kleinen Kindern einen so tiefen und unvergeßlichen Eindruck zurückließ, daß ihnen dieser Eindruck späterhin ein mächtiger Zug zu Christo wurde, welchem sie folgten. Seine Worte hatten sie nicht gemerkt, aber etwas Anderes war ihnen geblieben: ein Vorschmack von jenem Himmelsfrieden und jener Seligkeit des näheren Umganges mit Gott, nach welchem sie seitdem immer ein Heimweh behielten. Ueberhaupt hat einer meiner Freunde, der mir diese und ähnliche Züge aus dem Leben des Seligen mittheilte, ganz Recht, wenn er bei dieser Gelegenheit jene Stelle eines christlichen Schriftstellers auf ihn anwendet: „das von Liebe zu Gott und Jesu entzündete Herz giebt den Worten eine Kraft, der Geberde eine Salbung, dem Antlitze eine Wahrheit, der wenigstens die horchende und schauende Unschuld nicht widerstehen kann.“

Die Kleinen merkten auch gleich, daß da bei dem freundlichen Manne etwas zu holen sei und wenn es auch, nach ihrem Bedünken, nichts weiter gewesen wäre, als ein frischer Milchwecken oder ein Stückchen Nürnberger Lebkuchen, oder ein so hübsches in Goldpapier gebundenes Büchlein, worinnen schöne Geschichten von frommen Kindern stehen. Sobald daher der Selige, so lange er noch die Messen und Märkte in Oesterreich bezog, seine Bude aufgeschlagen, war das kleine Volk schon da, und sah dem fremden guten Manne ins Gesicht und hinten in das Seitenfach der Bude, wo er die schönen Waaren für Kinder hatte. Und sie bekamen dann auch alle ihren Theil und noch ganz andre Dinge, als sie da zunächst gesucht hatten, ins Herz, und der liebe Mann, der jedes Jahr etliche Male kam, kannte jedes Kind: den dickbackigen Anton, das Mariechen, das Bärbele u. s. w. mit Namen und merkte sich auch die Namen des neuen Zuwachses an kleinen Geschwistern, die die größern immer wieder mit sich brachten und die auch ihren Theil mit haben wollten. Da fragte er sie dann, wenn er gerade Zeit hatte, ob sie denn auch in dem

kleinen Büchlein, das er ihnen das letzte Mal, wo er hier war, schenkte, gelesen hätten, und was sie sich wohl daraus gemerkt? Dann erzählte er ihnen vom Herrn Jesu und daß wir den recht lieb haben müssen, denn er hat die Kinder auch recht lieb, und Geschichten von guten frommen Kindern, die noch nicht mit in das Büchlein, das er ihnen gegeben, hineingedruckt sind, die aber der liebe Gott, wenn sie so fromm bleiben, hinein in sein Lebensbuch schreiben wird.

So war denn auch daheim, in Nürnberg, wenn etwa Einer mit dem seligen Tobias über die Straße ging, oftmals gar kein Fertigwerden mit den Kindern allen, die den Herrn Kießling grüßen und ihm eine Hand geben wollten. Denn außerdem, daß dieser gute Kaufmann die ganze Kundschaft seines seligen Vaters, welche dieser (nach S. 7.) unter derlei großen und kleinen Leuten gehabt, geerbt zu haben schien, war er auch aller Welt Gevattersmann.

Freilich die Connexionen, in die er durch die Mehrzahl seiner Gevatterschaften kam, waren gerade nicht von der Art, daß er viel darum beneidet worden wäre. Denn der größte Theil seiner Gevattersleute gehörte nicht blos zu den ärmsten Leuten in der Stadt (das wäre wohl noch gern zu ertragen gewesen), sondern bei gar manchen darunter war auch die Aufführung nicht eben rühmlich, und es gab eine und die andere darunter, welche wohl in einem großen Theil der Stadt, wenigstens unter den ehrbaren und bemittelten Bürgersleuten, vergebens würden von Thür zu Thür gegangen sein nach einem Pathen; bei Herrn Kießling, wenn der gerade nicht auswärts war, klopften sie aber nicht vergebens an. Denn wenn man ihm auch, um ihn etwa abzuhalten, von den neuen Gevattersleuten das Eine und Andere erzählte, das gar nicht rühmlich lautete, so antwortete er immer darauf: „sie sind ja doch Menschen, sind doch erlösete Christen, vielleicht holt sie der Herr dennoch herum.“ Und da hielt er denn auch das Kind der verachtetsten und verächtlichsten Eltern selbst zur Taufe, betete für dasselbe von ganzem Herzen und sorgte auch nach=

mals, wenn Niemand sonst für die armen, verlassenen Würmer sorgte, gar freundlich und väterlich für ihr Aeußeres und vor allen für ihr Inneres — für ihr Seelenheil.

Zu dieser inneren Pflege und Wartung der ihm durch die heilige Taufe anvertrauten armen Kinder, verwendete er gar manche freie Stunde, ganz besonders aber die Sonntags-Nachmittage. Da konnte man fast immer ein ziemliches Häuflein armer Kinder in Kießlings Hause und Zimmer sehen, wovon die meisten zu den Pathen desselben oder einer seiner Schwestern gehörten. Da wurden denn die Kinderchen auf die innigste, eindringendste Weise ermahnt, unterrichtet in den Hauptlehren des Christenthums, es wurden ihnen Geschichten aus der heiligen Schrift und aus manchen andern erbaulichen Büchern erzählt, Bilder gezeigt, und mit ihnen gesungen. Hierbei fehlte es denn, wie sich von selbst verstand, auch nicht an äußerlicher, leiblicher Erquickung und Freude, denn der Herr Pathe und seine Schwestern ließen es den Kleinen nicht an Milchbrod, und in der Obstzeit nicht an gutem Obste fehlen, und die armen Kleinen freuten sich die ganze Woche hindurch auf den Sonntag-Nachmittag, wo sie in dem stillen, reinlichen, schönen, zum Theil nach alter Weise noch bunt ausgemalten Hause ihres Herrn Pathen mehrere Stunden lang bleiben durften, und Bilder sehen, Geschichten hören, singen und auch gute Sachen essen.

Obgleich daher unser seliger Tobias durch die Connexionen, die er sich durch seine fast unzähligen Gevatterschaften zu erwerben wußte, in beständiger guter Uebung des Spruches erhalten wurde: „gieb dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will," auch noch sonst manche Verdrießlichkeiten davon hatte; so war der Gewinn, den er für seinen Haupthandel (nach S. 5.) aus seinem Gevatterstehen zog, doch noch viel größer. Denn dadurch wurde manche arme junge Seele, die ja schon der Herr des Hauses erworben und gewonnen hat „durch sein heiliges Blut und sein theures Leiden und Sterben," mit diesem lieben Herrn bekannt gemacht, zu

Ihm hingeführt, Ihm ganz zu eigen gegeben. Ja, schon jetzt bemerkt man an mehreren dieser Pathen und den übrigen armen Kindern, welche den seligen Kießling öfters besuchten, die Früchte seines Gebets, seiner Ermahnungen und Belehrungen, seiner Geduld und Liebe zu ihnen: Fleiß und Treue in dem ihnen von Gott anvertrauten Berufe, ordentliches, sittsames Wesen, Mäßigkeit und Keuschheit, Freundlichkeit und andere gute Gaben, welche aus der gemeinschaftlichen Quelle der Liebe zu Gott und den Menschen herkommen.

So griff denn unser seliger Tobias auch zuweilen in das Schullehreramt ein, und damals belangte man solche Menschen, welche sich, wo das an ihrem Wege liegt, der Kinderseelen mit solchem christlichen Sinne und Ernst annehmen, noch nicht als Winkelschullehrer. Da wir aber einmal hier beim Schulhalten sind, so mag noch am Ende des Abschnittes eine Stelle aus einem Briefe stehen, den der selige Esper wenige Monate vor seinem Tode (am 23. Jan. 1781) von Wunsiedel aus an seinen alten, treuen Freund, den Schullehrer in Uttenreuth, schrieb. Mag nun dieser Brief, nach der Meinung der größern Zahl meiner Leser, hieher passen oder nicht, ich weiß doch, daß ich ihn an den rechten Mann bringe: an eine treue Seele, der Gott das schwere, schöne Amt des Weidens der Lämmer anvertraut hat und der es ein rechter Ernst ist, Ihm diese junge Seelen zuzuführen und zu erhalten. Und möge dann der Segen, den der bald scheidende, ernste Prediger des Wortes über seinen Freund ausspricht, reichlich auch über jene treue Seele kommen!

„Für Ihre gütigen Wünsche bin ich um so dankbarer, da ich weiß, daß sie aus einem aufrichtigen Herzen gekommen. Ich will sie nicht nach der Weise unsrer Zeiten erwiedern; sondern dafür unsern gemeinschaftlichen Herrn bitten: Er wolle zum Weiden Seiner Lämmer Muth, Weisheit, Geduld, Lebenskraft und Segen von oben verleihen, daß die Zahl der Unmündigen einst groß werde, die vor dem Throne des Eigenthümers der Menschen sagen: „„Hier lohne, Allgütiger! Dieser Mann

ist uns Wegweiser zu Dir gewesen.'" Schon hier ruhe der Segen hiervon auf Ihrer Person und auf Ihrem ganzen Hause!"

„Liebster Herr Schullehrer! wir wollen nicht müde werden, Treue und Barmherzigkeit an Dem zu beweisen, der so große Barmherzigkeit an uns bewiesen. Kostet uns es doch nicht Blut und Leben, wie Ihm unser Heil Blut und Leben gekostet hat! — In unsern Tagen ist es bei dem Herrn der Kirche gewiß etwas Großes um einen frommen und getreuen Knecht, welches man eher im engen, als im großen Wirkungskreise werden kann. O wenn nur noch in dem einen oder dem andern Dorfe der Name Jesu Christi in junge Herzen eingeprägt wird, so wird es doch nicht so sehr, als wir es fürchten, in folgenden Zeiten an Seinen Bekennern fehlen."

„Ich bitte Ihre Schulkinder in meinem Namen herzlich zu grüßen, und ihnen zu sagen: daß, da ich sie alle in der Taufe Christo Jesu zu Gnadenkindern, durch Besprengung mit dem Blute des Bundes eingeweiht, mich es einst innig kränken wird, wenn Eines derselben aus eigener Schuld verloren geht; ja daß, da ich ihnen den feierlichen Eid abgenommen, dem Teufel, der Welt und allem ihren Wesen abzusagen, ich dort ihr Verkläger werden muß, wenn sie selbigen brechen. Keines müsse sein, von welchem derselbe nicht endlich wieder erneuert wird."

13. Kießling als reisender und stationirender Buchhändler.

Wir kommen hier zu einem Geschäft unsres im Dienste seines Herrn niemals feiernden Seligen, welches mit Recht eine seiner liebsten Angelegenheiten war, und wodurch derselbe sich und Anderen einen reichen Gewinn für die Ewigkeit geschafft hat: auf das Geschäft seines Büchervertheilens und Bücherversendens. Sein freundliches Gemüth theilte von Jugend an, im Leiblichen und Geistlichen, gern Anderen das mit, was ihm selbst Freude machte, oder womit er diesen eine Freude zu machen hoffte; und wie er den Kindern auf seinen Reisen und zu Hause

allerhand kleine Geschenke machte, so brachte er immer auch den Alten bald die, bald eine andere Gabe der Liebe nach ihrem Sinn und Geschmacke, namentlich seinem lieben Esper, der ein gar großer, eifriger Naturalien-Sammler war, etwa ein schönes, großes Stück Eisenblüthe aus Steyermark, woran sich dieser dann Tage lang nicht satt sehen konnte.

Ihm selbst war es, unter allen Freuden, die er kannte, die höchste Freude, sich in der Liebe seines Gottes und in der Erkenntniß Seines heilsamen Rathes an den Menschenkindern zu befestigen und zu stärken, was ihm, nächst dem täglichen Umgang mit Gott im Gebet und in Seinem Worte, am meisten das Lesen von allerhand christlichen Schriften, der ernstesten, einfältigsten, tief eindringendsten Art, gewährte. Kein Wunder daher, daß er auch Anderen vor allem und am meisten diesen Segen mitzutheilen suchte. Daher denn sein beständiges Geschäft mit solchen Büchern.

Freilich, um dies gleich im Voraus zu sagen, äußere Vortheile der gewöhnlichen Art brachte dieser Buchhandel unserm lieben Seligen niemals. Die einzige Bezahlung, die er für seine Bücher nahm, war ein „vergelt's Gott" oder ein Händedruck, auch wohl von einem einsamen Gebirgsbewohner irgend eine andere Aeußerung der innigen Freude, darüber, daß ihm nun endlich einmal das heiße Sehnen nach dem theuren Worte Gottes gestillt werde. Nicht selten aber geschah auch die Bezahlung in Worten des Spottes, der Lästerung und in Verdrießlichkeiten aller Art. Denn unser Seliger gab seine Bücher nicht blos an Solche, welche Verlangen darnach bezeugten oder ihn darum baten, sondern überall hin, wo er irgend eine Frucht damit zu schaffen hoffte, man mochte das nun wünschen oder nicht. So ließ er gar oft auf seinen Reisen kleine erbauliche Schriften in der Herberge, in welcher er sich eben verweilt hatte, liegen, damit sie irgendwer finden und lesen möchte, ja man sagt ihm sogar nach: daß er ein und andere Male auf Kanzeln, von welchen er etwa ein Wort über Ackerbau oder Viehzucht, oder ein Exercitium über irgend einen Ab-

schnitt aus dem Moral=Compendium und andere Dinge der Art vernommen hatte, gelegentlich ein Büchlein hinlegte, worin das lautere, reine Gotteswort mit Donnerstimmen gepredigt wurde.

Eben so, und ganz besonders wußte er das gedruckte Wort Gottes, und Schriften, welche von diesem handelten, in die Hände der in manchen fernen Gegenden einsam und unter Trübsalen lebenden evangelischen Glaubensgenossen zu bringen. Und dies selbst in den sechziger und siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo die Verbreitung solcher Schriften in einigen Ländern noch gar sehr erschwert, und selbst mit Gefahr verbunden war. Einmal wurden unter andern mehrere Exemplare der deutschen Bibel einem in fernem Lande, unter meist nicht deutsch redenden Menschen Lebenden unter der Aufschrift „köstliche Perlen" zugesendet, und jener erhielt noch dazu diesen von ihm und Anderen längst ersehnten Schatz durch die Hand der Leute, welche einer solchen Bücherverbreitung am meisten entgegen waren.

Uebrigens liebte unser seliger Tobias nicht eben gerade solche Schriften ganz besonders, welche den Unterschied der Confessionen oder die Streitigkeiten über diese Unterschiede, und die Frage, welche wohl Recht habe und welche die allein selig machende sei, zum Inhalt hatten; sondern sein, allenthalben nur Brod des Lebens, Nahrung für das ewige Leben suchender stiller Sinn wählte sich überall solche Schriften, welche wahrhaft Erbauung und Stärkung des innern Menschen gewährten, ohne hierbei zu fragen, ob das Buch von einem Manne, der diese oder jene christliche Form der Confession bekannte, herrühre. Die Bücher, welche unser seliger Kießling nächst der heiligen Schrift am meisten vertheilte, waren daher hauptsächlich Lebensbeschreibungen von weitgeförderten Christen aus der protestantischen sowohl als der katholischen Kirche; einzelne Nachrichten vom Aufbau des Reiches Gottes; Predigten der ernstesten und einfältigsten Art; dann auch Schriften, welche die damals häufigen Versuche mancher Gelehrten näher

beleuchteten: die heilige Schrift als Wort Gottes, und das Christenthum überhaupt verdächtig zu machen und herabzusetzen (solche Bücher gab er jedoch nur an Solche, welche die Schriften oder Einwürfe jener Gegenpartei wirklich kannten oder kennen konnten). Wir werden diese verschiedenen Zweige des Kießling'schen Buchhandels, und zugleich (was hier das Wichtigste ist) das gesunde, kräftige Urtheil eines christlichen Denkers jener Zeit über manche damalige Schriften für und wider das Christenthum, abermals am besten in einigen Stellen aus den Briefen des lieben Mannes kennen lernen, der uns in so vielfacher Hinsicht das Angesicht unsers Stillen im Lande abspiegelt: des seligen Esper.

Aus einem Briefe vom 2ten Juli 1777:

„Also, den verbindlichsten Dank für die gedruckten Mittheilungen. Ich werde sie, nach Ihrer edlen Absicht, für die Ausbreitung der Erbauung verwenden."

„Der Paß-Port ist erwecklich und schön. Am schönsten, wenn das Herz und die That ihn gerade so aufzuweisen vermag. Der meinige ist etwas kürzer: Da kommt ein armer Sünder her, der gern fürs Lös-Geld drinnen wär. — Ich denke, er gilt. Dies weiß ich, die Feinde haben vor ihm Respekt, und mit ihm kommt der Pilger unter der Todes-Pforte sogar unangefragt durch."

„Nun das Glaubensbekenntniß von dem guten Carthäuser. Innig lieb habe ich den guten Einsiedler aus demselben gewonnen. — Warum aber hat der Herausgeber diesem so alten Documente nicht seine alte Sprache gelassen? — Wie ehrwürdig sollte in derselben die viertehalbhundertjährige Einfalt nicht sein? Aber ins Deutsche von 1777 so was übersetzen; heißt das nicht Diamanten lackiren? Ich muß sagen: mit einem alle Kräfte auffordernden Schauer habe ich die Protestation gelesen, „„ihm das nicht zuzurechnen, was ihm etwa würde in der letzten Stunde entfallen."" Wie haben die frommen Alten doch auf Fälle gedacht, an die wir nicht immer so denken! Auch die evangelische Kirche singt uns in einem Sterbeliede die ernsthafte

Bitte vor: Ach Herr! wo ich aus Schwachheit groß, mich nicht rechtschaffen hielte, ging etwa oder läge blos, und unbescheiden redte: so laß mich's, Herr! entgelten nicht, weil's wider mein Bewußt geschicht u. s. w. — Kaum fällt uns die Bitte mehr ein. Wie genau haben sich jene Frommen auch die nur möglichen Zufälle des letzten Auftrittes gedacht! wie heilsam in Vorrath zu beten gewußt!"

„Meinen guten Carthäuser treffe ich gewiß dorten unter den aus allen Nationen und Sprachen vor dem Thron unsers Herrn Versammelten an. Seine Irrthümer des Verstandes hat ihm Jesus gewiß so gut, als uns die Irrthümer des Willens vergeben. — Das aber heißt zu lange bei einer Sache verweilt. Sie sehen wie mich dieser einfältige Fromme mit seinem so ohne Heuchelei an Jesu hangenden Glauben einzunehmen gewußt."

Nachstehend mögen nun noch einige andere hieher gehörige Stellen aus Briefen des seligen Esper an unsern Kießling folgen, so wie sie uns eben in die Hand kommen:

Aus einem Briefe vom 14ten Juli 1774:

„Sie haben mir mit Uebersendung der beiden Tractate ein wahres Vergnügen gemacht. Es hat mich deren Durchlesung ungemein erbaut, und der Dank ist sehr groß, welchen ich Ihnen dafür schuldig geworden bin. Sehr oft kränkte es mich, daß in Israel kein David mehr sein sollte, der sich an Dr. Semlern, diesen Goliath, welcher der Sache Gottes so frech Hohn gesprochen, wagen wollte. Der Name des Herrn se gepriesen, daß die Württembergischen Theologen sich erwecken ließen, diesem abgesagten Feinde des geschriebenen Worts entgegen zu treten. Insonderheit ist mir in dem Tractat des Herrn Sup. Roos die Aufschrift: Auf Kosten guter Freunde, zum Verschenken, sehr erwecklich gewesen. So weit, dachte ich, hat es der Fürst der Hölle doch noch nicht gebracht, daß Schriften, welche dessen Reich fördern, umsonst zu haben sind. Man muß das Gift der Seele immer sehr theuer bezahlen; welch ein Wunder der Erbarmung des Liebhabers der Menschenkinder! Er läßt das Gegengift umsonst unter die Kranken vertheilen; es werde dieses jenen

edelmüthigen Freunden zum Segen vor Ihm angeschrieben. Die gute Sache der göttlichen Bibel ist sehr gut vertheidigt worden. O wir haben ein festes prophetisches Wort, und jetzt, da man die Siegel der Göttlichkeit desselben abreißen will, wird es erst mehr als sonst offenbar, wie das Gepräge derselben von dem Monarchen des Erdkreises ist. Es darf Niemanden dabei befremden, wenn es dem geschriebenen Wort, wie dessen Urheber, dem Wort am Kreuz, ergeht. Genug daß von beiden, da sie verhöhnt, verspottet, und gegeiselt waren, Nahrung für das Leben des Geistes den Sündern zugequollen ist; genug daß es sich noch immer als eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben, an tausend Menschen beweist. Lassen Sie uns ob demselbigen halten, so lange sich noch ein Odem in uns regt. Was sind wir ohne Bibel? — Pilger in einer grausamen Nacht, deren Leuchte verloschen ist, Blinde, von denen der Gefährte mit seinem Leiter in die Grube stürzt, Narren, die sich dünkten weise zu sein, und mitten in dem gefahrvollsten Meer Compaß und Ruder von sich geworfen. Ich kann mir nichts Rasenderes denken, als statt des ewigen Worts das Wort eines Semler zum Führer auf dem Weg der Seligkeit zu erwählen. Doch warum verweile ich so lange bei den Empfindungen, deren mein Herz, bei unseren Zeitumständen, oftmals so voll wird? Sie sind erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, außer welchem Niemand einen andern legen kann; und darin laß sie uns immer mehr befestigen, bis wir vollendet werden."

„Die Lebensgeschichte der seligen Frau Reitzin ist ein abermaliges Geschenk, für das ich ungemein verbunden bin. Wie entzückend liest sichs doch von Andern: er ist treu gewesen bis in den Tod! Wie freudenvoll mag das Gefühl erst sein, wenn man eben das von sich in dem letzten Augenblicke empfindet. Diese Minute bringt es ja schon ein, wenn man auch eine Welt voll Lüste mit ihrem ungöttlichen Wesen darob verläugnet hat."

„Ich übersende nicht weniger hier anliegend den mitgetheilten Brief. Bei Durchlesung desselben sind mir die Worte jener Monarchin eingefallen, welche, als sie den gefangenen Landgrafen

von Hessen, Philipp, sah und sprach, der ihr als der schrecklichste Ketzer war beschrieben worden, voll Entzücken ausrief: O wenn doch alle Menschen solche Ketzer wären! O wie viele sind derer, die dem Evangelio würdiglich wandeln, ohne evangelisch zu heißen, und wie schwer wird es den Evangelischen werden, gegen Solche zu stehen."

Vom 2ten Juli 1777.

„Sie fragen mich, noch in einem Beisatz zu Ihrem Briefe, über die Steinhofer'schen Schriften. Ich besitze von demselben seine kleine Postill, seine Passions-Predigten und etliche einzelne Pieçen. Ich habe diesen Mann, voll von Gottes Ernst und Jesus Huld, von Person gekannt, ja ich bin ihm und er einmal mir sehr auffallend geworden. Er wollte von Ebersdorf aus einst meinen Vater besuchen und kam bei spätem Abend vor dem Thor von Wunsiedel an, als ich (damals ein Knabe von neun Jahren) einige hundert Schritte von demselben, nach dem Garten gehend, ihm begegnete. Ich wurde von ihm befragt, wo der Senior Esper in der Stadt wohne? — Die Anrede, der Ton, die Art, mit der er es sagte, schlug mein ganzes Herz; und meine Antwort: ich sey dessen Sohn, traf ihn wieder so, daß es mir und ihm naß um die Augen ward. Stellen Sie sich aber das vor, als ich mit Steinhofer an der Hand in meines seligen Vaters Stube trat. Ob es gleich sechs und dreißigjährige Eindrücke sind, so sind sie mir doch immer neu. Mir ist noch kein Mensch bekannt geworden, der so was Eigenes hatte wie Steinhofer, das man nicht nennen kann. Es war unmöglich, in seiner Gegenwart leichtsinnig, aber auch nicht möglich, ungern bei ihm zu sein. Sein ganzer Geist ist in seinen Schriften."

Aus einem Briefe vom 20ten Dec. 1779.

„Sie haben mir durch Uebersendung des Worts der Liebe an den armen Herrn Doctor Bahrdt einen sehr vergnügten Abend gemacht. Erst vorige Woche hatte ich um diese Pieçe nach Baireuth geschrieben, ohne sie zu erhalten. Vergeben Sie, daß ich selbige nicht sogleich mit zurücksende! — — — Ein wahres Wort der Liebe, gewürzt mit göttlichem Ernst. Möchte es doch an dem

Irrenden seine Kraft beweisen! — Schade, daß der Verfasser die Particular=Geschichte des Dr. Bahrdt nicht gewußt; er hätte ihm sonst gewiß auch etwas vom Aufstehen aus dem Taumel der abscheulichen Lüste des Fleisches ans Herz gesagt. Schwerlich hat je ein Lehrer der evangelischen Kirche die vollen und greulichen Becher der Wollüste mit allen ihren Greueln so in sich gegossen, wie Bahrdt. Da er in seiner Jugend das kräftige Wort Gottes so lebendig als eine Kraft Gottes erfahren, und es nun dermaßen schmäht; da er um kahlen Genusses willen die Gottheit unsers Erlösers so bündig behauptet, und wieder, um sich zu heben, so frech angefallen; da er nichts von natürlicher Ehrlichkeit, Edelmuth und Güte des Herzens an sich hat: so verzage ich, ob dies Wort der Liebe auf ihn wirkt. Nun genug, daß es an Andern gewiß tausend Segen hat! Mir ist es sehr erwecklich gewesen. Wenn die Menschen doch nur sich etwas Mühe geben wollten, nachzudenken! Wird der Glaube der Christen bestürmt, ist denn dadurch der Unglaube schon bewiesen? — — In jedem System dieser Neulinge finde ich größere Schwierigkeiten, als in meiner lieben Ordnung des Heils. Und erst ihre natürliche Religion! — — Ich leugne schlechterdings, daß eine natürliche Religion existirt. Was man dafür ausgiebt, sind Sätze, welche die Vernunft der Bibel gestohlen, und zu denen sie sich nachher die Beweise erfunden. Gebt das Gestohlene heraus, und seht dann eure natürliche Religion! — — Die Vernunft wußte diesen Satz nicht einmal, daß ein einziger Gott der Schöpfer der Welt sei. Ich fordere jeden Gelehrten auf, mir diesen Satz, plan hingeschrieben, in irgend einem Buche der weisesten Heiden vorzuzeigen. Einem guten und bösen Wesen, den Göttern, dem Fatum, dem Ungefähr, einer Welt=Seele, den Atomen, und tausend andern Dingen schreiben sie die Schöpfung zu. O du arme natürliche Religion! nicht einmal die erste Grund=Wahrheit, nicht einmal den reinen richtigen Namen, eine einzige Gottheit — hast du aus dir selbst hervorgebracht. Gerade so ist es mit ihren Tugendlehren. Ein guter christlicher Tertianer schreibt jetzt vernünftiger und einleuchtender von den Pflichten des Menschen,

als Cicero, wenn man das Rednerische und Schöne der Worte auf die Seite setzt. Mit Erbarmung liest man, wie sich die weisesten Heiden gewunden, nur um sich den Begriff der Seele zu bilden. O mein Liebster, wie glückselig, daß wir ein festes prophetisches Wort haben. Lassen Sie uns ewig an demselben halten! — — Wer die große Wüste der Zweifel nicht selbst durchreiset, weiß gar nicht, was es für eine Wohlthat um den vernünftigen, einfältigen, göttlichen Glauben ist. Wie wird man mit tausend und abertausend Speculationen so beruhigend fertig, wenn der Verstand, der recht aufgeklärte Verstand, keinen andern Beweis braucht, als den: „„Der Heiland hat es gesagt, da steht es! Der, welcher die grenzenlosen Räume, vom Mittelpunkt der Erde bis hin zu den Gestirnen, mit Erkenntnissen ausgefüllt hat, der wird Rath dazu wissen, wie das wirklich wird, was er gesagt hat.““ Man lacht herzlich darüber, wenn sich die Leute so viel Mühe geben, die Erfindungen der unendlichen Vernunft vernünftig zu machen. Es kommt mir immer vor, als wenn sie Schwefelhölzchen nähmen, um der Sonne leuchten zu helfen — oder die Bemühungen eines Bahrdt, als wenn der Gassenjunge Sandkörner nimmt, um die Sonne herunter zu werfen. Es ist Gottes Sache! denken Sie nur: es ist des Schöpfers aller Dinge Sache! Können wir denn nur darauf fallen, daß im Motten-Kriege der Allmächtige den Kürzern ziehe?“

14. Kießlings Wirksamkeit in Oesterreich.

Es ist dies wohl die schönste Perle in unsers Seligen Kranze, und die reichste Garbe, welche derselbe, während seines ganzen Lebens, in die ewigen Scheuern gesammelt. Oesterreich, das liebe Oesterreich, war ihm aber auch ein zweites Vaterland, ein Fundort der reinsten, bleibendsten Freuden, und bis zu seinem Tode trug er seine Freunde da in dem ihm theuren Lande mit treuer Liebe im Herzen, dachte ihrer täglich in seinem stillen Gebet vor Gott, und im vertraulichen Gespräch gegen seine Freunde.

Im Jahre 1763, am Laurenzientage, wurde es unserm lieben Tobias, dem damals 21jährigen Jünglinge, zum ersten Male

erlaubt, die Märkte und Messen in Oesterreich, Steyermark und Kärnthen, in Geschäften des Kießling'schen Hauses mit zu besuchen. Von da an reiste er aber in etwa 50 Jahren 106 Mal in diese Gegenden, die ihm, weil sein Geschäft immer einen längeren Aufenthalt mit sich brachte, zum Theil fast so bekannt wurden als seine eigene Vaterstadt.

Damals, vor dem Toleranzedict, das der theure, unvergeßliche Kaiser Joseph im Jahr 1781, in Beziehung auf die evangelischen Gemeinden in Oesterreich und ihre Religionsfreiheiten erließ, gab es für unsre evangelischen Glaubensgenossen in jenen Ländern, eine, wenn auch schwere, doch in ihrer Art bedeutungsvolle, segensreiche Zeit. O lieber Christ, du seist von einer Confession oder Glaubensform, von welcher du wollest, es scheint doch immer als wenn das rechte Christenthum im Allgemeinen und im Einzelnen eine Alpenpflanze sei, welche in dünner, reiner Gebirgsluft und auf dem armen Boden der Gebirge allein (bei der jetzigen Einrichtung unsrer Erde und ihrer Menschen) recht gedeihe, in der üppigen Ebene aber meistentheils verwuchere und verderbe. Damals, wo ihr lieben österreichischen Glaubensgenossen noch so von allen Seiten gedrückt und verfolgt waret, gab es unter euch gar viele vollwichtige Aehren, und durch das Feuer der Trübsal rein geläuterte Seelen; möge euch dieser Ruhm auch jetzt immer bleiben! wo ihr die äußerliche Freiheit der Religionsübungen habt und manche anderen Vortheile noch daneben. Aber ihr lieben Brüder aller Confessionen, die ihr an Christum glaubt und auf Christum hoffet, wachet und betet in guten Tagen, wo euch keine Verfolgung trifft am meisten, und glaubt, daß dann immer, wenn es im Aeußeren so gut und still hergehet, für euch die gefährlichste Stunde sei. Ja, die Zeit des rechten Friedens für die Kirche Jesu Christi ist noch nicht vorhanden; der rechte treue Christensinn wird noch immer, auch den sogenannten eigenen Confessions-Verwandten ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung bleiben, und die Zeiten der Ruhe sind nur gegeben, um uns desto ernster, desto treuer und sorgfältiger auf einen nahen, stärkeren Angriff der Finsterniß vorzubereiten.

Als unser seliger Tobias zuerst die ihm mit jedem Jahr lieber gewordenen Gegenden von Oberösterreich, Kärnthen und Steyermark besuchte, ging es dort mit unseren evangelischen Glaubensgenossen noch etwas ernst her. Bekanntlich hatte, etwa 200 Jahre vorher, der Protestantismus (wir wollen nicht gerade unbedingt sagen, das reine, ernste Christenthum) in jenen Ländern über 400 Prediger in den Städten und Flecken und Dörfern gehabt, als auf einmal diese freie, großentheils lautere und reine Verkündigung des Evangeliums von Jesu Christo, durch menschliches Mißverstehen gehemmt und unterdrückt wurde. Aber gerade unter diesem Druck erzeugte sich der rechte christliche Ernst.

Ja, mir ist es sehr rührend (und ich möchte, wenn mir Gott Kraft zur Ausdauer geben wollte, damals einer von solchen Gebirgsbewohnern gewesen sein), wenn ich von den ersten Jahren, in denen unser seliger Kießling seine Besuche in Oesterreich machte, lese, wie die armen einsamen Gebirgsbewohner, bei denen sich der Glaube der Väter noch immer nicht hatte ausrotten und unterdrücken lassen, so verfolgt wurden. Wenn man eine deutsche Bibel oder ein anderes Buch der lutherischen Confession bei ihnen fand, wurden sie als große Verbrecher angesehen und mit Kerker und Landesverweisung bestraft. Da that es nun freilich unserm seligen Tobias innig weh, wenn er, während seiner Anwesenheit, z. B. in Linz, solche Glaubensbrüder vorbeiführen sah, welche öfters nicht weit von seiner Wohnung, zusammen in einen gemeinschaftlichen Kerker gesperrt wurden, aus welchem die Vorübergehenden und Nahestehenden, nicht Wehklagen und Verwünschungen über die Verfolger, sondern lautes Gebet und christliche Gesänge erschallen hörten, bis man, oft schon nach wenig Tagen, sie alle zu Schiffe brachte und in die untersten Gegenden von Ungarn und Siebenbürgen versendete, wo dann freilich die Mehrzahl dem ungewohnten Klima erlag. Da stand unser lieber Tobias öfter an dem Ufer der Donau, und sah zu, wie die meisten treuen Seelen mit heiterm Sinne und mit schweigender Geduld von Verwandten und Bekannten Abschied nahmen. Und doch gab es auch zuweilen Thränen, ja

heiße Thränen, wenn man die kleinen Kinder (damit ihre Seelen nach der Meinung der herrschenden Partei gerettet und nicht sammt den Seelen der Aeltern verdammt würden) von der Brust und aus den Armen der Mütter nahm, und diesen es frei stellte, ob sie bei den Kindern bleiben und dem herrschenden Glauben folgen, oder von den Kindern auf diese ganze Lebenszeit scheiden wollten. Aber die Mütter weinten (oft lange) am Halse der Kinder, blickten dann nach oben und wandten sich los, eilten zu dem Haufen der anderen Kämpfer hin und stimmten getrost mit in das schöne alte Lied, das jene sangen, ein:

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin;
Sie habens keinen Gewinn,
Das Reich Gottes muß uns bleiben.

Eingedenk der Worte Jesu: Wer Vater und Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht werth.

Aber wenn auch Hunderte so von Haus und Hof hinweggerissen wurden, so blieben dagegen zwei Hunderte, die vielleicht nun erst erwacht waren, zurück, und bei allen Dingen, wo es sich nicht um etwas Leibliches, sondern um etwas Geistiges handelt, ist es, zur Verbreitung und Befestigung dieses Geistigen, immer noch das beste Mittel, wenn man mit leiblichen Waffen es verfolgt und in lebendige Bewegung setzt.

Unser seliger Tobias suchte um jene Zeit den armen Zurückgebliebenen auf jede Weise ein liebender Bruder, Trost und Beistand zu sein und zu werden. Die Armen und Verborgenen im Lande lernten ihn gar bald kennen und versammelten sich, wenn er z. B. da in Linz in seiner Bude war, unter allerhand Vorwand um ihn her, und ihm blieben diese alten, längst schon vor ihm zu ihrer Ruhe eingegangenen Väter, so lange er lebte, unvergeßlich, welche, nach damaliger Sitte, mit langem, eisgrauem Barte und ernstem, von lang gewohntem Kummer tief gefurchtem Angesicht, um ihn herstanden und Worte des Lebens und des Trostes von ihm, dem Jüngling oder doch jüngerem Manne,

hören wollten, oder mit heißer Begierde aus seiner Hand Bücher empfingen und sorgfältig in ihrem Busen verbargen, welche vom Wort des Lebens sprachen. Damals seufzten Viele in Oesterreich und unser Seliger auch mit ihnen: Ach, daß die Hülfe über Israel käme und Gott sein gefangen Volk erlösete! Und die von Menschenherzen ersehnte Hülfe kam auf die Weise, wie sie sie erfleht hatten. Das Toleranzedict vom 13ten October 1781 sicherte den Protestanten in allen jenen Ländern freie Religionsübung zu.

Unser seliger Tobias war einer der Ersten, welcher die Freuden- und Friedensbotschaft seinen lieben österreichischen Landleuten, denen sie noch nicht bekannt war, mittheilte, und von ganzem Herzen mit in die Lobgesänge der Tausende seiner Glaubensgenossen in jenen Ländern einstimmte.

Aber nun begann erst das Hauptgeschäft der Liebe, das der Geist der Liebe selbst unserm Seligen bei jenen armen Menschen auftrug. Die evangelischen Gemeinden durften sich zwar aufs Neue zu Gemeinden bilden, aber es fehlte meist gänzlich an äußerlichen Mitteln zum Aufbau der verfallenen Kirchen und Schulgebäude, und zur Einberufung und Besoldung evangelischer Lehrer. Denn, wie dies ja meistens der Fall ist, diese Leute, die es mit ihrem Glauben, die es mit den ewigen Gütern so ernst und genau genommen hatten, daß sie um ihretwillen zwei Jahrhunderte hindurch jeden Druck und alle äußere Trübsal freudig ertrugen, waren fast durchgängig solche, die an äußerlichen, zeitlichen Gütern nicht schwer zu tragen hatten: arme Landleute und Bewohner des einsamen, dürftigen Gebirges. Ueberdies hatten diese armen Gemeinden, auch jetzt noch, wo man ihnen Glaubensfreiheit gestattete, nach wie vor ihre Abgabe an Zehenten, Stolgebühren u. s. w. an die katholischen Geistlichen, zu deren Diöces sie früher gehört hatten, zu entrichten: was blieb ihnen also noch für ihre eigenen Kirchen, Schulen und Lehrer?

Da trat denn nun unser seliger Kießling, der sich auch deshalb immer scherzweise Oesterreichs Handlanger nannte, ins Mittel. Jede freie oder der Ruhe und Erholung des Leibes ab-

brechbare Stunde, bei Tage und bei Nacht, benutzte er, um „Bettelbriefe“ wie er es nannte, für seine armen österreichischen Glaubensbrüder, nach Augsburg, Straßburg, Frankfurt, Berlin, nach dem guten Württemberger Lande, nach der Schweiz, Holland, Dänemark, Rußland, England, ja nach Amerika zu schreiben, während er bei seinen Nürnbergischen Freunden und Mitbürgern seine Werbungen meistens mündlich anbrachte. Da strahlte denn freilich eine wahre Himmelsfreude aus seinem liebevollen Gesichte, wenn er oftmals wieder eine so bedeutende Gabe mit auf seine Reise zum Vertheilen nehmen konnte.

Die Summen, welche auf seine Briefe, worin er den Zustand seiner Oesterreicher mit der Lebendigkeit eines innig liebenden Herzens darstellte, von allen Seiten her eingingen, waren öfters über Erwarten Darum konnte er auch dieneu erwachten evangelischen Gemeinden durch ganz Oesterreich, Steyermark, Kärnthen bis nach Ungarn hin, so kräftig unterstützen, daß allein das, was an Geld und Büchern durch die Hände des nun verstorbenen Senior Oberbeck ging, welcher zuerst in Kärnthen, dann im Salzkammergute Oesterreichs angestellt war, nach dem geringsten Anschlage über 4000 fl. betrug. Manche Gemeinde, z. B. die Kemmattner im Traunviertel, hat es oft laut und dankbar bekannt, daß sie ohne Kießlings großmüthige und reichliche Unterstützung nicht im Stande gewesen wäre sich zu bilden, und die Gemeinde Oberschützen (?) in Oberungarn hat dem Namen ihres Wohlthäters, dem sie ihr neues Aufstehen ganz verdankte, ein einfaches, gutgemeintes Denkmal gesetzt.

Da war nun auch der schon oben erwähnte Bücherhandel unsers Seligen recht an seinem Orte. Tausende von Bibeln, besonders von neuen Testamenten, gingen an die neuen Gemeinden ab, und wurden unter diese, größtentheils ganz unentgeltlich vertheilt, so daß bald Schulen und Familien damit versorgt waren. Ueberdies kamen ihm bei seiner wohlwollenden Geschäftigkeit auch seine übrigen Handelsverbindungen und Kenntnisse gar besonders wohl zu statten, denn da traf er immer Anstalten, das, woran es in den Kirchen noch etwa fehlte, z. B. Orgeln, aufs

Wohlfeilste herbeizuschaffen. So wußte er auch immer für Alles Rath, und in wie manche Kirche kamen unter Anderem durch seine Vermittlung die heiligen Gefäße. Denn unser lieber Seliger wußte bei jeder Gelegenheit, wo er z. B. als Gast in Gesellschaften der verschiedensten Art war, das Gespräch auf seine lieben Oesterreicher zu bringen. Da hörten ihm denn Alle gern zu und gaben dann auch, wenn er auf einmal mit seiner Bitte hervortrat, meistens gern etwas.

Doch nicht blos die Kirchen und Schulen, und überhaupt die geistlichen Angelegenheiten seiner lieben Oesterreicher, trug unser Seliger in seinem liebevollen Herzen, sondern er war auch jedem Einzelnen, wo er nur wußte und konnte, in jeder leiblichen Noth, in Armuth und Krankheit, ein recht treuer Helfer und Tröster. Und zwar, wie sich dies von selbst versteht, ohne dabei etwa auf die Confession zu merken, wie wir denn weiter nachher, von seiner Denkart in dieser Beziehung noch andere Proben sehen werden. Es war diese allgemeine Wohlthätigkeit und Milde gegen Arme an solchen Orten, welche er öfter auf seinen Reisen besuchte, auch so sehr anerkannt, daß selbst die Dankschreiben einzelner Stadtmagistrate an ihn, wie z. B. jenes der Stadt Leoben vom 14ten März 1809, diese hülfreiche Liebe „gegen alle leidende Mitmenschen, ohne Unterschied der Religion und Nation", ganz besonders hervorheben. Es zeigte sich die mildthätige Liebe unsers Seligen und seiner ihn hierbei unterstützenden Freunde auch ganz besonders in den Jahren der Kriegsnoth und ihrer Folgen, 1809 und 10, wo abermals durch ihn sehr bedeutende Summen zur Aufhülfe der Armen nach Oesterreich gebracht und dort vertheilt wurden.

Da hätte Einer aber auch nur die Freude sehen sollen, bei Alt und Jung, Groß und Klein, wenn der liebe Vater Kießling aus Nürnberg wieder einmal in dieses oder jenes Dorf oder kleine Städtlein kam, in denen oft kein einziges Haus war, dem er nicht das eine und andere Mal Wohlthäter und Freund in der Noth, oder Rathgeber, Tröster, Freudenbringer (und war es auch nur für die Kinder) gewesen wäre. Das Völklein groß

und klein stand, wo er auf der Straße nach Linz oder Graz durch einen seiner Leib-Orte kam, schon um die Kutsche her, sobald diese nur hielt, und jedes wollte gern dem Herrn Kießling eine Hand geben und jedes wollte ihn einladen, er solle doch diesmal auch bei ihm zusprechen. Nun, der gute Mann hatte zu thun, daß er durch alle diese Bewillkommnungen hindurch nur fürs erste hinein in sein Wirthshaus kam, und da folgte ihm freilich auch ein ganzer Haufen nach, so daß es gar oft vor dem vielen Sprechen nicht zum Essen, auch nicht recht zum Ausruhen kam, denn die Stunden der Nacht mußten zum Schreiben der Geschäftsbriefe u. a. dergl. Sachen angewendet werden, wovon ihn am Tage alle die Besuchenden abgehalten hatten.

Da ging es denn auch so fort, wenn er die Orte erreicht hatte, an denen sein Geschäft ihn länger zu verweilen nöthigte. Seine Boutique, die er z. B. in Linz zur Messe aufgeschlagen, war gewöhnlich mit Landleuten, die ihn schon kannten oder kennen lernen wollten, angefüllt, und der liebe Mann ertrug es da mit der unbeschreiblichsten Geduld, wenn so Manche dabei gar nicht die Stunden wahrnahmen, in denen er, wie sie es ja meist wußten, am besten Zeit hatte mit ihnen zu sprechen, sondern ihn oft dann besuchten, wenn er mitten im dringendsten Geschäft war. Freilich, so erzählt einer seiner alten österreichischen Freunde, konnte auch Niemand darin eine größere Fertigkeit haben, mit den Händen unaufhörlich die verlangten Waaren herbeizubringen, abzutheilen und zu verrechnen, und doch auch zugleich mit seinen lieben Besuchenden ein Wort der Liebe und der Ermunterung zu reden.

Gab es dann zwischen den Geschäftstagen auch wieder freie, z. B. Sonn- und Festtage, oder ruhige Zwischenzeiten zwischen der einen Messe und einer bald darauf folgenden an einem andern Orte, so besuchte unser Seliger die Freunde auf dem Lande und in den kleinen Städten umher. Da war es ihm dann die liebste Festfreude, mit den Gemeinden in das Lob Gottes einzustimmen, und wenn er sich an Festtagen nach der Kirche, oder an Wochentagen so im Kreise seiner redlichen Landleute sah,

konnte man es seinem freundlichen Angesicht und seinem von Liebe überfließenden Herzen recht anmerken, wie wohl, wie innig wohl ihm hier sey. Er konnte in solchen Stunden nicht satt werden von Dem zu rühmen und auf Den hinzuweisen, in Dem allein Heil und Leben ist.

Freilich mußten es sich auch bei solchen Gelegenheiten die Alten gefallen lassen, daß ihr lieber Kießling vielfältig, und manchmal großentheils, von Kindern in Beschlag genommen wurde, denn die hatte er nun einmal gar so gern und sie ihn, und die Mütter kamen oftmals, wenn ihnen die Kleinen keine Ruhe ließen, weil sie von anderen Kindern so viel von dem Herrn Kießling aus Nürnberg hatten erzählen hören, weit her mit ihren Kindern, und hörten zu, wie der liebe, treue Kinderfreund so viel von Gott und Christo erzählte und die Kleinen, die sich an ihn anschmiegten und herandrängten, gar herzlich zur Gegenliebe zu Dem ermahnte, der die Kinder und alle Menschen so lieb hat. So kam einmal auch eine Mutter mit ihrem etwa siebenjährigen Knäblein zu diesem fremden guten Manne, von dem sie schon so Vieles gehört. Und die Mutter wurde gar bewegt in ihrem Herzen von alle Dem, was sie in dieser neuen Art von Kinderlehre, wo es war als wenn ein Kind zum andern spräche, vernahm; und da sie einige Jahre nachher, voll Glauben und Freudigkeit aus der Welt ging, pries sie Gott für die Gnade, daß er sie mit diesem Manne habe bekannt werden lassen. Das Knäblein aber, obgleich es nicht Alles, was es da zum ersten Male hörte, fassen konnte, behielt doch den Hauptinhalt der Ermahnungen, die ihm Kießling mit seiner unbeschreiblichen Herzlichkeit und Freundlichkeit gegeben, und das „Vorgefühl der Christenseligkeit," welches es damals empfunden, im Herzen, und es wurde nachmals aus dem Knäblein mein lieber, im Dienste des Herrn beim Weiden der Lämmer reich gesegneter Matthias Trautenberger, der mir die meisten dieser Nachrichten über Kießlings Wirksamkeit in Oesterreich mitgetheilt hat.

Am meisten finde ich in den vor mir liegenden schriftlichen Nachrichten, der Besuche unsers Seligen in den Schartner Ge-

meinden und Ortschaften, z. B. bei den frommen Pächtersleuten in Taubenbronn, dann seiner Erholungstage in Appersberg und Efferding erwähnt. Bei dieser zuletzt erwähnten Gemeinde verweilte unser Seliger ganz besonders gern. Dies war nämlich, wie ein von ihm am 27sten August 1781 an christliche Freunde in Nürnberg und Berlin geschriebener Brief erzählt, die erste, deren Gottesverehrung auf evangelische Weise, nach Bekanntmachung des Toleranzedictes, er beiwohnte. Ihre künftige Kirche, mitten im Waldthal, hatte noch gar kein Dach, und das ganze Gebäude, so weit es fertig war, zeigte eben so sehr von tiefster Armuth als vom guten Willen der Erbauer. Es regnete eben in Strömen, dennoch aber war der innere Raum der Kirche ganz voll eifrig andächtiger Zuhörer, welche, dem Regen ganz ausgesetzt, auf den im Gebäude noch zerstreut liegenden Baumaterialien saßen. Gleich der Gesang beim Anfang lautete so harmonisch und schön — denn die Andacht giebt erst der Stimme die rechte Lieblichkeit — daß schon dadurch unser seliger Tobias ganz gerührt wurde. Da sang aber auch Mancher mit rechtem Dank gegen Gott aus dem alten Lied: „O Herr dein göttlich Wort“ die Stelle: „deß danken wir Dir mit Fleiß, daß wir erlebet haben die Stunde.“ Darauf trat der älteste Vorsteher der Gemeinde auf (denn ein Pfarrer war noch nicht da) und las nach den gewöhnlichen Kirchengebeten eine trefflich passende Predigt von Heinrich Müller vor. Dann wurde gebetet und zuletzt noch gesungen: „Was Gott thut, das ist wohl gethan.“ Bald nach dem Anfang des Gottesdienstes hatte der Regen aufgehört, und auch der irdische Himmel blickte in das arme Kirchlein hinein auf lauter glückselige, zum Theil vor Freuden weinende Gesichter, aus denen der noch schönere Himmel inniger Andacht strahlte. Wie viele der alten treuen Väter jener Gemeinde hatten sich seit 200 Jahren, in Hoffnung auf diesen seligen Tag, schlafen gelegt!

Bald darauf war er denn auch einmal in Efferding, wohin er gerade wieder einen ansehnlichen Beitrag zum Kirchenbau überbrachte, als eben der fromme, zum Werk des Herrn sehr

bereitwillige Schullehrer Kuhn, den sich die Gemeinde aus dem Württemberger Lande (aus welchem damals mancher fromme Prediger nach Oesterreich ging) verschrieben hatte, ankam; zur großen Freude Aller, wiewohl der gute Mann zwar 400 lernbegierige Kinder, aber kein Schulhaus zum Unterbringen dieser Heerde vorfand.

Von dieser ersten Bildung ihrer neuen Gemeinde an war denn der wohlthätige Kießling den Efferdingern, von denen ihn schon früher Mancher besucht und gekannt hatte, allensammt als Wohlthäter und treuer Freund bekannt geworden und wurde das bei jedem Besuche immer mehr. Die drei Prediger, welche hier nach einander am Werk des Herrn arbeiteten, waren auch Männer nach Gottes Herzen und mithin nach Kießlings Herzen: die das Wort vom Kreuze treu und lauter predigten und das rechte Wohl ihrer Gemeinde innig nahe am Herzen trugen. Ihnen war Kießlings Besuch in der Gemeinde jedesmal eine rechte Freude, denn er half ihnen dann immer mit vorbereiten, erwecken, bekräftigen und stärken: das Wort vom Leben.

In dem Hause des trefflichen Pfarrers Groos, welcher der Gemeinde zu Efferding eilf Jahre lang mit großem Segen vorstand, gab es, so oft mein seliger Kießling dort war, ganz besonders schöne und fruchtreiche Stunden. Da war denn immer des Sonntags Nachmittags, entweder im Prediger-Hause oder in der Kirche, eine Versammlung der meisten Glieder der Gemeinde, die unseren seligen Tobias lieb hatten, und Den, welchen er liebte. Da wurde gesungen, wobei der Hr. Pfarrer, der wie mancher der damaligen österreichischen Geistlichen seiner Gemeinde, welche früher nur wenige Melodien kannte, auch ein Gesanglehrer war, das Pianoforte spielte, Kießling aber mit seiner lauten, lieblich tönenden Stimme den Vorsänger machte. Dann verrichtete meist unser seliger Tobias ein inniges, einfach kräftiges Gebet aus dem Herzen, und erzählte hernach merkwürdige Lebensführungen, Gebetserhörungen, Bewegungen und Begebenheiten aus der Nähe und Ferne, welche auf den Aufbau des Reiches Gottes Beziehung haben, besonders aus der Geschichte

der Missionen. Er kannte da in seinem Efferding jeden Einzelnen und wußte ihn dann nach Bedürfniß so eindringlich zu ermahnen, zu erwecken, zu trösten, daß diese Nachmittags- und Abendstunden wohl für Keinen, der dabei war, ohne Segen blieben. Oefters saßen im Pfarrhaus oder in anderen Häusern und Hütten in und um Efferding, ganze Schaaren lehr- und hörbegieriger Seelen bis spät in die Nacht um ihn her; denn die Zeit, wo Kießling da war, mußte man recht benutzen!

Aber nicht blos in Efferding und seiner nächsten Umgebung, sondern durch jenen ganzen Theil des Donauthales und bis ins Murthal hinunter, durch Oesterreich, Steyermark und Kärnthen, hatte unser seliger Tobias gar manchen lieben Aufenthaltsort und viele Freunde, die ihn innig liebten. Da kam er dann, wenn er seine Besuchsreisen über Thal und Berg machte, gewöhnlich zu Fuße, und noch dazu als reisender Buchhändler, mit Büchern und Schriften, auch wohl mit Geldbeiträgen schwer beladen an. Sogar im höheren Alter hielt er es bei solchen Gelegenheiten, wenn sich nicht etwa zufällig eine fahrende Gelegenheit traf, oder Freunde, welche selbst Pferde hatten, ihn zum Fahren nöthigten, mit dem Fußgehen.

Da wurde er aber auch, wenn er z. B. aus den Gebirgen vom Salzkammergut zu Fuß herübergegangen kam in die Gegend der Schartner Gemeinde, ordentlich im Triumph eingeholt, von denen, die ihn vom Felde aus etwa zuerst wahrnahmen, und die nun auch so glücklich waren ihn für diesmal zu beherbergen.

Ja, wenn nur bei allen solchen Besuchen das Scheiden nicht gewesen wäre. Denn das war an vielen Orten, wo sie ihn Alle als einen Vater liebten, ein rechter Schmerz für Alt und Jung, wenn der Herr Kießling, besonders da er schon hoch in die Jahre und nicht viel Aussicht mehr zu öfterem Wiederkommen war, jetzt abreisen wollte. Sie drängten sich Alle herbei, um noch ein Wort der Liebe und des Segens beim Abschied zu hören, und die Kranken und Alten, die er eben noch reichlich erquickt, schauten zum Fenster hinaus, zu ihm hin und ihm nach. Und Der und Jener bat auch um einen Brief aus Nürnberg,

woran es denn auch der Selige niemals fehlen ließ. Denn man begreift kaum, schreibt ein Freund aus Oesterreich, wie der Selige bei seinen übrigen vielen Geschäften ein solches Heer von Briefen schreiben konnte. Da haben Viele in Oesterreich ganze Päcktchen von Briefen von ihm aufbewahrt, deren Hauptinhalt immer nur der eine, große ist, von Dem, der gestern ist und heute und Derselbe auch in Ewigkeit. Da ermahnt er denn auch noch ganz besonders in diesen Briefen zur Treue und zum Ausharren im Christenberufe, und erinnert immer von Neuem, daß wir durch viel Trübsal müssen zum Reich Gottes eingehen. Den Kindern legt er das Wort des Lieblingsjüngers unsers Herrn ans Herz: und nun, Kindlein, bleibet bei Ihm. Die Jungfrauen ermahnt er, mit Maria das beste Theil zu erwählen, das nicht von ihnen genommen werden kann; den oft sehr beschwerten Müttern ruft er je zuweilen das Verslein zu: „Wenn ich mich bei Nacht und Tage mit der Kinderpflege plage, führe ich doch keine Klage, denn sie ist im Herrn gethan. Dieser ist und bleibt vor Allen meines Herzens Wohlgefallen, und, so lang ich werde wallen, thu ich Alles Ihm zu lieb."

Es ist unglaublich, was diese Briefe für Freude machten, was sie für Wirkung thaten, mit welchem Sehnen sie erwartet wurden. Eine ehrwürdige, christlich ernste Bauersfrau lernte noch in ihrem hohen Alter schreiben, nur damit sie auch an Kießling schreiben und Briefe von ihm erhalten könne. Kinder sogar (und zwar nicht blos die ganzen Schulkinder einzelner Gemeinden, wenn sie von ihren Lehrern zu Dankschreiben an den gemeinschaftlichen Wohlthäter ermuntert wurden) schrieben aus freiem Antriebe kindlich fromme und liebende Briefe an den Herrn Tobias Kießling, und manche treue Seele stand auf diese Weise schon seit ihrem zwölften Jahre mit unserm Seligen in einem gar fruchtbaren Verkehr.

„Kießling hat", so fügt der liebe Schullehrer Trautenberger seinem Bericht noch hinzu, „einige funfzig Jahre lang Oesterreich jährlich wenigstens zwei Mal besucht. Er sah das evangelische Christenthum zuerst im größten Drucke schmachten, dann nach

seiner Erlösung herrlich aufblühen und bei Vielen reichliche Frucht tragen. Allein er mußte es auch erleben, daß Viele, von denen man anfangs sagen konnte: Ihr liefet fein, wieder rückgängig wurden, und diese Welt lieb gewannen. Und wenn der selige Mann nun wieder in unserer Mitte erschiene, was würde er sagen? — Ach wenn wir jenen Zeitpunkt des regen Lebens, der hohen Freude, der herzlichen Freundschaft und Gemeinschaft mit dem jetzigen vergleichen, so wird unser Herz billig mit tiefer Wehmuth erfüllt. Ein Grund dazu mag seyn, daß wir so manche Ermunterungsmittel, die damals uns so reichlich zu Theil wurden, entbehren müssen. Doch müssen wir der Wahrheit gemäß bekennen, daß der Herr auch in diesem Lande einen Samen habe, der ihm dient, besonders in den Gemeinden, deren Lehrer aus eigener Erfahrung und Herzensdrang Jesum Christum den Gekreuzigten verkündigen."

„In unsern Schulen vermissen wir auch gar sehr die väterliche Fürsorge Kießlings. Die Bibeln und Testamente, die seine Liebe armen Kindern geschenkt hat, werden, oder sind zum Theil schon unbrauchbar, und können nicht ersetzt werden! — Mit Wehmuth betrachten oft jetzt noch die Freunde jene Stelle, wo Kießling in Linz seine Boutique aufgeschlagen hatte und wo ihnen so viel Trost, Erquickung und Segen zu Theil wurde. Es war wohl dies, bei dem Gewühle der Menschen und dem Treiben in irdischen Geschäften, das einzige Plätzchen, wo sichs auch um jene köstliche Perle handelte: Matth. 13, V. 46. — Ach es ist kein Kießling mehr hier!"

Zum Beschluß dieses Abschnittes möge denn auch wieder die hieher gehörige Stelle aus einem Briefe des seligen Esper an unsern Tobias stehen, aus einem Briefe, der etwa ein Jahr vor der Bekanntwerdung des Toleranzedictes durch Kaiser Joseph (am 25. Febr. 1780, schon von Wunsiedel aus) geschrieben ist.

„Ziehen Sie Ihren Weg unter dem Geleite des Allmächtigen, und Sein Engel sei mit Ihnen! Da das Kaufen um die köstliche Perle Ihnen zum Haupt-Geschäft geworden, so können Sie die übrigen Geschäfte Ihres Berufes mit ungleich ruhige-

rem Geiste als ein Anderer verrichten. Das Hauptgeschäft ist gemacht, unser Debitbuch ins Reine gebracht — wir haben Credit bei unserm Herrn — Seine Commissionen werden mit Freuden besorgt, da er so vielen Rabbat läßet. — Nun so besorgen wir denn die Kleinigkeiten der Erde mit einem heiteren Herzen, so lange Er will."

„Doch aber däucht mir, unser gemeinschaftlicher Herr hat Ihnen eine kleine Bestellung nach Oesterreich mit anvertraut. Sagen Sie doch Seinem dort verborgenen Volk, sagen Sie es mit der Ihnen eigenen Klugheit, wie sehr sich Derselbe auf die Glieder seiner unsichtbaren Kirche bei unsern Zeiten verläßet, wie sie noch seine einzige Hoffnung und Ehre sind, wie Er hier außen zwar Mengen von Bekennern hat, wie Ihm aber wenige ganz treu, hold und gewärtig sind, wie Ihn Alles mit dem Munde bekennt, und mit den Werken schmäht, wie Er, im Fall eines Angriffes, sich unter Tausenden kaum auf Einen verlassen kann, wie die Schilde seiner noch brauchbaren Streiter kaum mehr von systematischen Papieren zusammengeleimt, die Schwerter fleischliche Waffen, die Helme Spinnenweben, die ihn schützen sollenden Catheder meist nur hölzerne Marktschreier-Bühnen, die Kanzeln leere, von den Wächtern längst verlassene Mauerzinnen, viele Kirchen von seinen Feinden schon erstiegen; wie aber Seine Salzburger, Mähren, Oesterreicher noch das Reservecorps sind, auf das Er sich verläßet, da sie Ihm mit einem willigen Gehorsam dienen; da sie mehr evangelisch sind als sie es heißen! da ihre Werke in der That schöner, als die unsrigen dem Namen nach sind; da in ihren Winkeln mehr Andacht als in unsern Kirchen herrscht; da sie selbst im Gefängniß Ihn lieber als hier Viele in freier Gesellschaft bekennen; da es ihnen nicht darauf ankommt, für die künftige Ruhe in Seinen Armen ein Paar Wochen Kerker zu wagen; da sie an ihren Kindern künftige Bekenner erziehen, wenn der Mode-Christ Verleugner Seines Kreuzes aus ihnen bildet. — — Ach sagen Sie ihnen dieses Alles, nach Ihrer eigenen Klugheit, vorsichtiger und nachdrücklicher, als ich es schreiben kann. Denken Sie an die

Verheißung über den Seinen Gliedern dargereichten Becher Wassers und vergleichen damit oder berechnen Sie den Werth eines dargebotenen Trunkes für den unsterblichen Geist."

„Vielleicht habe ich Sie aber zu sehr ins Feuer gebracht? Nein! — Ihr Christenmuth wird durch die Regel des Heilandes gelenkt: Klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben."

„Noch einmal tausend Segen zu Ihren von der Vorsehung gezeichneten Wegen. Kommen Sie bei Ihren Geschwistern, dieser kleinen, aber in der That paradiesischen Republik der Bekenner Jesu Christi, wohl, und an Leib und Seele gesund wieder an, und zweifeln Sie nicht, daß ich, ob Sie diesseits oder jenseits der Steyrischen und aller möglichen Alpen sich befinden, dessenungeachtet für ewig bin, Ihr unauflöslich verbundener

J. F. E.

15. Kießling als Augenarzt.

Diese kleine Geschichte, welche eigentlich mit unter die große, nur in Gottes Händen vollständig befindliche Sammlung der Reisegeschichten unsers Seligen in und aus Oesterreich gehört, erzählte der Selige einer lieben jungen Verwandtin selbst, und dieser erzählen wir sie hier wieder nach.

Unser Kießling fand einmal auf einer seiner Reisen, in einem Dorfe, welches er öfters besuchte, ein junges Bauernmädchen, welches gar traurig außen vor der Thüre saß, und die Augen zur Erde nieder geschlagen hatte. Da fragte er sie: liebes Mädchen, warum schaust denn da so zur Erde? Da hob das Mädchen seine Augen auf zu dem fremden Manne, und der sah nun, daß diese ganz roth und entzündet waren. Ach, sagte das Kind, ich bin immer krank und gar traurig und elend, und habe dazu wehe Augen. Da sagte der Selige: Mein liebes Kind, siehe, du schaust wohl zu sehr auf den Boden, in den Staub des Irdischen hinein; lerne du nur deine Augen mehr nach dem Himmel emporheben, für den sie gemacht sind, dann wird das Herz froh und heiter, und du wirst gesund, und deine armen Augen werden auch wieder gut und klar. Da fragte das Mägdlein

den fremden Mann weiter, wie das gemeint sei? Und der setzte ihr seine Meinung so klar und innig eindringend auseinander, daß dem Kinde die wehen Augen in Thränen übergingen, die aber nicht schadeten.

Denn siehe, da der Selige wieder durch den Ort kam, konnte das Mädchen ihm klar und freudig ins Gesicht schauen, und war heiter, gesund und froh, und ihren Augen konnte man es recht gut ansehen, daß diese seitdem gelernt hatten recht oft hinauf zu blicken in den Himmel und nicht mehr so am Staube des Bodens zu hängen.

Diese Jungfrau, die der Selige anfangs als armes, kränkelndes Stallmädchen kennen lernte, ist späterhin ein reiches Gefäß der Gnade, eine Auserwählte unter Tausenden geworden, und lebt jetzt, glücklich vermählt, in einem fernen Lande. In ihrer Geschichte kommt Vieles, wahrhaft Wunderbares und Außerordentliches vor, was die Mehrzahl der Leute nicht versteht, und was auch unter der übrigen geringeren Zahl Vielen nicht gefällt. Ich aber und du, wir wünschen uns ein Herz, dem alles das gefällt, was unserm Gott gefällt, welcher nicht urtheilet nach Menschenurtheil, sondern dessen ewige, viel- und allseitige Liebe die fremde, uns hieländischen Leuten unbedeutende Dattelpalme und Cocosnußpalme eben so umfaßt, wie unsern, hier zu Lande nützlicheren Apfelbaum und Kirschbaum und Eichbaum.

---

16. Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besuchet.

Unter den vielen Künsten und Geschäften, wozu sich unser lieber Seliger gar gut geschickt hätte, gehört auch ganz vorzüglich das eines Krankenwärters. Denn sein mitleidiges Herz, noch mehr aber sein überall auf die letzten Dinge und auf das Ziel des Menschenlebens hinblickender Sinn, führten, ja trieben ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, überall wo sich ihm nur eine Gelegenheit dazu zeigte, an das Bette der Kranken und Sterbenden. Da tröstete, da belebte, da erquickte er dann leiblich wie geistlich.

Wenn ihm auf der Messe zu Linz ein freies Stündlein blieb, und die Reise- und Handelsgefährten gingen hinaus aufs

Land oder in eine Abendgesellschaft, zog er es doch vor ins Krankenhaus zu gehen, und da die armen, auch nach geistiger Erquickung Schmachtenden zu besuchen. Oft fand er da, oder erwarb er sich da Landsleute, in mehr als Einem Sinne.

Die liebe Mayerin in Taubenbronn weiß es am besten, und hat es an ihrem eigenen Krankenlager, am Sterbebette ihres seligen Mannes und am Krankenlager anderer Angehörigen erfahren, was der selige Kießling für ein trefflicher Tröster, Arzt und Erquicker der Kranken und Sterbenden war. Es war ja auch ordentlich als wenn der liebe Gott auf die einfachen Mittel, die unser Tobias seinen einsamen, oftmals weit von ärztlicher Hülfe entfernten Landsleuten rieth, einen ganz besondern Segen, mehr als auf die köstlichsten Arzneien gelegt hätte. Denn, um nur Eins anzuführen, der Mann lebt noch, der damals in Taubenbronn an der Bräune ganz todtkrank darniederlag und mit hervorgestreckter Zunge, die er nicht mehr in den Mund zurückbringen konnte, vergebens nach Luft schnappte. Unser Kießling rieth ein einfaches Hausmittel (die Mayerin schreibt aber nicht, welches?), und kaum war das 3 bis 4 Mal angewendet, so zog sich die Zunge zurück, und das Athmen wurde ganz leicht.

Das ist übrigens dieselbe Mayerin, bei der unser seliger Tobias den Spruch, der ihm selbst so zum Leben geworden war, und der ihm seitdem immer wie ein fruchtbares Samenkorn im Herzen lag, wieder so ganz an den rechten Mann und in fruchtbaren Boden brachte. Denn da er sie zuerst kennen lernte (das sind schon viele Jahre), merkte er gleich: das ist eine Seele, der es so zu Muthe ist wie dir damals, als du auch den lieben Gott schon recht lieb hattest, du hingst aber immer noch mit einigen, gar zähen Fäden am Hause deines alten Vaters (des alten Adam und des Fleisches), was jedoch nachher durch Gottes Gnade bald abgethan war. Da sagte er mit liebend ernstem Blicke zu der aufmerksam Horchenden: „Höre Tochter, schaue darauf und neige deine Ohren, vergiß deines Volks und deines Vaters-Hauses, so wird der

König Lust an deiner Schöne haben, denn er ist dein Herr und du sollst ihn anbeten."

Das waren die ersten Worte, die der theure Friedensbote zu der Mayerin in Taubenbronn sprach, und diese Worte sind zu Engelsflügeln geworden und angewachsen, welche diese theure, ihrem Herrn treue, leidensmüde, ja durch viel Leiden müde, aber auch bewährt gemachte Seele nun bald auch hinauftragen werden zu meinem und ihrem und — unserm lieben, seligen Tobias.

Ich will doch noch, da wir hier einmal beim Krankenwarten und Krankenpflegen sind, ein einziges Geschichtchen erzählen, wie mein lieber Tobias auch einmal einen Kranken in Nürnberg erquickt hatte.

In Nürnberg war ein lieber, treuer, dem Evangelio von Jesu Christo von ganzem Herzen innig anhängender Prediger Namens Götz, welcher, von 1773 bis zu seinem Tode (1809) Diaconus an der Aegydienkirche war. Der hatte viele Kinder und durch mannigfaltige Krankheitsfälle und andere Prüfungen ein gar schweres Haushalten, und dabei eine sehr geringe Besoldung. Diesem ist unser seliger Tobias in geistiger und leiblicher Hinsicht ein hülfreicher Engel geworden. Sie lernten sich aber so kennen:

Der selige Götz lag, wie es schien ohne Hoffnung, todtkrank an einem Gallenfieber darnieder. Die hochschwangere Hausfrau stand mit den kleinen Kindern am Bette und weinte und betete zu Gott; in des Kranken Herzen war aber ein unaufhörliches Flehen zu Gott um Erbarmung — nicht zunächst des Leibes, sondern des Geistes. — Es war aber auch kein Geld da und große Noth im Hause. Da kam einmal auch unter andern milden Gaben meiner lieben Nürnberger, ein Päcktchen mit Geld. Darauf stand mit Kießlings schöner, zierlicher Handschrift geschrieben: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; glaube mir, so wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen."

Der selige Götz sagt bei dieser Gelegenheit in seinem Tagebuche: „War mir wohl auch das Geschenk an Geld sehr lieb,

so waren mir doch diese Worte in meinem damaligen schwachen Zustande viel tausendmal lieber, und ich weiß mich nicht zu erinnern, daß vor der Zeit ein Wort des Herrn so tiefen Eindruck auf meine Seele gemacht hätte als diese Worte."

Nun, der Todtkranke genas, und es kam heraus, wer das liebe Geschenk mit dem schönen Bibelspruch geschickt habe. Und die Beiden wurden nun nicht blos bekannt, sondern innig vertraute Freunde, und Seele ging in Seele über und blieben Beide treu verbunden bis ans Grab und drüber hinaus auch noch.

Wir sind hier einmal bei der Geschichte des Pfarrers Götz, da will ich denn auch noch gleich ein anderes seltsames Geschichtchen erzählen:

17. Von einem multiplicirenden Brandretter.

Als das Forstersche Haus in der Laufer Gasse, in dessen Nähe unser lieber Pfarrer Götz wohnte, abbrannte, mußte der arme, kränkliche Mann auch Alles, was er hatte, zusammenpacken und ausräumen. Es war gerade nicht viel zusammenzupacken, aber das, was den meisten äußern Werth hatte, einige Kostbarkeiten und den kleinen Vorrath an baarem Gelde (es war wohl kurz vorher erst die Besoldung eingegangen) wollte der liebe Mann doch selbst in seine Hände nehmen (nicht ja um seinet-, sondern um der lieben Kinder willen). Er trägt es eben die Treppe hinunter, da begegnet ihm Einer, so ein Brandretter, der sagt: nur mir her, lieber Pfarrer! es soll Ihnen wohl bewahrt sein, und gehen Sie nur und retten das Andere.

Der Pfarrer giebt ihm das Geld und die Pretiosen, und geht zurück.

Das Feuer wird gelöscht. — Da nun am Morgen die Gefahr vorbei, und dem armen Erschrockenen die Besinnung wiedergekehrt ist, fällt dem lieben Pfarrer wohl sein Paquet mit dem Gelde und mit den anderen kostbaren Sachen ein, aber auf den Mann, dem er es gegeben, kann er sich nicht besinnen. Doch glaubt er wohl überzeugt sein zu können, daß er es einem sichern Menschen übergeben habe. Die Unruhe über das Schicksal des

Paquetes wächst indeß, besonders bei den größeren Kindern (auf denen nach dem Tod der seligen Mutter die Sorge der Wirthschaft auch mit lag), da sich bis gegen Mittag keine Spur von dem in fremde Hand anvertrauten Gute zeigt. Aber beim Mittagsessen kommt Einer und bringt das Paquet, und da man das Geld nachzählte, findet sich, daß es viel mehr ist als es erst war. Der seltsame Feuerretter, anstatt sich eine kleine Provision für seine Mühe herauszunehmen, hatte vielmehr noch dazu gelegt.

Nun, wer war denn dieser sonderbare Hülfsmann in Feuersgefahr? Lieber Leser, du erräthst es wohl; es war Niemand anders als unser seliger Tobias Kießling.

Doch wir fahren wieder fort, noch einige Züge aus Kießlings Wirksamkeit und Reisen in Oesterreich nachzutragen.

18. Kießling als Troßbube und Soldatenknecht.

Wir haben an unserm Seligen schon gar manche besondere Eigenschaft oder Tugend bemerkt; es war ein Mann, der zum Kaufmann wie zum Prediger, zum Buchhändler wie zum Arzt gleich gut getaugt hätte, aber ich hätte doch nicht gedacht, daß sich ein solcher reicher und wohlhabender Kaufmann, wie mein lieber Tobias war, auch so gut zum Soldatenknecht oder Troßbuben schickte, wie es die nachstehende Geschichte zeigt.

Denn ich meines Theils, wenn mir Jemand nicht bitt-, sondern befehlsweise, und noch dazu mit rauhen Worten sagte, ich solle ihm einen Eimer Wasser für seine Pferde herbeitragen, oder ausmisten im Stalle, würde ihm, so viel ich mich selbst kenne, eben keine sonderlich freundliche Antwort geben, und am Ende sagen: er solle sich nur andere Leute zu solchem niedrigen Geschäft aussehen, nur mich nicht, ich sei zu so was nicht da.

Mein seliger, demüthiger Tobias dachte aber nicht so. Er dachte: wenn ich um Gottes Willen auch ein gemeiner Soldatenknecht werde, so weiß ich doch, um wessen willen ichs thue und wessen Knecht ich eigentlich dann bin, und mir ists eben recht, ob der liebe Gott jetzt will, daß ich Wasser für die

Pferde der französischen Soldaten, die doch auch auf Seinen Befehl und nach Seinem Willen, wiewohl mir armen Menschen sehr zur ungelegenen Zeit hierher kommen, beitrage, oder ob ich, ich weiß selbst nicht was, predige.

Er war gar oft ein froher Zeuge der Freuden der Efferdinger Gemeinde in dem Herrn gewesen; so sollte er auch im Frühjahre 1809 ein Genosse ihrer Trübsal werden.

Es war eben Markt in Linz, und Kießling, wie alljährlich, auch in seinem gewöhnlichen Geschäft dort, als die Franzosen unversehens schnell ins österreichische Gebiet einrückten. Er konnte jetzt nicht mehr leicht zurück, da gab er denn den Bitten seiner Efferdinger Freunde gern nach, bei ihnen auszuharren in dieser Noth, besonders da auch der liebe Herr Pfarrer Groos eben kränklich war. Die guten Leute ergaben sich mit zutrauensvollem Gebet der Erbarmung Gottes. Da nun am 2ten Mai die Feinde wirklich einrückten, und auch in des kranken Predigers Haus eindrangen, ging ihnen unser Tobias mit der ruhigsten Fassung und mit seiner gewöhnlichen leutseligen Art und Miene entgegen, und suchte den Bedürfnissen der Soldaten zuvorzukommen. Zu allen möglichen, auch den geringsten Dienstleistungen bot er sich von selbst an, und vielen dieser fremden Krieger, die zuvor endlose oder gar nicht zu befriedigende Forderungen machten, gebot das ehrwürdige Haupt des liebreichen Greises, und sein stiller, freundlicher und doch zugleich zurechtweisender Blick, solche Achtung, daß sie in seiner Gegenwart ganz bescheiden wurden und es auch blieben. Freilich gab es auch einzelne Unmenschen darunter, welche durch nichts zu besänftigen waren, und von solchen mußte der liebe Alte selbst körperliche Mißhandlungen erdulden. Aber im Ganzen gingen jene vielgefürchteten Tage für Efferding sehr leicht und erträglich ab, und besonders wurde des Predigers Haus ganz von Gewaltthätigkeiten und Plünderung verschont. Und dieß dankten die Efferdinger, nächst Gott, doch größtentheils ihrem Freund Kießling, der übrigens nicht blos den Feinden und ihren Gewaltthätigkeiten ein hemmender Damm war, son-

dern auch seinen Efferdingern, wenn sich hier und da Ungeduld gar zu sehr regen wollte, die freundliche Weisung gab: „Es sind Gottes Heere, die Seinen Befehl ausrichten: demüthigen wir uns unter seine gewaltige Hand, damit er uns erhöre zu seiner Zeit.“

Ja, Gott erhörte das Gebet unsers Kießling und seiner Freunde, und schlug in der großen Gefahr am 3ten Mai eine Wagenburg um sie her. Denn hätte das Corps des General Kienmayer, das zur Deckung des Rückzugs der Hauptarmee herbeigeeilt war, dem Feinde vielleicht nur wenige Stunden früher begegnet, ehe er noch weiter im Donauthal vorgedrungen war, so wäre, wie es der Plan jenes Corps war, die Schlacht vom 3ten Mai, bei und um Efferding vorgefallen und der Untergang des guten Städtleins vielleicht unvermeidlich gewesen.

Da es denn etwas ruhiger in der Umgegend wurde, segnete Kießling seine lieben Efferdinger und eilte zu den Seinigen nach Nürnberg zurück, die ihn schon längst sehnlich erwarteten. In seinem ersten Brief von Nürnberg aus schrieb er: „Unter Loben und Danken bin ich glücklich nach Hause gekommen. O was das für eine Freude war, als ich die lieben Meinigen wieder erblickte, und sie mich, kann ich nicht beschreiben. Ach was wird es dort sein, einander wiederzusehen und ewig zu genießen! Darauf wollen wir es gern wagen — es ist wohl wagenswerth — und gründlich dem absagen, was uns hält und beschwert, und Ihn ansehen und anlaufen, so wird er uns nicht verlassen noch versäumen. Fühlen wir uns gleich so schwach, arm und elend, um so viel mehr Gnade und Barmherzigkeit wird uns dargereicht werden, und aus Seiner Fülle sollen wir ja nehmen Gnade um Gnade“ u. s. w.

---

19. Wie man sich bei den Postillonen in Respekt setzt.

Leute der Art, wie unser seliger Kießling, wissen sich sogar bei den Postillons in Achtung und Respekt zu setzen.

Da der selige, liebe, theuere Bischof Spangenberg ein-

mal auch mit etlichen Brüdern der Gemeinde Extrapost genommen, fuhr der Postillon gar langsam, und brauchte, wenn das so fortging, auf eine Station von vier Poststunden vielleicht gar vier und eine halbe ordentliche, denn er war bei dem sandigen Boden, wie es schien, ganz eingeschlafen. Da sagte einer von den Brüdern: Lieber, wir wollen doch heute noch bald in N** sein, möchtest du nicht den Postillon besser antreiben, daß er schneller zuführe?

Der selige Spangenberg war gleich bereit dazu und sagt zum Postillon mit gar ernster, lauter Stimme: Schwager! wenn du nicht besser zufährst, so mache ich dirs so, wie ichs neulich einem Postillon gemacht.

Der Schwager wird darauf bedenklich, und fährt hübsch rasch vom Flecke. Die Brüder aber, die den lieben Bischof als einen gar sanften, leutseligen Mann kennen, möchten doch gern wissen, was er mit dem Postillon da neulich, der so schlecht fuhr, gemacht habe. Da sie nun an Ort und Stelle waren, fragen sie ihn: Lieber Bruder, sag uns doch, was hast du denn dem Schwager, der so schlecht zufuhr, angethan?

Der Bischof sagt: da er eben so gar langsam fuhr, bin ich ausgestiegen, und vollends hinein bis zur Station zu Fuße gegangen.

Auch unser seliger Tobias wußte sich bei den Postknechten in Liebe und Respekt zu setzen. Sie fuhren ihn gar gern, auch des Nachts, wo solche gute Leute wohl lieber schlafen möchten, als reisende Herren fahren. Denn mein seliger Tobias sang in den Stunden der Nacht, wenn der Mond und die Sterne so herunter schienen, gar liebliche Lieder zum Lobe Gottes, und Lieder der Liebe zu Ihm, und das sind doch die schönsten und lieblichsten Lieder, die es auf der Welt giebt; die hörten dann die Postillons auch gar gern.

Wie übrigens unser seliger Tobias nicht blos die Postknechte, sondern auch viele andere Leute durch seine schönen Gesänge erfreute, so wurde er auch einmal auf einer seiner Reisen ganz besonders durch einen schönen christlichen Gesang erfreut

und gestärkt. Er war nämlich eines Sonntags in eine Kirche gekommen, da ein ganz junger, eben von der Universität heimgekehrter Prediger der Gemeinde nicht Gottes lebenskräftiges Wort und Gottes Weisheit, die im Evangelium enthalten sind, mittheilte, sondern schön klingendes, aber unkräftiges Menschenwort und Menschenweisheit, die im Collegienheft enthalten sind. Da wurde unser lieber Tobias recht herzlich und innig betrübt und dachte: was soll doch wohl noch mit unsern armen evangelischen Gemeinden werden? Er konnte sich auch, da nun die Predigt zu Ende ging und es war gar kein einziges fruchtbares Wort darin gewesen, der Thränen des tiefsten Kummers nicht enthalten, denn ihn dauerten die Armen und Alten, und der Stärkung aus Gottes Wort Bedürftigen, welche hier in dieser Kirche vielleicht lange Jahre ohne Nahrung und rechte Pflege bleiben sollten, und es fiel ihm ein, daß dies jetzt in gar vielen Gemeinden eben so sei, und noch immer mehr zu werden schien. Da er aber nun so betrübt war, fing die Gemeinde an das schöne alte Lied zu singen:

Gott wirds machen,
Daß die Sachen
Gehen, wie es heilsam ist.

Da wurde er wieder ganz froh, und konnte muthig beten für Christi Reich und Evangelium und daß der Leuchter doch nicht möge von uns weggenommen werden. Ja, Gott hats wahrscheinlich auch noch in jener Gemeinde besser gemacht, als es unser seliger Tobias jenesmal in seiner Betrübniß dachte, und wirds auch ferner machen, daß die Sachen gehen, wie es heilsam ist!

---

20. Kießling als guter Haushalter.

Die österreichischen Freunde Tr. und H. erzählen in ihren Berichten über unsern Seligen auch viele gar schöne Züge über die Haushaltungskunst desselben, die wir hier noch nachträglich, zum Theil zu der Geschichte der Reisen nach Oesterreich gehörig, erzählen wollen, obgleich unser Seliger seine seltene Haushal-

tungskunst nicht blos auf Reisen und in Oesterreich, sondern auch zu Hause, in Nürnberg, und überall wo er war, übte und sie, der Hauptsache nach, auch noch in der Ewigkeit üben wird.

Unser Seliger war, wie schon erwähnt, nie verheirathet; er hatte weder für Weib noch für leibliche Kinder zu sparen, und seine lieben Verwandten, dem Fleische nach, litten auch keine Noth: er hätte sichs also wohl, so meinet Mancher, in der Welt etwas bequem machen können. Aber dennoch war er, vorzüglich mit vier Dingen sehr haushälterisch, die freilich von sehr ungleichem Werthe sind: mit der Zeit, mit leiblicher Erquickung, mit Geld und mit Papier. Und dennoch war er auch wieder nach Gelegenheit in den Augen der Welt mit allen vieren ein Verschwender.

Mein seliger Tobias hatte niemals Zeit, ein öffentliches Vergnügen zu besuchen, so wenig er auch gerade einen Besuch eines erlaubten an Andern verdammte; er hatte nie Zeit, so wie unser Einer, um sonst und wieder nichts (damit etwa der Weg nicht ohne Leute ist) draußen spazieren zu gehen, sondern wenn er ging, so geschahe das nur in Geschäften seines oben erwähnten geistigen und leiblichen Handels. Dagegen — das haben wir bereits schon in dieser Lebensbeschreibung gesehen und werden es noch weiter sehen — war ihm keine Zeit zu viel und zu theuer, die er zum Erweisen seiner Liebe gegen Brüder, zum Besuchen und Trösten der Nothleidenden und Kranken, vorzüglich aber zum Gewinnen einer armen Menschenseele für Christum und sein Reich anwenden sollte. Da konnte er halbe Tage und ganze Nächte bei einem solchen Geschäft für das große Handelshaus der Kirche Christi sitzen, unermüdet und geduldig, wenn nur etwas gewonnen wurde zum Lobe Seines herrlichen Namens, oder etwas zu gewinnen Hoffnung war. Auch Andersgesinnten, die ihn etwa besuchten, gönnte er gern einen Theil seiner köstlichen Zeit, wenn sie ihm nur erlaubten von Dem zu reden, wovon sein ganzes Herz voll war.

Mit Geld sparte er für seine eigene Person sehr; für Andere aber, und noch mehr fürs Reich Gottes, gar nicht. Es

kostete viel Besinnens, ehe unser lieber Alter sich einen neuen Rock kaufte; kam aber Einer, der ihn nöthiger zu brauchen schien als er, so war er gar bereit, auch den neugekauften hinzugeben. Er selbst war gern mit der allereinfachsten Speise und einem Glas Wasser zufrieden, während er dem armen Kranken oder dem anstrengend arbeitenden Freund Wein und auserlesene nahrhafte Speisen selbst zutrug oder zutragen ließ. Für sich selbst sah er jeden Kreuzer an und ging, wie wir oben sahen, lieber in Hitze und Frost zu Fuße, als daß er ohne Noth Fuhrlohn ausgegeben hätte; bat ihn aber Einer um Geld oder um ein Darlehn, nun, der ging niemals unbefriedigt hinaus, und dabei traf es freilich auch oft, wie wir in einem spätern Abschnitt sehen werden, daß ein vor Menschenaugen Unwürdiger etwas bekam.

Ueber seine Sparsamkeit mit Zeit, mit leiblicher Erquickung und auch mit Geld, wollen wir hier ebenfalls einen, großentheils aus Oesterreich, von meinem lieben Trautenberger herkommenden Bericht über unsern Kießling lesen.

„In Beziehung auf seine eigene Person war der liebe Alte äußerst sparsam und genau. Eine seiner Hauptregeln war, die er zwar nicht aussprach, aber genau befolgte: nicht für sich, sondern für Andere zu leben, für sich selbst möglichst wenig zu gebrauchen, um Andern mehr mittheilen zu können. So mag es dann oft geschehen sein, daß er im Wirthshaus desselben Dorfes, wo er zum Bau der Kirche oder für arme Nothleidende eben die reichsten Gaben beigetragen, und wo er, wie das in Oesterreich in vielen Gemeinden der Fall war, für gar manches Kind das Schulgeld bezahlt hatte, zum Mittag nur ein Glas Milch oder ein weiches Ei mit etwas Brod und Salz genoß; fröhlich und dankbar gegen Gott, dessen kleinster Gabe wir Menschen eigentlich nicht werth sind. War er dann bei wohlhabenden Freunden auf Besuch, so sah er es sehr ungern, wenn etwas an der täglichen Kost verändert wurde. Meine Lieben, sagte er dann, das hätte nicht sein sollen, dies da ist überflüssig, und damit hätte ein Kranker oder Dürftiger können erquickt werden.

Nur sehr wenige Stunden pflegte er der Ruhe, und, ging er gleich spät in die Schlafkammer, so hörte man ihn noch im Stillen sich lange mit seinem Seelenfreunde unterhalten, oder er schrieb noch etwas. Mit dem frühesten Morgen war er dann wieder auf, freute sich innig am Frühegesang der Vögel, und noch viel mehr, wenn er einen Bauer oder einen Knecht im Hofe beim Anschirren ein frommes Morgenlied anstimmen hörte. Seiner Ruhestätte sah man es am Morgen kaum an, daß sie benutzt worden war."

Das Vierte, womit unser seliger Tobias sparte, war, wie auch einer unsrer österreichischen Freunde bemerkt, das Papier. Denn mit und auf jedem weißen Blättchen Papier konnte er, bei seinen unzähligen Briefen, einer befreundeten Seele eine Freude machen, indem er ihr, immer mit andern Worten, das Eine darauf schrieb: „Kindlein, lasset uns bei Ihm bleiben! Lieber, ich habe dich von Herzen lieb, laß uns vor allen Ihn lieben!

21. Ein sonderbarer Flurschütz und Viehhirte.

Es muß damals ein herrliches Leben in allen jenen Gebirgen gewesen sein, als bei dem Kaiserlichen Toleranzedikt der alte evangelische Glaube wieder frei aufzublühen anfing, und außer der Pfahlwurzel, die in allen äußeren Nöthen und Stürmen nur tiefer und fester in den Felsen gedrungen war, auch wieder Thau- und Seitenwurzeln treiben konnte. Ich hätte wohl an so manchem Orte die Freude mit ansehen mögen, und zuhören, als z. B. der ganze Hallstädter See an dem Morgen, da das kleine protestantische Kirchlein eingeweiht werden sollte, von Lobliedern ertönte. Denn da kamen Schifflein von allen Seiten her, gedrückt voller Menschen, und erst erhoben sich da und dort singende Stimmen, auf einmal aber stimmten Alle ein in den Lobgesang Gottes, den der Herr Pfarrer K. aus G. anfing, und dessen Töne sich von Schifflein zu Schifflein verbreiteten: „Allein" — ja allein „Gott in der Höh' sei Ehr!"

Da so das neue geistige Leben durch jene ganzen Gemeinden drang, lebte von dem frischen, Alles befruchtenden Thau desselben auch ein armes krankes Reislein auf, und wurde wieder ganz kräftig und frisch, ein Reislein, das der freundliche, fromme Bauer Hehenberger in der Scharten, in sein Haus hinein genommen und da treu gepflegt hatte.

Das war der Obsthüter und Viehhirte beim Hehenberger, der merkwürdige De Croup, welcher einstmal arm und zerlumpt, mit erfrornen Händen und Füßen, in die Scharten gekommen und hier endlich Ruhe und Pflege gefunden, die er gar lange hatte entbehren müssen. Denn die eigentliche frühere Lebensgeschichte unsers De Croup ist zwar immer ein dunkles Räthsel geblieben und es ist nicht einmal gewiß, ob er wirklich so geheißen; man wußte aber doch aus seinem eignen Munde, daß er einst in einem Kloster am Niederrhein Mönch gewesen, dann als armer (vielleicht nicht ganz ohne seine Schuld) Verfolgter zuerst in die Karpathen und von da nach Oberösterreich gekommen sei. Anmerken konnte man es dem Manne übrigens auch, daß er früher kein Bauer und kein Hirt gewesen, denn er hatte viel Bildung und war gelehrt.

Da nun der lange still gestandene Bethesda-Teich der österreichischen Gemeinden durch den guten Engel, der ihnen die Religionsfreiheit wiedergab, von neuem in lebendige Bewegung kam, war der arme, kranke, in sich gekehrte De Croup einer der Ersten, der sich da frische Jugend und Thätigkeit wieder holte; und wer damals, so wie unser seliger Tobias gar oft that, in dem Hehenberger'schen Hause aus- und einging, der hatte große Freude und Verwunderung über den Flurschützen und über den trefflichen Bauer, bei dem er diente. Diese beiden konnten den Besuchenden erzählen, wie Einer von ihnen beiden zweimal in der Angelegenheit der Gemeinde in Wien und bis hinauf nach Teschen gewesen, und sogar mit dem milden Kaiser gesprochen habe. Denn das Toleranzedikt war wohl gegeben, aber in Oberösterreich noch nicht in Vollziehung gesetzt, sondern den dortigen Evangelischen sogar noch vorent-

halten; auch fehlte es den Gemeinden an Lehrern. Da wagte es Einer aus dem Hehenberger'schen Hause und ging nach Wien, kam auch bei dem leutseligen Manarchen vor, und erlangte das, was die Gemeinden ersehnt hatten: erneuerten Befehl zur Vollziehung des Toleranzediktes in Oberösterreich. Von Wien aber ging nun der Mann auch weiter nach Teschen, denn dort, so hatte er gehört, sei ein junger, recht treuer evangelischer Prediger. Und es gelang ihm: er gewann den Schartnern Gemeinden den trefflichen S. Th. Freilich mußte die Reise zweimal hin und her gemacht werden, ehe Alles in Ordnung war; indeß die Sache war es auch werth.

Unser De Croup, der die Heerde und die Früchte seines Herrn so treulich gehütet, wurde nun zum Hüter über ganz andere, wichtigere Früchte gestellt: er wurde Schullehrer zu Thening in der Scharten, wo er gar manches Jahr nach dem ihm gegebenen Maaß der Kraft den Fruchtsegen einer ihm anvertrauten jungen Flur für den Herrn aller Herren pflegte und bewachte. Möge auch er einmal dort bei dem Herrn der Ernte Lob empfangen!

Ich hätte wohl die Leichenpredigt hören mögen, die mein lieber, theurer Hr. Pf. Krausold, der 12 Jahre Pfarrer in Thening war, seinem ihm sehr werthen Schullehrer De Croup am 2ten Weihnachtsfeiertag gehalten!

---

22. Freuden und Leiden des Kriegsmannes im Reiche Gottes, wenn er in seiner Civilkleidung einhergehet.

Die Civilkleidung des Kämpfers im Reiche Gottes, worin er auch zugleich Bürgerrecht hat, ist wahre Herzensdemuth, Liebe zu Gott in Christo aus allen Kräften, und zu allen Menschen, die Uniform aber, welche er etwa auch an Gallatagen trägt, ist die Verschiedenheit des Lehrbegriffes und der äußeren Confession.

Neulich hat ein geistreicher Mann die durch vielfältige Erfahrung bestätigte Bemerkung gemacht, daß die Mehrzahl der Protestanten Solchen unter ihren Glaubensgenossen, die es recht

ernst mit der Religion Jesu meinen, gar oft vorwerfen: sie neigten sich zum Katholicismus hin, während dagegen die Mehrzahl der Katholiken eben so oft Solchen unter ihren Glaubensgenossen, denen es ein recht lebendiger Ernst mit der Religion Jesu ist, den Vorwurf macht, sie neigten sich zum Protestantismus hin. Bei uns hier zu Lande sagt man von solchen Speisen, woran das Salz etwas vorschmeckt: sie schmecken sauer. Und sauer schmeckt das Salz der Erde nach Matth. 5, V. 13. immer, es mag die bläuliche oder die röthliche Uniform tragen.

Unser seliger Kießling hatte denn auch darin das gemeinschaftliche Schicksal mit allem Salz der Erde, daß er Denen sauer war, die das Salz nicht lieben, und allen Jenen theuer und werth, welche ohne dieses Gewürz nicht leben mögen, Jene und Diese mochten nun Kephisch oder Apollisch oder Paulisch heißen.

Schon weiter oben wurde erwähnt, daß man unserm Seligen in seinen früheren Jahren es zum Vorwurf machte: er hielte sich zu den Herrnhutern. Denn die Brüdergemeinde war damals noch der Gegenstand eines so allgemeinen Mißkennens und Anstoßes, daß selbst sehr redliche, ernstmeinende Seelen gegen sie kämpfen zu müssen glaubten. Allerdings war unser seliger Kießling mit Vielen innig und brüderlich verbunden, welche sich zur Gemeinde hielten; er selbst, so wie sein Freund Esper, erkannte das Gute, das die Brüdergemeinde schon damals wirkte und „ihre ganze Nothwendigkeit im Regierungsplane Dessen, der zur Rechten der Kraft herrschet,“ innig an, beide aber gehörten nie zur Gemeinde, und mir scheint es, als habe unser Tobias schon frühe über das Einverleiben in jene ihm übrigens ehrwürdige Gemeinde und das äußere Absondern in ein eigenes Corps der Gläubigen ähnliche Gedanken gehegt, als der selige Esper, der sich in einem Briefe an Erdle, vom 26. Aug. 1776, so hierüber äußert:

„Die Kirche Gottes — ich meine die sichtbare — soll aus Guten und Bösen bestehen. Das von Gott erwählte Israel

ist ein vermischter Haufen gewesen. In der Hütte Abrahams hat sie ihren Ismael, in den Wohnungen Jacobs ihren Esau, bei den Aposteln ihren Judas, in allen ernsten Gemeinden ihre unächten Glieder gehabt. Sie soll, wie der Herr der Kirche selbst sagt, der Acker mit Weizen und Unkraut, das Netz mit faulen und guten Fischen, die Gesellschaft von Jungfrauen sein, unter denen sich thörichte finden. Dorten waren Knechte, welche darauf verfielen das Unkraut auszuraufen. Herr Graf von Zinzendorf machte sich einen andern Plan. Er ist auf das Ausraufen und Verpflanzen des Weizens verfallen; aber es gilt wohl auch hier: lasset beides bis zur Ernte-Zeit! Die Schnitter sollen den Weizen in die Scheuern sammlen: durch Diejenigen, welche die Todtenernte zu besorgen haben, soll das Sammlen geschehen."

„Eben jener Plan (des Ausraufens und Besonderspflanzens) hat gleich zu allerhand Unordnungen Veranlassung gegeben. Daher der Zwang, um das Unkraut, so man für Weizen ertappt, in der äußeren Gestalt und Form des Weizens zu erhalten; daher der Gewissenszwang, das Wehren, nach freiem Willen ehelich zu werden; daher der sclavische Gehorsam, — — daher die unsäglichen Künsteleien, wodurch man wirklich machen will, was dem Herrn der Kirche selbst, der nicht eine lautere Gemeinde von nur zwölf Aposteln zusammengebracht hat, unmöglich gewesen. Ich dächte, nur dies Einzige, oder die Bemühungen eines Paulus mit seinen Corinthern, sollten von dem Plan abgeschreckt haben. Ja, erinnern wir uns an das Wort des Herzogs und Heerführers zur Seligkeit: Wenn sie euch sagen, siehe, Er ist in der Kammer, so glaubt es nicht; wenn sie euch sagen, Er ist bei der Gemeinde, so glaubt, Er ist bei euch bis an der Welt Ende und an jedem Orte, wo Zwei oder Drei versammelt sind in Seinem Namen."

Später, als in unsrer Gegend die erste Hitze gegen das stille, anspruchslose Wirken der Brüdergemeinde etwas verraucht war, nannte man auch unsern Seligen nicht mehr einen Herrnhuter, sondern zuweilen in Gutem, meist aber mit spottendem,

oder verachtendem Seitenblick: einen Pietisten. Und mit den Pietiesten aus der alten Spenerisch-Franke'schen Schule hatte er auch rücksichtlich des Zuschnittes des äußerlich sichtbaren Rockes seines innern Menschen die meiste Aehnlichkeit. Uebrigens dachte er auch über diesen seinen Rock, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, so wie der selige Esper, dessen Worte ich hier abermals, als ganz aus der Seele seines Freundes gesprochen, beifüge:

„Die, welche Jesum als Gott und Versöhner mit Ehrfurcht und Inbrunst verehren, welche die göttliche Bibel als die Weide ihrer Seelen erfahren, und sich bemühen würdiglich dem Evangelio Christi zu leben, können mit uns von Rechts wegen Krieg anfangen, wenn wir ihnen das Glück, Jünger Jesu zu sein, streitig machen; ungeachtet sie die Halle'sche oder Herrnhut'sche oder sonst eine Sprache der Provinz des heiligen Landes, aus welcher wir zu Hause sind, nicht reden. Auch im Reiche der Gnaden unseres Königes giebt es Nationen. Nationen haben verschiedene Trachten; die Trachten aber machen weder den Engländer noch den Deutschen — das Aeußere keinen Christen. Geburt, Gehorsam und Liebe machen den Unterthan, Patriotismus für die Sache des Monarchen machen den wahren Unterthanen aus. Liebster Freund! in unsern Tagen wird die Zahl derer von Morgen und Abend erstaunlich groß, — klein, sehr klein, der Haufe evangelischer Christen. Aber auch das gehört zu Seinem Regimente, darin er nie etwas versehen."

Und in einem andern, etwas späteren Briefe äußert sich Esper über denselben Gegenstand so:

„Ich glaube eine heilige, christliche Kirche und eine Gemeinschaft der Heiligen. Das sind zwei sehr verschiedene Sachen. In der Kirche sind wir geboren, und genießen die unschätzbaren Vorrechte derselben: Schutz des Herrn derselben, Wort, Bundeszeichen. Das hat nun der Namen-Christ auch. In eben derselben Kirche aber wird wahren Christen noch eine Gemeinschaft der Heiligen zu Theil. Die Schaar der vollendeten Gerechten vor dem Throne, und Alles, was noch auf

der Erde den guten Kampf des Glaubens kämpft, macht ein einziges Volk aus. Gemeinschaft der Heiligen also heißt einmal, zu denselben gehören, dafür dorten, in der Stadt Gottes erkannt werden, und sich als solcher hienieden beweisen. Das sagt erstaunend viel. — Sein Erbe unter den Erben der Gerechtigkeit schon ausgemacht haben — Mitgenoß aller ihrer Privilegien im Wort des Bundes sein — das im Unvollkommenen üben, was sie im Schauen verrichten — zur Familie der Vollendeten gehören, welche einst die neue Schöpfung bewohnen! — —"

„Dann gehört auch ferner die Gemeinschaft mit den Heiligen der Erde dazu. Auch ein unschätzbarer Vorzug, zu dem edelsten, zu dem besten, zu dem redlichsten Menschen-Theil auf der Erde gehören! Dazu hilft nicht Geburt von fürstlichen Ahnen. — So unter dem Heer der Helden Gottes auch mit Schwert und Helm und Schild für Immanuel tragen. Nun, die Gemeinschaft der Heiligen, die mit uns leben, — wie überflüssig ist es, Ihnen das Theoretische davon zu sagen, da Sie selbige auf das Vorzüglichste ausüben. Wen wir antreffen, der es glaubt, daß Gott in Christo Jesu war und die Welt versöhnte mit ihm selbst, und dieses Glaubens im Fleiße der Heiligung lebt, der ist unser Freund und Bruder, der habe unsere Liebe, der fordere von uns brüderliche Gefälligkeit, er heiße übrigens Irokese, Hurone, Kalmücke, Russe, Tartare oder Croate, er sei Sclav oder Monarch. Es hat uns ein Gott, ein Mittler, ein Wort, eine Taufe, ein Glaube zu einer ewigen Gemeinschaft verbunden."

Nun, diese ewige Gemeinschaft, diese innere Verwandtschaft und Verbrüderung, bemerkten alle die, welche „des Glaubens an Christum im Fleiße der Heiligung lebten", gar wohl an unserm seligen Tobias, sie mochten zu der oder zu jener sogenannten Confession gehören. Er hatte daher unter solchen Katholiken, welche es überhaupt noch ernst mit ihrer Religion nehmen, und zwar aus allen Ständen, gebildeten oder (wie man sagt) ungebildeten, gar viele, innige Freunde, die ihn wie

einen Bruder liebten und sich eben so sehr auf seine Ankunft in Oesterreich freuten, als die evangelischen Brüder. Unter diesen näher Befreundeten waren auch katholische Geistliche von sehr hohem Range und Ansehen, die an unserm Kießling dasselbe liebten, was Gott an ihnen liebt.

Aber auch Mönche gab es, die unsern Tobias wie einen theuren Bruder liebten. Besonders hätte ich gar gern mehr von dem alten, ehrwürdigen, nun längst zu Gott heimgegangenen Franciscaner in Graz erfahren mögen, der wohl in seinem ganzen Leben Niemand so lieb oder doch nicht lieber gehabt hatte, als den guten Kießling. Der alte Graukopf konnte jedesmal kaum die Zeit erwarten, bis sein Nürnberger wieder kam, und wenn er ihn wieder sah, gings oft nicht ohne Thränen der Freude ab. Einmal hatte sich unser armer Franciscaner heimlich lange vom Munde abgespart, um ein Wort der Ermunterung, das in ächt christlichem Geiste geschrieben und für wahre Christen aller Confessionen auf gleiche Weise fruchtbar sein mußte, auf seine Kosten drucken zu lassen und unter seine Confessionsverwandten zu vertheilen. Es war ihm von Kießling mitgetheilt worden. Und so war auch in andrer Hinsicht unser alter, treuer Franciscaner in seinem kleinen Kreise auf ähnliche Weise sorgsam und thätig für die Kirche Gottes und für das Bedürfniß armer Brüder, als unser Tobias in seinem Kreise.

Auch die katholischen Wirthsleute in B., die sich allemal so auf unsern lieben Tobias freuten, und so manche ihrer Glaubensgenossen, die sich mit Kießling ihres frohen Glaubens an Gott freuten, möchte ich kennen lernen. Gott segne diese lieben Menschen alle!

Unter jenen frommen Katholiken, die meinen Freund so lieb hatten, waren dann wohl auch einzelne, welche aus liebevollem, wohlmeinendem Herzen es bedauerten, daß er lutherisch sei, und ihn gern auf den Händen herübergetragen hätten in die von ihnen als eine liebe Mutter verehrte Kirche. Aber selbst diese vergaßen es zum Theil bei näherem Umgange gänzlich,

daß dieser liebe Bruder in Christo eine andere Uniform des Glaubensbekenntnisses trage, als sie. Liebte er doch — das sahen und fühlten sie ja — Gott und die Brüder alle, eben so sehr wie sie.

Freilich dachten hierin diese wenigen frömmeren Katholiken anders, als eine ziemlich große Anzahl ihrer Confessionsverwandten, wovon einige ihn der Proselytenmacherei beschuldigten, andere ihn als einen Schwärmer verachteten. Was nun die erstere Beschuldigung, die der Proselytenmacherei betrifft, so konnte wohl Niemand hiervon entfernter sein, als unser Seliger, der, wie ein Freund hierüber schreibt, welcher sein Wirken in Oesterreich viel und lange beobachtete, „nie die äußere Form, sondern den lebendigen und durch Liebe thätigen Glauben als das Wesentliche des Christenthums ansah." Aber freilich, die, welche ihn in solchem Verdacht hatten, gingen, besonders in den früheren Jahren, zum Theil in ihrer Erbitterung sehr weit. So wurde er z. B. im Jahr 1767, als er sich um Ostern in Linz befand und eine sterbende Matrone, mit welcher er durch frühere Handelsverbindungen bekannt geworden war, zum zweiten Male besucht und aus Gottes Wort herzlich getröstet hatte, beim Nachhausegehen, wo er einen Umweg am Schloß vorüber machte, von solchen boshaften Eiferern mit Steinwürfen angefallen. Er suchte sich zwar zu verbergen, aber dennoch hätte er damals fast jenes freudigen Glaubenshelden Stephanus Ende gehabt; denn der Steinwurf, der ihn in die Mitte des Kopfes traf, ließ eine Wunde zurück, welche, wie der herbeigerufene Wundarzt sagte, gar leicht hätte tödtlich werden können, und bei welcher unser guter Tobias 12 Tage der ärztlichen Pflege bedurfte.

Die Andern, die ihn der Schwärmerei beschuldigten (und deren gab es besonders in spätern Jahren mehrere), sagten ihm hierbei gerade nichts Neues und Besonderes, was ihm nicht auch von seinen Glaubensgenossen wäre gesagt worden. Denn diese hatten zwar zu viel „Lebensart und Humanität" (oder mit andern Worten zu viel Furcht vor dem Urtheil der Leute), ihn ge-

radezu zu steinigen, aber leider gab es da auch, besonders in der näheren Umgebung, gar Manchen, welcher das „Hinweg mit diesem“ wenigstens im Herzen gar oft gegen ihn aussprach.

Ja, auch unter den eigenen Glaubensgenossen ging es ihm so, wie unter jenen: alle ernster Gesinnte, alle Gott in Christo von Herzen Liebende waren ihm ganz und mit inniger Bruderliebe ergeben, und solche Brüder hatte er und hat er Gott Lob! noch Tausende, in allen protestantischen Ländern von Europa, und selbst in Amerika. Aber die Mehrzahl derer, die ihn kennen lernten, verachtete ihn als einen Frömmler, Schwärmer und Phantasten, und selbst in dem Nachbar-Lande, wo er sein stilles, mildes Licht der Gottes- und Nächsten-Liebe am reichlichsten leuchten ließ, gab es sogar unter den sogenannten Religionslehrern seiner Glaubensgenossen Solche, die seines frommen Eifers spotteten und seine Wirksamkeit zu hindern suchten, obgleich er gerade diese seine eifrigsten Feinde früher mit Wohlthaten überhäuft hatte, und auch bei ihren heftigen Angriffen so christlich still und sanft blieb, daß er gegen eifernde Freunde Alles zum besten deutete und milderte, und bei jeder Gelegenheit die Glieder der Gemeinden jener Gegner zur größten Achtung, thätigen Dankbarkeit und herzlichen Erkenntlichkeit gegen ihre Prediger ermunterte.

Das Salz schmeckt eben manchen Mäulern immer sauer, lieber Christ!

---

23. Sünderfreundschaft Luc. 7, V. 34.

Man hat es wohl noch einem ganz Anderen zum Vorwurfe gemacht, daß er ein Freund der Sünder und Zöllner sei, mit ihnen äße und tränke; darum konnte sich unser seliger Tobias auch seinerseits die Vorwürfe gern gefallen lassen, die ihm oftmals über seine gar zu große Milde und Freundlichkeit gegen Unbekannte und noch Ungeprüfte, gegen Andersgesinnte, und selbst gegen die Krüppel und Lahmen an der großen Heerstraße der

Welt, das heißt, gegen allerhand arme, durch Sünden und Laster sogar öffentlich anstößig gewordene Seelen, gemacht wurden.

Ueberhaupt nämlich und fürs Erste tadelten andere gestrenge Leute an ihm öfters, daß er, wie sie sagten, die Geister zu wenig prüfe, und seine Wohlthaten zu sehr regnen lasse über Ungerechte wie über Gerechte, wo dann ein solcher Regen bei jenen Giftgewächse nähre und aufkeimen lasse, statt fruchtbarer Aehren. Denn um nur Einiges der Art anzuführen: es war gar nichts Unerhörtes, ja man kann wohl sagen, gar nichts Seltenes, daß diese theure Seele, deren Bestimmung auf Erden Liebe ohne Vorbehalt, volle, Alles aufopfernde Liebe war, von Leuten um ein Geschenk an Geld, oder auch an Erbauungsbüchern angegangen wurde, welche sich im höchsten Grade bedürftig der leiblichen oder der geistigen Erquickung und Speise anstellten, und wovon dann die Ersteren die erhaltene Gabe unmittelbar, ohne erst einer weiteren Umwechslung zu bedürfen, ins Wirthshaus trugen, die Andern aber noch an demselben Tag das empfangene Buch in Geld umsetzten und damit auch denselben Weg gingen. Wenn dann unserm Seligen Einer und der Andere, der diesem schnellen Speditions= oder Handelsgeschäft zugesehen, eine Erinnerung machte: „er solle doch ins Künftige vorsichtiger seyn und weniger dem Scheine trauen;" so pflegte er, ohne sich sonderlich über sein Versehen zu schämen, darauf zu antworten: „Mein treuer Herr und Heiland wird ja Alles zu rechte legen, was ich oft, doch aus guter Absicht, versehe; wir sind ja doch keine Herzenskündiger; uns geziemt das Beste von unsern Mitmenschen zu denken, und was noch nicht ist, kann ja mit der Gnade Gottes künftig noch werden." Und siehe, auch diese Aeußerung eines kindlichen Glaubens wurde nicht beschämt, denn es gab häufig Beispiele, daß z. B. ein Buch, das sich ein Unwürdiger erschlichen und leichtsinniger Weise wieder verkauft hatte, eben hierdurch an Solche kam, bei denen das darin enthaltene Wort des Lebens auf einen trefflichen Boden fiel, und hundertfältige Früchte brachte. Und was die Geldwohlthaten betrifft, so lernte auch hierdurch Mancher den sonst so verschrieenen Pie=

tisten Kießling, und an und in dem Pietisten Kießling den Glauben und das Leben der Liebe zu Gott und den Brüdern erkennen und lieben.

Und so that ers nicht blos selbst mit vielen seiner Wohlthaten, sondern ließ sichs auch gefallen, wenn Andere, denen er welche zum Weitergeben anvertraute, eben so damit verfuhren und ihm sein Freund Esper bei einer Gelegenheit, wo er einer armen, leichtsinnig gefallenen Person etwas für ihr Kind davon gegeben, schrieb:

„So ists Ihrer Wohlthat ergangen. Ich habe gemeint dem Vorbilde Dessen folgen zu müssen, der es mit seiner Sonne eben so macht, in der Meinung, das Kind werde es für recht ansehen, wenn man thut, was sein Vater thut."

Ohne also gerade das, was strengere Freunde, vielleicht mit vollestem Rechte hieran tadelten, entschuldigen zu wollen, so muß ich doch dem milden Trautenberger beistimmen, wenn er bei dieser Gelegenheit sagt: „möchten doch bei uns Allen, die wir hier noch im Stande der Unvollkommenheit leben und wovon Jeder seine Mängel hat, die uns noch anklebenden Fehler und Schwachheiten nur aus zu großer Gutmüthigkeit und zu viel Vertrauen auf die guten Absichten unserer Nebenmenschen herkommen!"

Von seiner außerordentlichen Geduld, Milde, Liebe gegen Andersgesinnte — Andersgesinnte sogar in der Hauptsache — und mithin gegen noch weit von der eigentlich christlichen Ansicht Entfernte, ließen sich denn auch wohl gar viele Fälle anführen. Ich will mich aber hier nur auf einen mir genau bekannten beziehen, wo ein damals noch junger Gelehrter, voll Eigendünkel und vermeintlicher Besserwisserei, einer von Denen, welche glauben; sie haben gar satt, zuerst mit dem seligen Kießling bekannt wurde. Und dieser nahm sich seiner mit einer solchen Alles tragenden und Alles darangebenden Liebe an, wußte bei aller Besserwisserei des Andern so zur rechten Zeit geduldig zu schweigen, dann aber auch, und dies war die Hauptsache, zur rechten Zeit eindringend, ernst und freundlich zu reden, daß der Andere hiervon das Gefühl bekam: in diesem Manne ist doch ein Et-

was, eine höhere, eine Gotteskraft, welche mir und vielen Anderen fehlt —, und einen Vorgeschmack von dem innern Frieden und der Lebenskraft des Christenthums, welche er nachmals noch durch Gottes Barmherzigkeit, nach dem ihm bestimmten Maaße, in und an sich selbst erfahren.

Ein Beispiel dieser Geduld und Freundlichkeit gegen Andersgesinnte werden wir übrigens auch weiter unten in der Erweckungsgeschichte des seligen Schöner (im 25. Abschnitte) an dem Benehmen unsers seligen Tobias gegen diesen Freund kennen lernen; noch mehr hieher Gehöriges könnten uns aber besonders Die erzählen, die als dürftige Studenten oder arme Candidaten des Predigtamtes seine Unterstützung, und hiermit zugleich auch, so oft sie wollten und konnten, seinen näheren, freundschaftlichen Umgang genossen. Denn unser seliger Tobias hatte auch darin die sonderbare Weise, daß er gegen Solche, welche Wohlthaten von ihm empfingen, am allerfreundlichsten, demüthigsten war, so wie etwa andere Leute gegen Solche sind, von denen sie Wohlthaten erhalten; so daß, wenn ein Dritter dabei zusah, der unsern lieben Alten nicht kannte, er wohl hätte auf die Vermuthung kommen können, der junge Herr N. N., der sich eben bei unserm Seligen eine Unterstützung geholt hatte, habe ihm eine gebracht.

Eben diese jüngeren Freunde, welche unser Seliger auf der Universität unterstützte, hatten sich aber, wenn sie zu ihm kamen, an dem Sitze der Weisheit nicht blos leere Beutel und leere Magen, sondern häufig, unter den hölzernen Bollwerken, wie sie der selige Esper nannte, auch leere Herzen und leere Köpfe geholt, in welche statt der vorhin näher gewesenen wirklichen und lebendigen Gegenstände nur leere Namen und todte Worte hineingekommen waren, welche aber das Herz aufbläheten, wie unverdauliche, unnahrhafte Speisen den Magen. — Auch diese jungen Leute mit ihrem stolzen Lächeln und ihren viel sagen sollenden, beiläufig hingestreuten Einwürfen gegen die altmodische Bibellehre, ertrug unser Seliger mit bewundernswürdiger Liebe, Freundlichkeit und Geduld, sprach aber dabei mit Jedem,

es mochte diesem nun scheinen zur Zeit oder zur Unzeit, Worte des Lebens, welche, befruchtet und belebt durch die gewaltige Liebe dieses Mannes, nachmals bei Vielen eine Aussaat für Zeit und Ewigkeit geworden sind.

Was nun aber endlich Drittens andern Freunden öfters am wenigsten in den Kopf wollte, war das freundliche Benehmen unsers Seligen gegen arme, in Sünden und Sündenelend versunkene Naturen. Wir haben hiervon auch schon im 12ten Abschnitte einzelne Züge kennen gelernt. Aber auch hier hat die Geduld und die Liebe unsers Seligen einzelne schon hienieden bekannt gewordene Früchte getragen, wovon schon jede einzelne nach 1 Petri 4, V. 8. „der Sünden Menge bedecken könnte“; denn er ist auch in diesem Lazareth der Retter mehr als einer Menschenseele geworden. Eins war dabei noch, was den Brüdern an unserm Seligen oft noch schwerer eingehen wollte, als die Milde gegen solche Sünder, die noch überhaupt „draußen“ sind: die Freundlichkeit, das liebevolle Nachgeben gegen arme, abgewichene Brüder, die einmal fein liefen, und nun von einer schweren Versuchungsstunde darniedergefällt wurden. Unser seliger Kießling dachte hierin, besonders in den reiferen Jahren, gerade so wie der selige Esper, von welchem wir hier auch eine dahin passende Stelle aus einem Brief an Kießling mittheilen wollen.

„Uttenreuth, 3ten Sept. 1777.“

„Hierneben erhalten Sie zugleich Herrn W.'s Brief. Ich muß bekennen, gleich der Anfang desselben hat mich gerührt. Bei meinem ersten Besuch hatte ich nun freilich den gebeugten Sinn, wie ich mir ihn dachte, noch nicht gefunden. Aber wie oft pflegen wir zu schematisch von Anderen zu denken! Wir sind eben jetzt in der Fassung, und wollen, gerade in der soll zu dieser Stunde auch der Andere sein. Ist er's nicht, so stoßen wir uns; oftmaliges Stoßen sollte uns aber doch bedächtiger machen; so ist es mir gegangen, und so geht es mir leider noch oft. Nun sehe ich, es ist Herrn W. Ernst, Ihre Liebe wieder zu haben. Ich an meinem Theil habe nie dergleichen Erklärung von ihm erhalten.“

„Vielleicht aber bin ich auch fehlerhaft gutwillig gewesen? — Derselbe bezeugte mir dorten endlich, wie er bis zum Erliegen unter Verzweiflung sei gedemüthigt worden, wie es ihn innigst schmerze, daß er seine Lieben und Freunde so ferne von sich treten gemacht, wie er aber dabei mit Freudigkeit wisse, daß Jesus ihm wieder gnädig sei. — — Hier muß ich sagen, ich bin bei dieser Erklärung sogleich überwältigt gewesen. Es fiel mir ein, was will da der Knecht thun, wenn der Herr zu bald nach seiner Meinung vergiebt. Warum ist Er ein so gnädiger Gott. Er mag sich's zuschreiben, wenn ich mich dem nicht entziehen kann, den Er begnadigt hat."

„Ja du giebst Aergerniß mit deinem Umgange! — kam mir in die Gedanken. Nun so giebst du's, wie Jesus Aergerniß gab — — wie weit davon entfernt, daß du Sünder mit deinem Blute erkaufst, daß du es gern hast, wenn man dich wie Ihn Sünderfreund heißt! — Der Bruder des verlorenen Sohnes, der Verweis, den dieser Edelmüthige von seinem Vater bekam, der Schuldenknecht, das siebenzig mal sieben mal, die große Sünderin, der den verleugnenden Petrum zuerst grüßen lassende Jesus, Johannes, der einen rückfälligen Jüngling sogar in der Mörderhöhle besucht, die Pflicht des Zurechtweisens mit sanftmüthigem Geiste, — dies und tausend Anderes fiel mir so nach und nach ein, daß mir Herr W. wieder worden, was er mir sonsten gewesen."

„An seiner Sache finde ich viele mir unauflösliche Räthsel. Ich entschuldige nicht, ich weiß aber auch, daß der theologische Haß der grimmigste ist. — An einem Tage anklagen, richten, verdammen! — — genug, das macht ein anderer Tag als der heutige klar."

„Gewiß, mein Theuerster! es wird W. zu einem großen Segen gereichen, wenn er Ihres Umganges gewürdiget wird. Sie können die große Kunst des Zurechtweisens mit sanftmüthigem Geiste. Stünde nun bei ihm noch nicht Alles so, wie es stehen soll; so sind Sie ein unentbehrliches Werkzeug, das Unlautere wegzuprüfen, das Gute bewährt zu machen. Man

erweist Dem, der aus dem Himmel kam, um Sünder zu suchen, gar einen großen Gefallen, wenn man mit nach seinem Eigenthum sucht, und dem Herrn vermögen Sie ja so nichts abzuschlagen."

„Noch etwas. — Ich habe die Erlaubniß, im Dringen der Liebe Jesu Christi, viel von Ihnen zu bitten. Möchten Sie sich denn nicht um jenen Segen bewerben, der Denen verheißen ist, welche behülflich sind, daß Brüder wiederum eins werden? Die Friedfertigen, auch die, so dazu rathen, sind von Dem, der uns wieder Frieden mit Gott verschafft hat, selig gepriesen. Was also zu thun? ich trete mit meiner Bitte hervor: möchten Sie denn nicht auch ein Wörtchen dazu sagen, daß in Fürth bei unserm Freunde das Band der Eintracht mit Herrn W. wieder hergestellt werde? Es ist doch hart, immer so zu schreiben, als wären wir auf der Erde funfzig Generationen weit von einander entfernt, und als hätten wir die Hoffnung aufgegeben, in dem Himmel einander wieder zu sehen. Wie Viele werden wir dort, welche hier am Galgen gestorben sind, herzlich gern als Brüder umarmen. Ich habe bisher an mich halten müssen, ein Wort zu der gedachten Absicht zu sagen. Ich machte einen kleinen Versuch, ich erhielt aber keine Antwort; ich sehe also dieses an, als ob ich keinen Beruf hätte, und ohne Beruf — —. Diesen aber erhalten Sie jetzt, mein Bruder! im Namen Deß, der in seiner ersten Lebensnacht so laut Frieden verkündigen ließ. Handeln Sie aber hierin ja nicht nach Ihrer nur allzugroßen Gefälligkeit gegen mich, thun Sie, wozu der Herr Sie willig macht. Fahren Sie vor allem fort mich zu lieben, und glauben, daß ich für ewig bin u. s. w."

War denn unser seliger Tobias selbst gegen geistig Weitentfernte und Andersgesinnte, gegen arme, in Sünden Befangene, ja gegen Abgewichene mild und freundlich, wie vielmehr war er geduldig und liebevoll gegen alle die noch mit tausend Schwächen behafteten Menschen, bei denen dennoch ein Anfang des rechten Glaubens und inneren Christenlebens gemacht schien. Die Geduld und Liebe, die er mit Solchen getragen,

ist unbeschreiblich und mir oft unbegreiflich gewesen. Er that freilich ganz recht daran. Denn ob wir gleich Alle, die wir an diesen Namen glauben und Ihn im rechten Ernste anrufen, in der gemeinschaftlichen Schule des Geistes Gottes stehen und Alle krank, diesen gemeinschaftlichen Arzt haben; so versteht doch Keiner von uns die gar verschiedenen Lehr- und Heilungsweisen, welcher dieser Lehrer und Arzt bei uns armen Menschen, nach dem Bedürfniß eines Jeden, einzuschlagen für gut findet. Wir Menschen würden bei dem einen Kranken gleich, z. B. das Glied, das wir für den Sitz der Krankheit halten, wegschneiden, und der Arzt läßt es doch daran, ja er berührt es gar nicht, weil er am besten weiß, daß da der Sitz der Krankheit nicht ist, sondern anderswo. So verfährt auch Er, Israels Arzt und sein Helfer, da wo seine züchtigende Gnade im Stillen, und dem Auge der Menschen verborgen ihr Werk treibt, und, vertraue du nur Ihr, auch ihr Werk vollenden wird. Denn unser lieber Herr könnte wohl auch, um mit Menschenworten von der Sache zu reden, einen solchen armen Menschen, der sich Ihm zur Heilung hingegeben und in täglichem Gebet hingiebt, entweder durch Krankheit oder durch irgend eine andere äußere und innere Noth, oder auch durch ein mächtigeres Anfassen Seiner Gnade von den oder jenen Unarten heilen, die uns an ihm so widerwärtig sind, und die wir für seine Hauptkrankheit halten. Aber — man halte das Wort zu gute — unser Herr mag es wohl am besten wissen, daß es bei diesem Menschen da, an dem wir blos die oder jene Unart weghaben möchten, noch tiefer an der Wurzel, an der rechten Demuth und Beugung, und mithin auch an der rechten Liebe fehlt. Darum läßt er manchmal einen Solchen sich noch lange mit manchen Gebrechen und innerem Elend herumplagen, bis der geheime, sich selbst unbekannte Stolz vollends gebeugt und gebrochen, und demüthige Gottes- und Bruderliebe im Herzen fest gewurzelt ist. Wir aber hätten gerade das Glied mit der eiternden Fontanelle, welche der Arzt aus weiser Absicht so lange offen läßt, weggeschnitten, und dadurch das

Uebel nur ärger oder doch nicht besser gemacht! Uebrigens waltet wohl in solchen Fällen auch noch ein anderer Grund Seiner weisen Liebe, über welchen wir zum Anfange eines der letzten Abschnitte, der „die sechste Trübsal" überschrieben ist, noch etwas reden wollen.

Darum, lieber Bruder! wollen wir uns einander nicht so geschwind wegwerfen auf die Gasse und — wenigstens in unserm Urtheil — von den Leuten zertreten lassen! nach Matth. 5, V. 13, blos weil uns die oder jene Unart als ein recht böser und unheilbarer Splitter im Auge des Andern erscheint. Er, der Herr, welcher nicht blos in die innern Kammern des Hauses sieht, was ich armer, an Verstand beschränkter, kurzsichtiger Mensch nicht einmal kann; sondern in die Kammern des Herzens, denkt (Ihm sei ewig Dank für Seine Geduld) nicht so und wirft uns so geschwind nicht weg, wie wir einander. Vielmehr macht er's mit dem Sünder in viel größerem Umfange so, wie es unser seliger Tobias nach dem nächsten Abschnitte mit einem bösen Müllerburschen machte: Er geht ihm freundlich nach, heute und morgen, bis er ihn gewonnen hat.

Ja, lieber Leser! wenn man sich irgend etwas aus dem Nachlasse unsers lieben Seligen wünschen möchte, so wäre es diese Liebe, diese treue, Alles aufopfernde, Alles duldende Liebe ohne Vorbehalt. Denn eine solche Liebe ringet, wie jener Israel (1 Mos. 32, V. 28.), selbst mit Gott und lieget Ihm ob, sie überwindet Alles, auch die hartnäckigsten Feinde in und außer uns, ja selbst die Pforten der Hölle! Und wäre sie nicht anders zu haben, so sollte man auch wohl zufrieden sein, wenn man sie zusammen mit alle dem bekäme und ererbte, was die Welt daran Schwäche oder sonst wie benennt.

Nachträglich zu diesem Abschnitte mag denn also hier noch der ganz besondere Zug von der Sünderfreundschaft unsers Seligen stehen, dessen ich eben schon erwähnte.

24. Kießling als Mühlenarzt.

Der „beste Mensch", von welchem ich in meinem Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten gesprochen, war auch ein Müh-

lenarzt; — so nennt man hier zu Lande solche, die, wenn an und in dem Triebwerk einer Mühle etwas zu Grunde geht oder Schaden leidet, das wieder ausbessern und heilen. Mein seliger Tobias war aber Mühlenarzt in einem noch gar andern, besseren Sinne: er heilte nicht die Mühlenräder und Getriebe, sondern das, was besser ist und mehr werth als alle Mühlen in der Welt: eine arme Menschenseele, die einem Müllerburschen angehörte, der in der Mühle nahe bei oder in einer großen Stadt wohnte. Seine Heilmittel, die er zu dieser Cur brauchte, waren Glaube, herzliches Erbarmen, ausdauernde Geduld und herzliches Gebet.

Einstmal — so erzählte mir ein trefflicher Arzt, dem ich manche schöne Anekdote auch schon für den ersten Band meines „Altes und Neues“ verdanke — erfährt unser Seliger, daß in einer Mühle ein gar ruchloser Mühlknecht sei, welcher über Alles, was gut und heilig ist, auf's Frechste spottete und lästerte. Da fühlt er sich in seinem Herzen gedrungen, zu dem jungen Menschen hinzugehen und ihn liebend und freundlich zu bitten: doch nicht mehr so ruchlos zu sein und zu reden, sondern sich mit Gott in Christo versöhnen, und heilen und ganz für Ihn gewinnen zu lassen.

Der Müllerbursche macht erst ein sonderbares Gesicht, als der fremde Mann da ihn auf eine Weise anredet wie der Pfarrer, den er in seinen Kinderjahren manchmal in der Kirche sprechen gehört; da er aber erst recht verstanden, was er eigentlich von ihm will, nämlich seine Bekehrung, lacht er ihm laut in's Gesicht, und wendet sich von ihm weg. Aber mein seliger Kießling läßt sich dadurch nicht irre machen. Er kommt immer wieder und wieder in die Mühle und zum Müllerburschen, und steht dem wie ein guter, liebend lockender, freundlicher Engel zur Seite, der mag ihn nun mit Scheltworten oder mit Spott, mit gänzlicher Unaufmerksamkeit oder mit lautem Pfeifen und Singen von Schelmliedern hinauszutreiben suchen. Die andern Müllerburschen haben am Ende auch ihren Scherz mit dem gar geduldigen Herrn und lachen herzlich, wenn sich ihr Camerad

manchmal bei Kießlings Reden ganz ernsthaft und feierlich geberdet oder gar gerührt stellt, und dann auf einmal aus dieser scheinbaren Rührung in eine laut tobende Posse ausbricht. Einmal helfen sie ihrem Cameraden sogar, dem guten Kießling, der gerade einen dunkeln Rock anhat, vom Kopf bis zu den Füßen ganz und gar mit Mehl einzupudern. Der aber stäubt sich ruhig ab und — kommt doch am andern Tage mit der gewöhnlichen Freundlichkeit wieder.

Ja, lieber Leser! wäre das Alles unser Einem widerfahren, man hätte sich gleich nach dem ersten oder zweiten Versuche voll Verachtung und Zorn von dem „bösen Buben" weggewendet und gedacht: wenn du nicht willst, so laß es bleiben. Ja, um aufrichtig zu reden, man hätte bei mancher Gelegenheit, z. B. beim Einpudern, das gar nicht fein war, aus voller Kraft darein geschlagen, mochte daraus werden was da wollte; wenigstens hätte man beim nächsten Mal Kommen kein freundliches, liebendes Gesicht gemacht, sondern ein sehr finsteres.

Aber siehe, der rechte und wahre Christ denkt nicht so. Der hat es von seinem Meister gelernt: daß man keine Menschenseele, sei es auch die ärmste und verirrteste, verachten müsse. Der hat es von seinem Meister gelernt, daß man den Sündern, auch den fernest abgewichenen, freundlich und liebend nachgehen, und nicht müde werden müsse, heut und morgen jene mütterlich sanfte Lockstimme hören zu lassen, welche die Küchlein versammeln will unter ihre Flügel, oder vielmehr unter die Flügel Dessen und zu Dem, welcher sich selbst für die Sünder gegeben.

Unserm Müllerburschen, so wild er war, däuchte es am andern Morgen nach dem Einpudern doch nicht ganz so recht zu sein, daß er das gethan habe. Denn, dachte er, der Mann meint es nun doch einmal redlich und gut mit dir, das ist gewiß. Wiederkommen wird er freilich nun nimmer zu dir in die Mühle; und wenn er dich auch gerade nicht verklagt, was er wohl könnte, so wird er wenigstens ein gar saures Gesicht machen, wenn er dich einmal wieder sieht.

Aber wie nun? — das Alles, was sich der Müllerbursche

gedacht, geschieht nicht, sondern gerade das Gegentheil. Mein Kießling kommt, wie schon gesagt, am andern Tage wieder, und zwar mit demselben liebend freundlichen Gesichte wie sonst, ja wo möglich mit einem noch freundlicheren. Da wird's dem jungen Müller weich und warm ums Herz. Jetzt ist's aus mit dem Spotten. Er hört willig und mit mehr als halber Aufmerksamkeit auf das hin, was ihm der selige Tobias sagt, und beim Abschied reicht er ihm freundlich und fast dankbar die Hand. Und siehe da, es dauert gar nicht lange mehr, so braucht Herr Kießling den Müllerburschen nicht mehr in der Mühle und beim staubigen Mehlkasten aufzusuchen; denn der kommt jetzt, so oft er kann und der liebe Tobias Zeit hat, zu ihm ins Haus, und hört da mit einer Lust und Freude, die mit jedem Tage mehr wächst, das Wort vom Leben. Und das wird auch in ihm bald lebendig, so daß aus dem wilden Burschen ein recht frommer, christlicher, in allen Stücken rechtschaffener Bürgersmann und Hausvater geworden, der durch Wort und Wandel bezeuget, daß eine solche Liebe und Geduld, wie die unsers seligen Kießling war, nie ohne Furcht für Zeit und Ewigkeit bleibe.

Lieber Leser! möchtest du nun lieber ein solcher gewesen sein, welcher durch Ungeduld, schnell aufbrausenden Zorn, oder unfreundliches, strenges Predigen des Gesetzes (welches oft um kein Haar besser und heilsamer ist als unfruchtbares Moralisiren) jenen Verirrten abgestoßen und vielleicht auf immer verstockt hätte, oder doch nicht lieber ein solcher wie unser Tobias war, welcher durch innige Freundlichkeit, Geduld, und durch die lockende Liebesstimme des Evangeliums, eine Menschenseele vom Tode gerettet? Ja du von Gott geduldeter armer Mensch! dulde, trage und liebe!

Einer hat gesagt, daß, wenn wir Christen nur halb so viel ausdauernden Fleiß und Geduld auf das Gewinnen einer Menschenseele wendeten, als ein Schacherjude auf das Gewinnen eines Kronenthalers; es stünde besser um die Christenheit. Und was ist eine einzige Menschenseele gegen alle Kronenthaler, die es in der Welt giebt!

25. Kießling als Bücherverleiher.

Wir haben weiter oben unsern lieben Seligen schon als einen trefflichen Buchhändler kennen gelernt, welcher aus seinem Handel einen großen Gewinn zog, eben so als Perlenhändler nach S. 95, als herumreisenden Augenarzt und Privatlehrer der Naturgeschichte S. 80, als Soldatenbedienten und Kinderwärter, bei welchen Geschäften es überall nicht ohne bedeutenden Vortheil abging; wir wollen nun diesen unermüdeten Kaufmann, der vor Begierde brannte, Schätze für jene Welt zu sammlen, welche die Motten und der Rost nicht fressen, und seinem Herrn, dem Könige Himmels und der Erden, Seelen zu gewinnen, auch zu einem kleinen Seitengewerbe begleiten, welches er bei seinem übrigen Handel so neben her, ebenfalls nicht ohne Gewinn, trieb.

Kießling hatte eine auserlesene Leihbibliothek, welche zwar weniger durch die Zahl der Bände, als durch ihren Inhalt bedeutend war. Ein Verzeichniß darüber wird sich schwerlich unter seinem Nachlasse finden, auch möchte die Anfertigung eines solchen Verzeichnisses ihre großen Schwierigkeiten gehabt haben, weil jene Leihbibliothek nur einige wenige ganz fest stehende Artikel hatte, welche man (wenn auch schon nach wenig Wochen nicht mehr in demselben Exemplare) immer in ihr finden konnte, übrigens aber fast jedes Jahr aus andern Büchern bestand. Denn die ausgeliehenen Bücher kamen, selbst mit Wissen und Willen des Ausleihers, selten wieder, und dieser hatte auch zum Theil überdies die freilich für ihn sehr bequeme Einrichtung getroffen, daß, wenn ihm einer ein Buch mit einem herzlichen „Vergelts Gott“ statt des Lesegeldes zurückbrachte und den aus seinem Inhalt empfangenen guten Eindruck rühmte, er ihm das Buch ganz zum Eigenthum ließ, wodurch allerdings die Mühe des Aufschreibens und Wiederausstreichens der Lese-Interessenten erspart wurde.

Auch dieses Gewerbe, als Bücherverleiher, trieb übrigens unser seliger Kießling auf dieselbe Weise, wie seinen Buchhandel: er wartete nämlich nicht immer ab, bis Jemand zu ihm käme und sich ein Buch bei ihm liehe; sondern er trug die be-

sten Schätze seiner kleinen Bibliothek den Leuten, an denen er auf seine Weise einen guten Gewinn zu machen hoffte, selbst ins Haus, und wenn sie auch mit aller Gewalt abwehrten und ihm sagten, sie hätten weder Zeit noch Lust seine Bücher zu lesen, so war er schon zufrieden, wenn sie nur seinen lieben Büchern auf einige Zeit ein Plätzchen auf ihrem Schreibtische oder in ihrer Studirstube gönnten, in der Hoffnung, daß ihnen doch wohl einmal ein gelegener Augenblick kommen könnte, wo sie ein und das andere zur Hand nehmen und darin lesen möchten.

Wir wollen nur ein hierher gehöriges Beispiel anführen, wo freilich jenes Bücherverleihen unserm Seligen den größten, reichsten Gewinn brachte, den es ihm vielleicht jemals getragen: einen innig verbundenen, gleichgesinnten Freund, welcher ihm dasselbe wurde, was ihm der selige Rehberger und Esper gewesen; einen Freund und Mitpilger, welcher gerade da sich zu unserm Seligen auf den engen, einsamen Weg gesellen mußte, als auch der theure Esper sich zum Abschied auf ein besseres und längeres Wiedersehen anschickte. Ich habe übrigens die Geschichte, die ich eben hier erzählen will, aus dem Munde der beiden Hauptpersonen, welche darin vorkommen, und gebe sie treu wieder.

Schon im Jahre 1772 war nach Nürnberg ein junger, sehr liebenswürdiger Candidat der Theologie gekommen: Johann Gottfried Schöner, aus der Gegend von Schweinfurt; ein Jüngling, dem man es bald anmerken mußte, daß er eine ausgezeichnet christliche Erziehung genossen, und daß es ihm ein rechter Ernst sei, gut und fromm nicht blos zu scheinen, sondern ganz zu sein. Er war zuerst als Hauslehrer in eine treffliche, durch ihren christlichen Sinn höchst verehrungswürdige adelige Familie in unsrer Stadt gekommen, hatte sich aber bald durch Gelehrsamkeit, vielseitige Bildung und redlichen Sinn, so wie durch einige Predigten, wodurch er sich in Nürnberg einen ungewöhnlichen Beifall erworben, so empfohlen, daß er, ihm selbst unerwartet, schon im nächsten Jahre nach seiner Ankunft unter die Zahl der Candidaten des Predigtamtes unsrer alten Reichs-

stadt aufgenommen wurde, was damals für jeden „Ausländer“ außerordentlich schwer hielt. Schon einige Monate nachher wurde er zum Prediger an der Margarethen-Capelle auf der Veste ernannt, und drei Jahre hernach zu einem Diaconat an einer größeren Kirche in der Stadt befördert; ein rascher Gang der Beförderung, welchen in jener Zeit nur äußerst Wenige erfuhren.

Aber freilich konnten sich auch wohl nur äußerst Wenige eines solchen allgemeinen und ungetheilten Beifalls der gesammten Menge rühmen, als er durch seine Predigten gewonnen. Denn zu diesen drängten sich Menschen aus allen Ständen, besonders aber die sogenannte gebildete Welt. Aber, wie er sich selbst später hierüber äußerte: „obgleich seine Predigten ihren Worten nach christlichen Inhaltes waren, so predigte er dennoch damals von Herzen eigentlich nicht Christum, sondern sich selbst — den Johann Gottfried Schöner, und sah weniger dabei einig und unverrückt auf den Beifall Gottes, als auf den, seinem Munde gar süß schmeckenden Beifall der Welt.“ Seine Reden waren gar noch fern von jener stillen, christlichen Einfalt, welche mit ihrer Gotteskraft bis in das Innerste des Menschenherzens dringt und hier sichere Früchte trägt für jene Welt; sondern mehr blumenreich und nach dem Sinne der sogenannten gebildeteren Mehrzahl aufgeschmückt; wie denn der arme Mensch meint, er müsse zu dem guten, einfältigen Gotteswort noch etwas von seinem Eigenen hinzuthun, um es etwas schöner und annehmlicher zu machen, als es ihm für sich allein zu sein scheint.

Nun, bei alle dem freute sich unser seliger Bücherverleiher dennoch herzlich an dem reichbegabten, redlichen jungen Prediger und an dem Segen, den derselbe, wie alle eben so redliche Prediger dieser Art, auch schon damals in seinem Kreise stiftete: vorbereitend und hinzuführend zu den seligen Vorhöfen des Herrn; aber er fühlte, daß da noch etwas fehle. Schöner selbst, der theure Schöner, soll uns sagen, was ihm zu jener Zeit noch fehlte.

In seinem schriftlichen Nachlasse erzählt derselbe: „Ich beobachtete damals (in Erlangen und Baiersdorf, wo er sich als Hauslehrer und seiner Kränklichkeit wegen aufhielt) die Rath-

schläge der Aerzte mehr als die Rathschläge des Evangeliums; manche Uebung der Gottseligkeit unterblieb, ich wurde schläfriger, und verließ diese beiden Orte, obgleich vor Menschen ganz mit dem Ruhm eines stillen, frommen Jünglings — aber mit einem bereits vom Guten wieder abkommenden Herzen. Warum? ich hatte noch keinen lebendigen Glauben an Christum, noch keine wahre Liebe in mir, — folglich noch keine rechte Kraft zum Guten."

„So sah es in meinem Herzen aus, als ich hieher nach Nürnberg berufen wurde. — — — Die guten Tage, welche ich nun genoß, die zunehmenden Zerstreuungen, die unerwarteten Glücksumstände, in welche ich trat, die neuen Bekanntschaften, in welche ich gerieth, Beifall und Ehrenbezeigungen von allen Seiten, konnte ich so rasch und schnell aufeinander, zumal da das Gefühl für Gottseligkeit und Christenthum bereits gelitten hatte, nicht ertragen; genug, ich sank in die Welt und verlor die guten Vorbereitungen der Gnade Gottes in meinem Herzen wieder, wenn gleich immer mit einem geschlagenen Gewissen." —

Unser Kießling meinte in allen solchen Fällen immer: was nicht ist, kann noch werden; und Gott hatte ihm ja ein liebend freundliches und geduldiges Herz auch gegen grobe Sünder und gegen solche gegeben, welche seinen Weg und seine Weise haßten, geschweige gegen einen solchen nicht mit Willen, sondern nur aus menschlicher Schwäche irrenden, liebevollen jungen Mann. Indeß Geduld mußte er auch mit diesem gerade genug haben. Denn wenn er etwa in freien Abendstunden Schöner zu besuchen kam und aus einem von der Seligkeit überfließenden Herzen mit ihm sprach, wobei er dann zugleich als Bücherverleiher ein und das andere schöne Buch, das dieselbe Sprache redete, mit sich brachte und es dem Herrn Diaconus gar dringend zum Lesen anempfahl, da machte dieser eben kein gar freundliches Gesicht dazu. Es kam ihm vielmehr vor, als wenn er das Alles schon selbst wüßte, und im Grunde genommen, als Gelehrter, doch noch etwas besser als Herr Kaufmann Kießling und auch als die Bücher da, die ihm dieser brachte; die

zwar von verdienten Männern geschrieben sein mochten, aber in einer solchen altmodischen, einfältigen, manchmal fast abgeschmackten Weise, daß man doch jetzt weit darüber hinaus ist, und die jetzige gebildete Welt würde über so etwas nur lachen. Indeß, dachte er weiter, wenn es dem guten, frommen Manne so viel Vergnügen macht, mir da seine Gedanken über's Christenthum vorzuschwatzen, so mag er's thun, wenn er's nur nicht so gar weitläufig machte und immer dasselbe wiederholte, und wenn er nur auch andere Leute mehr zu Worte kommen und sich belehren ließe.

Eines Males war Kießling auch bei Schöner, und brachte ihm eben wieder einige recht treffliche Bücher, in denen das Wort vom Kreuz gar laut geworden. Schöner war wohl eben auch nicht in der besten Laune, und da ihm jener die Bücher hinreicht und ihn dringend zum Lesen derselben ermahnt, blättert er ein wenig darin, und giebt sie ihm dann gleich wieder mit den Worten: Lieber Herr Kießling, ich muß Ihnen nur sagen, ich habe zum Lesen solcher Bücher weder Zeit noch auch Lust. Die sind mehr für gemeine Leute geschrieben, als für Gelehrte, denen sie doch nur ganz bekannte Sachen und das eben nicht in einer gebildeten Sprache sagen. — Aber unser Bücherverleiher ließ sich so geschwind nicht irre machen. Lieber Herr Diaconus, sagt er, Sie haben ja da Raum genug auf Ihrem Schreibtische. Gönnen Sie doch meinen Büchern auch ein Plätzlein darauf; vielleicht kommt Ihnen doch einmal Zeit, wo Sie in die Bücher hineinsehen und sie wohl auch gern lesen mögen.

Und diese Zeit kam bald. Am zweiten Weihnachtstage des Jahres **1776** predigte unser lieber Schöner auch einmal über den Glauben an Christum. Nun liebte er damals, so erzählte er später, bei seinen Predigten ganz besonders einen recht kräftigen, rednerischen Schluß, weil der nachher noch am längsten nachtönt in den Herzen (oder wenigstens Ohren) der Zuhörer. Er schloß also auch diese Predigt, die er für gar besonders gelungen hielt, mit einer recht rednerischen Beschreibung des Glau-

bens und sagte am Ende ohngefähr so: „und wer diesen lebendigen Glauben an Christum nicht hat, der hat keinen Theil an Gott, denn er hat keinen Theil an der durch Jesum erworbenen Gnade, keinen Theil an den süßen Gaben des Geistes, noch an der Gemeinschaft der Heiligen; ihm bleibet in diesem Zustand der Himmel auf immer verschlossen, und die ganze, dunkle Nacht der Ewigkeit hindurch ruhen auf ihm die Wetterwolken des Zornes Gottes."

Da er das so sagte, war es ihm, als wenn ihn selbst ein Strahl aus diesen dunkeln Wolken getroffen hätte. Denn, so sprach in seinem Herzen eine durchdringend laute Stimme, du selbst hast ja diesen Glauben noch nicht, und also auch du hast noch keinen Theil an Gott und Christo, auch auf dir ruht der Zorn Gottes, den du eben selbst beschworst. Er kann das Kirchengebet nicht lesen, ihm vergehen die Augen, er wird zum Schrecken der zahlreichen, ihn bewundernden Zuhörer ganz leichenblaß und wankt und schwankt auf der Kanzel. Da eilen einige von ihnen hinauf und führen den kranken Mann nach Hause.

Dieser aber schließt sich, sobald er nach Hause gekommen, in sein Zimmer ein und weint da, vor Gottes Angesicht, stille Thränen der aufrichtigen Selbsterkenntniß und Gotteserkenntniß; Thränen des Schmerzes und der Liebe. Und nun, da er in den nächsten ruhigen Stunden die Bücher, die ihm Kießling gebracht, aufschlägt und liest, da ist's ihm gerade, als wären sie eben zunächst nur für ihn und seinen Zustand geschrieben, und es giebt da manche Aeußerung der tiefsten Rührung und der Freude bei dem Lesen. Jetzt scheint es ihm nicht mehr so, als enthielten die Bücher lauter solche Sachen, die ihm schon längst bekannt gewesen, sondern es ist ihm Alles neu; es ist ihm, als wären ihm die Schuppen von den Augen gefallen und er sähe nun erst Alles in dem rechten Lichte, so klar, so wahr, so lebendig! Auch die Weise und Sprache der Bücher scheint ihm so recht für's Herz, und er möchte sie gar nicht anders haben.

Der gute Kießling, als hätte er gemerkt, was der eigentliche Grund dieser „körperlichen Anfälle" gewesen, die den lieben

Schöner genöthigt hatten die Kanzel zu verlassen, kam denn auch bald herbei. Schöner empfängt ihn jetzt freilich ganz anders als bisher! Und wie theuer wird ihm nun dieser tröstende, innig liebende, Alles mit ihm fühlende und verstehende Freund und Bruder, da ihm ja das Wort vom Leben selbst, wovon der Mund und das Herz dieses Mannes immer übergeht, so theuer geworden.

Damit war nun aber die Taufe der Leiden, durch welche unser guter Schöner gehen mußte, erst angefangen, noch lange nicht geendet. Wäre es ihm nämlich nur einmal so gegangen, wie bei der Predigt am zweiten Weihnachtstage, so hätte man ihn bedauert und den „körperlichen Zufall" bald wieder vergessen. Als er aber fast 14 Tage nachher, am Feste der Erscheinung Christi, wiederum predigen will, geht es ihm auf ähnliche Weise wie dem seligen Taulerus: Thränen hemmen seine Sprache und er muß, halb ohnmächtig vor Scham und Schrecken, die Kanzel wieder verlassen. Darauf folgte dann drei Vierteljahre lang eine solche Untüchtigkeit zum Predigen, daß er mehrere Male aus der Kirche, die er, um sein Amt zu versehen, betreten, wieder nach Hause geführt werden mußte, ohne nur eines einzigen Wortes an die versammelten Zuhörer fähig zu sein. Es war ihm, wie er nachmals mündlich erzählte, damals und auch nachher, da sich die Fähigkeit zum Predigen allmälig wieder bei ihm einfand, so oft er zur Kanzel gehen sollte, so furchtbar bange zu Muthe, wie es etwa einem Missethäter sein muß, der zum Tode geführt wird.

Nun weiß man wohl, wie es in solchen Fällen geht. In der Stadt hieß es: „Schöner ist verwirrt im Haupte geworden. Es ist Schade um den Mann, er hätte ein guter Kanzelredner werden können! Aber wenn er jetzt auch, wie es heißt, wieder gesund werden sollte, darf man sich wohl nicht viel mehr von ihm versprechen, denn er hält sich in seiner jetzigen Geistesschwäche zu den Pietisten, und die werden ihn schon vollends ganz zu sich herumbringen." Da er sich nun also wieder zu seinem Amte gestärkt fand und die Kanzel allmälig wieder zu

besteigen vermochte, sah er die Kirche fast ganz leer. Hinaus waren alle die Leute in rothen und weißen seidenen Kleidern und gepuderten Haaren, hinaus die Perücken und Staatsröcke und das ganze schöne, gebildete Publikum, an denen vorher seine Seele Lust hatte, bis auf etliche wenige, die entweder aus höheren Gründen — weil sie gerade von dem jetzigen Schöner mehr erwarteten als vom ehemaligen — oder der Bekannt- und Verwandtschaft wegen, oder auch aus Neugierde da zuhörten. Aber es dauerte gar nicht lange, so sammelte sich um diesen nun erst recht zu Kräften und zum Worte gekommenen Prediger ein Häuflein treuer, nach dem Wort vom Leben dürstender Seelen aus allen, besonders aber freilich aus den mittleren und niedrigeren Ständen. Und dieses Häuflein blieb ihm dann auch treu bis zu seinem Tode, und ihm war dieser treue Seelsorger zum reichen Segen.

Auch unser seliger Kießling hatte denn von nun an in Schöner einen solchen treuen Bruder und Mitgenossen an der Hoffnung, an der Kraft, an der Trübsal wie an der Freude, die in Christo Jesu ist, gefunden, daß er Gott diese Gabe aus Seiner Hand nicht genug verdanken konnte. Denn ohnehin wird auch nun bald der theure Esper aus diesem Leben und von seinem lieben Tobias scheiden, und zum Beschluß dieses Abschnittes und zum Uebergang auf den nächsten soll hier noch ein Brief von jenem lieben Manne stehen, der als einer der letzten in der vor uns liegenden Briefsammlung und wegen der prophetischen Worte, die er in Beziehung auf einige Parthieen unserer jetzigen Zeit enthält, wohl hierher gehört.

Aus einem Brief des seligen Superintendenten Esper zu Wunsiedel an den Diaconus Schöner in Nürnberg, datirt vom 13ten Octob. 1780.

— — „Für mich hat es bei der diesmaligen Bücher-Auction einigen Vortheil gebracht, daß der alte Augsburgische Glaube in Nürnberg bei den Gelehrten nicht sonderlich mehr in Werth ist, sonst hätte ich Reinbecks Betrachtungen für diesen Preis wohl nicht erhalten. Es ist wirklich der jetzige Auctions-Preis

alter theologischer Kernschriften ein trauriges Merkmal von der Lage unsrer Zeiten. W**sches Gewäsch ***s, Anweisung sich a la W. zu erschießen — lauter Sachen, bei deren Ankauf in Auctionen man oft kaum den Band erspart. Chemnitz, Gerhard, Quenstätt gehen fast als Appendices fort. Und zu wie viel theologischen Wirrereien, darin sich jetzt so Viele verwickeln, könnten sie bei diesen Männern die Auflösung finden.“

„Beklagenswürdig ist es, wie mir Ew... eröffnen, daß diese Krankheit jenseits der Rednitz so stark sich zu äußern anfängt, und niemals auf Salbe und Pflaster aus Gilead denkt. So weibisch zärtlich sind die evangelischen Theologen wohl noch niemals gewesen. Die Besorgniß, für minder tolerant angesehen zu werden, die Furcht, ein Nachbeter des Systems zu heißen, die Scheu vor dem Pranger der Berliner Bibliothek werden mehr, als Schwert und Rad und Scheiterhaufen von den Helden Gottes vor hundert Jahren, gefürchtet. Da nennt man bei Widerlegungen den Feind des Namens Jesu nicht einmal mit Namen; da bewundert man seine große Gelehrsamkeit; da erhebt man sein großes Verdienst, da wickelt man jeden Widerlegungsgrund in ein Feigenblatt ein, um ja nicht ein Orthodoxe gescholten zu werden!“

„O anbetungswürdiger Erlöser! wenn du jetzt einen Huß brauchtest, getrautest du dir ihn wohl auf allen Akademien Deutschlands zu finden? — Wie wahr doch, was Andreä in seinem Menippo geschrieben: Nachdem das Christenthum bei Gefahr vor Feinden sein Heer gemustert, und gefunden, daß die Officiere statt der Degen leere Gänse=Kiele in den Händen gehabt, die Schilde Pappendeckel von Logiken, die Fahnen metaphysische Spinnenweben, die Kanonen mit philologischen Grillen, statt des Pulvers geladen gewesen. Ich sage, wie wahr für unsre Zeiten, was das Christenthum nach Musterung seiner ungeheuern Armee gesagt hat: „„Ihr helft mir alle nichts! „Dorten hat ein waldensisch Bäuerlein, das sich für mich brennen und schinden ließ, mir mehr als diese Alle, die sich für „meine Verfechter ausgeben, genützt.““

„Indessen wird der Held aus Davids Stamm, wenn es Zeit ist, sich auch seine Davids erwecken. — Sonst bin ich sehr unruhig über das anwachsende Heer der Feinde Christi geworden; nachdem ich mir aber die Sache so recht im Reinen gedacht: daß, wenn Menschen die Gottheit bekriegen, es doch immer ein wenig partie inegale ist — kümmerts mich gar nicht mehr. Muß er ihnen ja allen zum Bekämpfen seiner Gottheit Odem verleihen! — Die verführten Menschen jammern mich sehr; ich denke aber wieder: warum lassen sie bei dem hellen Lichte sich verführen.“

„Es mag sein, daß bei der folgenden Generation der Schaden noch größer wird, — kann aber auch sein, daß es mit dem Zeitalter den Gang nimmt, welchen die Sache der Religion bei manchen Menschen geht: in der Jugend abergläubig, nachher ungläubig, endlich rechtgläubig. Derjenige, welcher da, wo totus mundus arianus war, und da, wo es in den Finsternissen des Aberglaubens kaum noch einen erleuchteten Bauern in den piemontesischen Thälern gehabt, sich doch wieder Millionen Anbeter verschaffte, wird sich auch in unsern Tagen wieder Anbeter verschaffen; und wenn es nicht geschähe, so wollen eben wir, schätzbarer Freund, es allein, mit Allen die so denken, verbleiben. Außer uns mache, schnitze, erphilosophire sich Jeder einen eigenen Gott; wenn wir nur in Dem Ruhe finden für unsere Seele, der der ganzen Familie der Frommen vor uns Gerechtigkeit und Stärke gewesen ist. Heterodox hin oder orthodox her — wenn man nur dort zur Rechten sein Gesegneter heißt! Unterdessen breiten wir sein Reich aus, wo wir können, und fügen seinen Feinden Schaden zu, wo wir vermögen — und sollten wir nichts thun können, als diesen ihre Kinder entführen, so wäre das der größte Dienst für unsern Herrn. Gönnen Sie mir fernerhin Dero Freundschaft und glauben, daß ich unausgesetzt bin

Ew.

J. F. E.“

26. Espers Abscheiden aus Kießlings Nähe und aus der Zeit.

Einen neuen, gleichgesinnten Freund und Bruder hatte Gott unserm Tobias, gleichsam als Erwerb für sein Geschäft als Bücherverleiher, an dem seligen Schöner geschenkt; dagegen wurde aber ein andrer lieber Begleiter auf dem Pilgerwege von seiner Seite genommen.

Im Sommer des Jahres 1779 verließ der treue Esper, der unserm Seligen in vielfacher Hinsicht Rehbergers Verlust ersetzt hatte, Uttenreuth, dessen Gemeinde er 14 Jahre lang mit treuer Liebe vorgestanden, um dem erhaltenen Rufe zur Superintendentur nach Wunsiedel zu folgen, und nur zwei Jahre darauf, am 18ten Juli 1781, erging an diesen treuen Knecht der noch höhere Ruf: einzugehen zu seines Herrn Freude. Auch hierbei, als dieser rüstige, kräftige Arbeiter mitten aus der blühendsten Zeit des Mannesalters (er war bei seinem Tode noch nicht ganz 49 Jahre alt), mitten aus seiner vollesten Thätigkeit für das Reich Gottes abgerufen wurde, fragten Viele so, wie Esper nach S. 29 bei Rehbergers Tode gefragt hatte; indeß war auch eben unser seliger Esper schon im Voraus auf solche Fragen die Antwort nicht schuldig geblieben (man vgl. oben a. a. O.).

Ueberhaupt war dieser Mann eine von jenen offenen, durchaus klaren, sich immer gleichbleibenden, geraden Naturen, welche Jedem, der sich ihnen nähert, nicht lange über sich in Ungewißheit lassen und auf keine Frage über ihr eigentliches Leben und Streben die Antwort schuldig bleiben, und der Leser wird schon aus den wenigen Briefen und Brieffragmenten, welche in der vorstehenden Lebensbeschreibung mitgetheilt wurden, wissen, woran er mit dem Manne ist. Ja, dieser Esper war einer von jenen heitern, zum ruhigen Mannesalter gereiften Christen, zu welchem jeder arme Mensch gern ein frohes Zutrauen fassen konnte, und in dessen Nähe es jedem, in seiner Schwachheit und nach dem ihm verliehenen Maaße nach Gottseligkeit strebenden Herzen wohl sein mußte.

Von Natur war er ein sehr heftiger, leicht aufwallender Mann, voll von Leben und Feuer, welches schon aus seinen großen schwarzen Augen hervorblitzte. Aber dieses verzehrende Feuer war durch die Herrschaft des Geistes Gottes zum sanften, ruhig wärmenden Lichte geworden, bei dem gar gut sein war. Er hatte überhaupt ein solches gutes Naturell, daß er immer und überall zuerst und am meisten das Gute sah an den Brüdern und dieses liebte, weil dieses Gottes ist, nicht aber zuerst das Böse argwöhnisch ausspähte und bemerkte; daher war er gegen Jedermann offen, mittheilend und freundlich; großmüthig, und stark im Hoffen und Dulden.

Er war auch ein heitrer, sehr angenehm unterhaltender Gesellschafter, immer voll guter Laune und Einfälle, wie man dies besonders aus dem Ton, der in seiner Sammlung von merkwürdigen Reisebeschreibungen (Erl. 1761.) herrscht, erkennen kann. „Es soll," sagt er in einem seiner Briefe, „unserm Herrn nicht zur Schmach nachgesagt werden, daß Seine Leute etwas Misanthropisches haben." Auch seinen Freunden, besonders dem lieben, etwas gar zu streng abgeschiedenen und abscheidenden Freunde in Fürth, rieth er zur Gesellschaft. Er schreibt darüber in einem seiner Briefe an Kießling:

„Daß unser Freund in Fürth noch immer zu Leiden gemacht ist, kränkt mich sehr. Ihre Güte erwartet zu viel von meiner Feder. Ich kann mich selbst sehr oft nicht ins Heitere bringen. Warum hat aber unser Freund doch immer die Einsamkeit so lieb! Sie ist wahrhaftig Niemandes Freund. In eigner Hand wird die Kummerbürde gar zu schwer. Man muß sie wenigstens doch nur auf ein Paar Stunden bisweilen zu Hause lassen."

Was diesen Menschen vor Gott und Menschen so gar angenehm machte, waren besonders seine warme und herzliche Liebe, die wir ja aus allen seinen Briefen hervorleuchten sehen, und seine sehr große Demuth. Er machte nichts aus sich selbst und konnte es gar nicht gern haben, wenn andere Leute viel Wesens von und mit ihm machten. Einer seiner Freunde in Nürnberg,

E.., hatte unserm Esper, da dieser bald nach seinem Einzuge in Wunsiedel krank geworden, über diese Krankheit, ich weiß nicht was, geschrieben. Esper antwortet darauf am 26ten August 1779:

„Ich muß mir die Freiheit nehmen Ihnen zu sagen, daß es allzugütige Liebe gewesen, wenn Sie in meiner Krankheit und Einzug hieher Aehnlichkeiten gefunden, welche für eine Hand voll Staub zu viel Glänzendes und Erhabenes haben. Dieser Krankheits-Zufall, welcher mich traf, ist Werk der mit unbegreiflicher Sorgfalt für unser geistiges Wohl wachenden Vorsehung gewesen. Es hätte mir träumen können, ich sei nun mehr, als ich vorher gewesen. Es hätte das Glänzende vom Elend der Erde vielleicht mehr auf mich gewirkt. Es wäre mir vielleicht eingefallen: unter den gedruckten und ungedruckten Gratulationen und Schmeicheleien möchte doch nicht Alles leere Eitelkeit sein. Es hätte die Subordination so vieler Personen dem alten Adam etwa mehr für Würde, als was sie ist: — furchtbare Last von schweren Pflichten — gedünkt. Da war es nun nöthig mich zu verwahren und sogleich in jene Schule zu führen, darin man von jeher das Eitle der eitlen Sachen am besten gelernt. Die Lection ist nun gefaßt, und die Schule ist aus, bis es etwa nöthig ist, den vergeßlichen Schüler sie wiederholen zu lassen."

In einem andern Briefe (vom 3ten Dec. 1780) schreibt er demselben Freunde:

„Alle ihre gütigen Aeußerungen in Ihrem Briefe übergehe ich mit Stillschweigen. Ich mache Ihnen keine geistlichen Complimente. Wir sind zwei gleich arme und verlorne Sünder, welche Jesus Christus erlöset, erworben und gewonnen hat, wie unser lieber Catechismus sagt, mit seinem heiligen, theuern Blut, und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben. Ruhm genug! Glück genug!"

Ueber den politischen Hochmuth und Fürwitz eines armen, unglücklichen Mannes schreibt er:

„Wie gut ist's, mein Bester! auch hierin mit dem sanf-

ten Joch des Heilandes die wohlthätige Pflicht gern auf sich nehmen: Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat."

Seiner Profession nach war er, wie schon erwähnt, ein Gelehrter, dessen inneres Streben von Jugend auf dahin gerichtet gewesen, die großen Werke Gottes im Reiche der Natur und im Reiche der Gnade zu ergründen und zu erkennen. Er verstand diese Profession gründlich, und war als Einer, der sie gründlich versteht, durch seine Werke, von denen wir einige oben S. 40 angeführt (manche andere, z. B. jenes über die Kometen, wäre auch noch zu erwähnen gewesen), öffentlich bekannt. Da er aber von mehreren Seiten her öffentliche Auszeichnungen erfuhr, wurde es unserm guten Tobias etwas bange um seinen Esper, ob diesen etwa der große Beifall der Welt abbringen möchte von der Einfalt und dem stillen Frieden, der in Christo Jesu ist, ja von Ihm, dem Herrn selbst. Aber unser Esper, ohne über seinen Tobias, der den damaligen großen Gelehrten und ihrer Gelehrsamkeit, und zwar wohl mit einigem Recht, in dieser Hinsicht nicht recht traute, wegen eines solchen Verdachtes böse zu werden, antwortete ihm Folgendes darauf:

„Uttenreuth am 29ten Januar 1776."

„Mit recht vielem Vergnügen erfahre ich aus Ihrem Briefe, daß Sie auch die gegenwärtige Meile unsers gemeinschaftlichen Pilgerweges unter demjenigen Panier angetreten haben, mit welchem es allein möglich ist, die Reise nach unsrer großen Bestimmung wohl zu vollenden. Ewig soll es bei derjenigen Losung bleiben, welche Sie mir, als kräftige Ermunterung, zum erstenmale in dem gegenwärtigen Jahre so muthvoll entgegengerufen. Ja, Christus Jesus, der Erste und Letzte im Wissen, im Glauben, im Hoffen, im Leben, im Leiden, im Tode, bis zum Vollendetwerden in seiner unvergänglichen Herrlichkeit! Ja, der Tag müsse finster sein, und Gott von oben herab müsse nicht nach ihm fragen, und Dunkel müsse ihn überwältigen, und dicke Wolken müssen über dem Tage bleiben, wo

wir Den verleugnen, der uns dort aus Staube gebildet, und nachher bis zum Tode am Kreuz geliebt hat. Kennet doch ein Ochse seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; fürchten Sie also nicht, daß es der Welt gelingen möchte, mit Schmeicheleien, oder durch ihre Kränkungen, von Beidem vielleicht Eines aus mir zu machen. Sie hält es nicht für der Mühe werth, durch die ersteren mich auf ihre Seite zu bringen, und mit den letzteren wird die Erbitterung zwischen uns beiden nur noch größer gemacht. Es ist schon versehen, daß es mir bei dieser Feindin Gottes nie gelingen soll. Und wie mag ihr Haß meine Liebe gewinnen? In dem Himmel wird ja sogar für unsre Schwachheit gebetet. Zum Wachen bekommen wir auch Kraft, wenn wir wollen; wollen wir aber: zu dem Vollbringen wirkt Er selbst."

„Was sind wir ohne Erlöser! — Unser Dasein bliebe ohne Ihn ein unerklärbares Räthsel; und die Vernunft kann sich leichter eine Körperwelt ohne Gott, als eine Sünderwelt ohne Erlöser gedenken. Wer mag noch leben, wenn er nicht weiß, ob er zu einem besseren Leben erlöst, erworben und gewonnen ist? Mit Recht achten wir alles Andere für Schaden, für Dreck, oder für Kehricht, wie es eigentlich heißt. Nur Geröhrig, Staub, Abgänge von eitlen Sachen, ist ohne dieses die größte Gelehrsamkeit! Kehricht, das, wenn der Eigenthümer endlich die Miethe räumt, zusammt ihm auf den großen Schutthaufen der Vergänglichkeit hinausgeschafft wird. Ach, da liegen sie, die Folianten, die vieltheiligen Lasten der Erde, die für unsterblich gehaltenen Bände, die armseligen Blätter, auf denen der Verfasser A. und O., den ersten und den letzten Buchstaben alles brauchbaren Wissens, so kläglich vergessen, — das Eintragen seines eigenen Namens in das Buch des Lebens so jämmerlich vergessen hat, — da liegen sie, und der dürre Schädel dabei, der sich darob in stolzer Lage trug, daß er Alles, nur das einzige Nothwendige nicht gewußt."

„Danken Sie es Ihrem Herrn, daß Sie zu dieser Art von Thorheit weniger Versuchung haben! Schätzen Sie sich glücklich,

daß Ihnen Barmherzigkeit zur wahren Weisheit geholfen hat! Aber bei Leibe nennen Sie sich keinen Laien mehr. Kein häßlicheres Wort ist unter der Sonne. Der schändlichste Stolz hat es in der bekannten Bedeutung erfunden, und die Hölle dadurch Gottes Geschöpf in jenen finstern Zeiten teuflisch entehrt."

Anderen Zweifeln und Bedenklichkeiten seines lieben Tobias über die etwanigen Gefahren des Gelehrtenstandes begegnet Esper unter andern noch mit folgenden Stellen seiner Briefe:

„So, däucht mir auch, wird die Frage Jesu (Joh. 21, V. 15.) eine Frage für Sie, für mich und Jedermann. Hast du mich lieber denn (du) diese Dinge da (hast)? lieber denn deine Bücher, deine Steine und deine Pflanzen? lieber denn deine Geschäfte, lieber als deine Handlungs-Beschwerden? Getrost! Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß wir dich lieben!" — In einem andern Briefe sagt er:

„Der Gott des Vernünftlers, der nicht dreieinig in Person ist, existirt nicht, er ist Phantom, so gut als der gedichtete Götze des Kamtschadalen. Ob die Hände sich ein Bild der Gottheit schnitzen, oder die Vernunft sich einen Gott bildet: das ist einerlei Götzendienst. Mein Gott! steht es denn im neuen Testamente dieser Menschen nicht, daß die falschen Lehrer, welche verleugnen den Herrn, der sie erkauft hat, über sich führen eine schnelle Verdammniß? (2 Petri 2, V. 1.)" In einem andern:

„Freund! welch einen göttlichen Erlöser haben wir nicht! Schon so göttlich, da Er der Allerverachtetste und Unwertheste war um unsertwillen, wie, wenn man Ihn schaut auf dem Throne der Ehren! Lassen Sie uns alles Unüberdenkliche erwarten, doch wird unsere Erwartung wie ein Funke vom Sonnenlicht sich übertroffen sehen!"

So groß auch seine Freude an schriftstellerischer Thätigkeit war, gab er sie doch gern und willig auf, sobald das Gottes Wille zu sein schien. Er schreibt darüber:

„Von den wöchentlichen Beiträgen zur Beförderung der Gottseligkeit habe ich nichts beigelegt gefunden. Ich zweifle

nicht, daß diese Monatsschrift vortrefflich ist, da sie Ihren Beifall erhalten hat. Meine Beiträge möchten dazu etwas sehr Ueberflüssiges sein; außerdem aber sind solche Arbeiten für mich gänzliche Unmöglichkeit. Ich habe mich genöthigt gesehen, schon früherhin dergleichen Arbeiten aufzugeben. Verschiedene Rücksichten fordern es, meinen Wirkungs-Kreis vielmehr enger zu machen, als denselben auszudehnen. Ich will gerade ganz in demjenigen sein, worein mich mein Herr geworfen hat, und sollten es das ganze Jahr hindurch verdrießliche und nichtswürdige Händel mit den Ungezogenheiten der Menschen sein!" (Aus Wunsiedel vom 28. Dec. 1780.)

Und doch mögen die Geschäfte, denen er damals seine ganze übrige Thätigkeit aufopfern mußte, gar keine angenehmen gewesen sein. Denn er schreibt darüber in einem seiner ersten Briefe aus Wunsiedel an Kießling, der damals auf seiner gewöhnlichen Reise war:

„Nun aber liegen so viele Berge zwischen uns! Wohlan, es sei, ermuntern mich doch Ihre Briefe. In der That bedarf ich dieser Erweckungen, nach der Lage, in welcher ich bin. Die ganze Woche geht im Gewühl politischer Geschäfte dahin. Fast nur Freitags und Sonntags, wenn ich predige, erfahre ich noch, daß ich Geistlicher bin. Lasten von Papieren, immer erbrochen, gelesen, abgefertigt, und in selbigen nicht ein einzig erbauliches, nicht einmal nur den natürlichen Menschen in seinem Trieb der Wißbegierde unterhaltendes Wort. Ich dachte, mit meinem ersten Circular doch etwas Feuer unter meine Hrn. Capitularen zu bringen; fast schien es mir unmöglich, ohne Eindrücke, ohne Erreichung der Absicht abgehen zu können. Die Folge war ekelhafter Beifall und Lob. **Laudatur Christianismus et alget.** Oft bin ich verlegen darüber. O theuerster Freund, wie sieht es nicht so wüste aus in unsern Zeiten!"

Von seinem Vater, dem älteren Esper, erzählt er übrigens auch in Beziehung auf schriftstellerische Thätigkeit in einem seiner Briefe:

„Sie erkundigen sich, ob mein seliger Vater nichts von Schriften nach sich gelassen? Gedruckt ist gar nichts vorhanden. Er war nie zu überreden, etwas der Presse zu übergeben. Seine Predigten sind nie vollständig geschrieben, und sehen nicht demjenigen gleich, was sie in seinem Munde gewesen. Es hat der Herr der Kirche da auf das Sagen eines seiner Boten, dort auf das Schreiben eines andern, einen eigenen Segen gelegt. Wer sein Pfund kennt, handelt treu und weislich, wenn er sich nur mit dem anvertrauten zu wuchern bemüht, wenn er nicht nach der Gabe des Andern hascht.“

Der äußeren Form des Glaubensbekenntnisses nach wurde Esper, der übrigens so freisinnige, vielseitig gestaltete Mensch, von der Mehrzahl der Leute, die auch schon damals Alles in eine Brühe warf, zu den Pietisten gerechnet. Darüber äußert er sich selbst in einem Briefe an unsern Kießling, worin er diesem für eine abermals erhaltene wohlthätige Gabe für die arme Uttenreuther Kirche dankt:

„So können Sie eben nicht einmal zerbrochene Fensterscheiben sehen, ohne edles Mitleid darob in Ihrer Seele zu fühlen. Auch das verschaffe Ihnen am großen Vergeltungstag einen Meere der Freuden ins Herz schüttenden Gnadenblick von Ihrem Herrn, der die Werke der Barmherzigkeit höher als Nimrods Eroberungen schätzt. Wenn man einst lange nach uns diese und ähnliche Beiträge in den hiesigen Kirchenrechnungen, welche während meines Hierseins dem Gotteshause zugefallen, liest, und etwa ein das jetzige Geschlecht überlebender Greis den Lesenden sagt, man habe diesen Pfarrer unter die Pietisten gezählt, so wird gewiß der Gedanke in jenen rege: die Pietisten müssen doch verzweifelte Leute gewesen sein, so haben sie doch von Nürnberg aus der hiesigen Kirche geholfen, weil einer von ihnen an derselbigen Pfarrer gewesen. Nun das mögen sie denken, da wir unterdessen in der Stadt Gottes so weit über sie weg sind.“

Er trug demnach die Schmach des Pietisten-Namens in den Augen der Welt mit einem leichten, heitern Sinne, und

sagt darüber auch noch in einem Briefe an seinen Kießling:

„Es hat Sie doch bisher noch nicht gereut, die Schmach mit Christo für größern Reichthum, als die Schätze Aegyptens geachtet zu haben? — Dieses reut, wenn man es recht nimmt, (glauben Sie mir) ewig nicht, freut, wie ich oft gesehen, außerordentlich auf dem letzten Lager. Wie wenig reut es dort, wenn es zum Gnadenlohn kommt!“

In seinem hohen Beruf, als Prediger des Wortes, hatte er anfangs dunkle Wege zu gehen. Gott ließ ihn von der Aussaat, die er unter Thränen und Gebet ausgestreut in die Herzen, keine oder doch nur wenig Früchte sehen; und so glaubte er oft (wiewohl in solchen Fällen, wo der Säemann guten Samen streut, häufig nicht das jetzige Jahr des irdischen Lebens, sondern erst das nächste, auf den Winter folgende Jahr der Ewigkeit entscheidet), seine mühselige Saat sei ganz ohne Früchte. Er spricht hierüber in einem Briefe an seinen Kießling:

„So predige ich aber das ganze Jahr tauben Ohren und steinernen Herzen. Greift etwas das harte Herz mit Nachdruck an, so brauset dieses in Lästerungen auf. Was todt ist, ist ohnedem ohne Hoffnung erstorben. Wird ja etwas lebendig, wenn der König des Schreckens hinterher kommt: so ists dann meist mit Säen und Ernten zu spät. Ueberhaupt däucht mir, wir haben seit zwei hundert Jahren keine Zeit in der Evangelischen Kirche gehabt, wo die Leute so gar sehr schliefen und der Feind so viel Unkraut gesäet. Die klugen und thörichten Jungfrauen schlummern meist einerlei Todtenschlaf fort, und was das Uebelste ist, aufwecken will jede von diesen. Da nicht mitschlummern, ist schwer; Wächter sein, und überdrußvoll die Hoffnung aufgeben, möchte noch was Schwereres heißen. Nun wir wollen das „Wachet, wachet“ unsers Herrn desto achtsamer hören — ich fortsäen, wenn die Ernte gleich jährlich kärglich ist. Es hat auch Weizen säen und Dornen ernten seine Zeit.“

In einem andern Briefe heißt es:

„Für meinen Theil habe ich (zum neuen Jahre) an dem Posten, wo ich stehe, eben wieder das alte Bitten angefangen:

Laßt euch versöhnen mit Gott, ohne daß dieser Antrag Vielen gefällt. Dennoch will ich niemals ermüden, diese Stimme in der Wüste, darin ich lebe, so lange ich athme, durch Berg und Thäler zurufen. Ist doch eine einzige Seele mehr als Silberflotten werth!"

Ich kann nicht umhin, obgleich dieser Abschnitt schon ohnedies ein wenig weitläufig geworden, hier noch den Schluß aus der Abschieds-Predigt des seligen Esper von der Uttenreuther Gemeinde mitzutheilen. Denn es ist unter meinen Lesern ein und der andere junge Prediger, der möchte auch gern einmal den seltsamen Mann predigen hören, von welchem meines Wissens niemals eine Predigt vollständig aufgeschrieben, noch weniger gedruckt worden, wohl aber mehrere sich, so wie auch jene Abschiedspredigt, unter den Papieren des damaligen Schullehrers, der sie wörtlich nachschrieb, erhalten haben. Uebrigens ist gerade jene Stelle sehr geeignet, um den kräftigen eifernden Ernst und die feurige Liebe, die in Espers Seele vereint waren, kennen zu lernen; so wie selbst jenen kindlich festen Glauben, daß nichts, auch keine einzelne Naturerscheinung, keine Begebenheit im Menschenleben Zufall sei, sondern Alles eine Sprache Gottes an den Menschen, aufweckend und ermunternd; eine Sprache Gottes, welcher seine Boten an die Menschen zu Sturmwinden und zu Feuerflammen macht (nach Ps. 104.). Der Schluß jener Predigt heißt so:

„Seht, unsere heutige Versammlung hat Abschied und Trennung zu ihrem Endzweck, für mich und für euch, auf den ganzen Rest unserer etwa noch übrigen Lebenszeit. Hier stehe ich als am Scheideweg, der uns trennt, — fertig zum Aufbruch, wie Er es hat beschlossen, um nun mein Verhängniß anzugehen. Sehe ich nun gedankenvoll heute zurück auf diese Strecke meines Pilgerweges, den ich unter euch zurückgelegt; so sehe ich nichts als Wunder der Liebe, welche Gott an mir und an euch gethan."

„Von der Zahl meiner Tage, die Du, Unvergänglicher! auf dein Buch geschrieben, sind nun sieben und vierzig Jahre

bis auf einen kleinen Rest dahin. — — Nun ewige Liebe! so hast du fast ein halbes Jahrhundert mich mit Mutter=Händen geleitet — mich auf Vater=Armen getragen. Achtzehn Jahre hindurch, mein Goel! hast du mich gewürdigt, ein Botschafter deiner Erlösungs=Thaten unter meinen Brüdern zu sein. Ist's möglich, daß du so lange Geduld mit einem unnützen Knecht gehabt? — — Vierzehn volle Jahre habe ich um eure Seelen geworben — um diese Heerde, großer Erzhirte! gedient. Das sind doch immer Zeiträume, binnen welchen man viel von den großen Thaten des großen Gottes zu sehen bekommen kann, wo man Lust hat auf seine Wege unter den Menschen Kindern zu merken. Ach! ich gedenke heute mit großem Gefühl meiner Seele an die Thaten des Herrn — ich will reden von Seinen Wundern. Kommt, wir wollen unserm Gott einen Dank=Altar errichten, der die Aufschrift haben soll: Bis hieher hat der Herr geholfen!"

„Ihr wißt — wenigstens diejenigen, die vor vierzehn Jahren mich als ihren Seelen=Hirten abgeholt haben — wie mich Gott so wunderbar zu euch geführt, und bei Veränderungen, die unserm Vaterlande eine andere Gestalt gegeben, mich zu euch gebracht. Nun, da wir die Wege der ewigen Liebe hinter her übersehen, nun klärt sichs auf über mir: Gott! dein Weg ist heilig — wo ist so ein mächtiger Gott, wie Du, Gott! bist? Ich bin unwidersprechlich überführt, daß wir in den Entwürfen der Gottheit — daß wir in der ewigen Anlage der menschlichen Sachen — ich für euch und ihr für mich — bestimmt gewesen. Diejenigen, welche mein Innerstes kennen, wissen es, mit was für einem unüberwindlichen Hang meine Seele an dieser Gegend, an diesen Hütten, an diesen Seelen fast bis zum Uebertriebenen geklebt. Wenn es hieß: Gott wolle mich an einen andern Ort rufen, und ich übersahe die Hütten im Thale, so jammerte es allemal mein Herz, und ich wünschte noch länger bei euch zu sein — — und noch ist mir so! Ach! mir unvergeßliches Uttenreuth! Noch dort vor dem Throne der ewigen Liebe kommt dein Name in meiner Dank=Ode vor."

„Vielleicht sind manche hier gegenwärtig, denen es wunderbar dünkt, daß ich von den kleinen Sachen eines kleinen Ortes so viel Wesens mache — daß ich in einem so engen Wirkungskreise von erfahrnen Wundern reden will. Aber wißt, Freunde! Gott ist eben gern groß im Kleinen. — Die Hütten der Altväter sind die Schauplätze seiner Wunderliebe — und nicht die Paläste Babels gewesen. Ein enges Thal ist ihm oft weit genug, seine großen Schätze in demselben auszulegen.“

„Nicht so, meine Zuhörer? Wir haben diese vierzehn Jahre viel Anfechtungen mit einander ertragen und dabei vielfältig erfahren, daß wir Menschen einen Gott haben, der da hilft, und einen Herrn Herrn, der vom Tode erretten kann. Ewiger! ist doch fast keine einzige der guten, der seligen Prüfungen, die Du mich hier nicht durchgeführt hast! — — Es sei ferne, dies im Ton der Klage oder des Mißvergnügens zu sprechen. Nein, im Aufwallen reger Freuden sage ichs: hier ist meine hohe Schule der Erfahrung gewesen! Fragest du mich heute, o Jesu! wie dorten deine Jünger: Habt ihr je Mangel gehabt? So muß ich anbetend bekennen: Herr! nie einen — Du hast Brod und Kleid gegeben — — und das Uebrige gehört dahin, wo wir Paulum sagen hören: Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, wirkt eine über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare sehen. Von solchen Gütern, welche im Unvergänglichen noch Werth behalten, nehme ich einen großen Schatz von euch mit weg. Hier bin ich aus einem feurigen Jüngling derjenige geworden, welcher nun weiß, daß Gebet und Thränen die bewährtesten, die mächtigsten, die Hölle selbst schreckenden Waffen sind. Vierzehn Jahre über habe ich gebetet, und von allen Bitten fehlt keine einzige, die nicht erhört worden, als diese, daß kein einziger meiner Zuhörer verloren gehen möge. Hier habe ich gelernt, wie man in Thränen säet, um dort in Freuden zu ernten. Hier habe ich erfahren, wie gut es sei, auf den Herrn sich verlassen. Hier habe ich gese-

hen, was es heißt: Ich stärke dich, ich helfe dir durch die Rechte meiner Gerechtigkeit. Aus welchem Gewirre, oft selbstgemachtem Gewirre — aus was für mißlichen Lagen hast Du, Gott! mich gerettet — hin ins Freie geführt, daß meine Feinde erschraken, sich zurückkehrten, und — — nicht zu Schanden — — sondern zu Freunden wurden plötzlich. Ich habe in meinem ganzen Leben aus Gründen der Vernunft und Schrift eine Vorsehung geglaubt; hier habe ichs in der Erfahrung gesehen, wie Gott sich in die kleinsten Sachen der Menschen so gern mischt. Jetzt lache ich den Zweiflern unter die Augen — und sage es dem Goliath unter den Religionsfeinden dreist ins Angesicht: du bist ein Thor, daß du sagst, es ist kein Gott! — — Ich kann es, wenn es sein muß, mit meinem Blute unterschreiben; man darf das ganze, das ganze Schicksal Ihm getrost überlassen. — — Die ewige Liebe hat sich die Mühe gegeben, mich sehr oft in die Schule des Kranken-Bettes zu führen, und es verging fast kein Jahr, wo ich meine Lection nicht aufbekam. Hier habe ich denn aber auch Manches gelernt, das auf dem letzten Lager nicht mehr gelernt werden darf."

„Doch will ich nicht von meiner eigenen Erfahrung allein reden! — Auch an euch, meine Zuhörer, hat unser Gott, der nicht will, daß Jemand verloren gehe, Alles gethan, um euch herumzuholen — Alles gethan, wozu Ihn nur der Werth des für euch vergossenen Versöhn-Blutes auffordern konnte. Nennt mir eine Wohlthat, die nicht an euch gewendet ward! Nennt mir eine bessernde Trübsal, die nicht in Bewegung gesetzt worden, um eure Seelen wo möglich vom Verderben zu erretten! Wie ernstlich hat die ewige Liebe mein Ermahnen, meine Bestrafungen, mein Drohen, nicht unterstützt! Kaum hatte ich euch das Gute der Gerechten im dringenden Ernste angeboten — ihr aber es nur so ausgeschlagen, siehe! so streifte ein Wehe über euch dahin. Der starre Sinn unter euch hat mir oft harte Reden ausgepreßt. — Es waren aber nicht leere Drohungen, nicht kahles Poltern — — Gott hörte es! sein Himmel drohte nach. Erinnert euch nur an jenen entsetzlichen Sonn=

tag, wo ich des Morgens über die Sabbaths-Schänderei eiferte, und wo noch an dem nämlichen Abend der Herr unser Herrscher die Entheiligung seines Sabbaths, nach alttestamentischer Drohung, mit Feuerflammen gerochen. Erinnert euch an jene Tage der Angst, wo, weil man das Wort des Lebens, das Bitten an Christus statt nicht mehr hören mochte, Seuche und Tod so furchtbar unter uns gewüthet, daß in wenig Wochen der sechste Theil der Erwachsenen dahinfiel. Wie waren euch da meine Ermahnungen wieder so erwünschte Worte! — — Erinnert euch an die Jahre der Noth, wo Gott, weil man Jesum, das Brod des Lebens, nicht wollte, allen Vorrath des leiblichen Brodes, bis zum Verschmachten, dahinnahm. Erinnert euch an den vorjährigen zweiten Pfingsttag, wo ich des Morgens von nahen Gerichten Gottes sprach, da man sich seinen Geist nicht mehr strafen lassen wolle — und wo noch an eben diesem Abend die Geschosse des Himmels losbrachen. — — — Ist das ohne Absicht geschehen? war es ein Ungefähr? — Gewiß nicht! Ach! also, also hat euch Gott geliebt, daß er seinen Sohn für euch dahingegeben und seine Allmacht aufgeboten hat, euch zur Annehmung desselben zu bewegen."

„Unter allen diesen Trübsalen aber ist doch seine Barmherzigkeit groß über euch gewesen. Er hat euch durch zwei fürchterliche Seuchen, wie Hiob durch glühende Schwären geführt. Eure Habe hat Glut und Brand nicht verzehren dürfen — und selbst im Zornwetter wurdet ihr, wie Israel, glücklich durch die Fluthen geführt. Kurz! ihr habt Gott recht als die Liebe — ihr habt ihn als ein verzehrend Feuer erfahren. — — Nun von welcher Seite soll sich denn derselbe an euch fernerhin wirksam beweisen?"

„Ich kann euch unmöglich verlassen, ohne mich hierüber noch einmal mit euch zu besprechen:"

„So ists denn vierzehn Jahre und darüber, daß ich euch um der Dargabe des Eingebornen willen gebeten habe, doch die Finsterniß nicht mehr lieber zu haben denn das Licht; — doch an den Namen des Sohnes Gottes zu glauben, weil man als-

dann nicht mehr gerichtet wird. Mein Herr weiß es — und mein Gewissen giebt mir Zeugniß, daß es ernstlich, daß es oft bis zur Bewegung — daß es unter meinen und euern Thränen geschehen ist. Es ist mir auch bekannt, daß unter diesen Todten, welche um uns her schlafen, mancher liegt, der noch, ehe es Abend mit ihm geworden, die Spur zum Wandel im Lichte — ach! in der Todten-Dämmerung des Krankenbettes, die ewigen Wohnungen des Lichtes gefunden hat. Ach aber — für das um euretwillen in solchen Strömen vergossene Blut der Versöhnung — für den Herrn, Der so ernstlich will, daß euch allen geholfen werde, für meine vierzehnjährige Mühe, für meine hingerauchten Lebenskräfte, ist das zu wenig, nur Früchte aus dem Lande der Todten, nicht aber gesammelte Garben unter euch Lebendigen aufzuweisen zu haben — zu wenig, wenn ich, wie dort ein Abraham, sagen muß: vielleicht fünfzig! vielleicht zwanzig! vielleicht zehn! — und dann erst bei Einzelnen stehen bleiben darf. — — Es empfiehlt mich übel bei meinem Herrn, wenn Er so viel für mich — und ich so wenig für Ihn gethan." — —

„Schlägt man wohl einem Freunde seine letzte Bitte ab? — — Es ist jene Engelbitte: Eile und errette deine Seele, und siehe nicht hinter dich! Verbannet die schreckliche Liebe der Finsterniß aus eurem Herzen, aus euren Häusern, aus eurem Orte! Wendet Fleiß an, daß, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben — das Ende eurer Wege werde! Fangt es mit Ernst darauf an, daß eure Werke in Gott gethan werden! Ach! so treten wir einst mit tausend Freuden dort in sein ewiges Licht. Willfahrt meiner Bitte, ihr Greise, denen die Todten-Dämmerung so nahe ist! Hört sie, ihr Jünglinge, die ihr die Finsterniß ungleich lieber habt denn das Licht! Könnte ich doch nur heute einen einzigen Hausvater erbitten, der sich mit mir erklärte: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. — — — Ach, meine Brüder! wenn das nicht unsere Entschließung wird, so scheiden wir heute für ewig von einander. — — — Das wird aber doch schmerzen, ewig nicht sich wieder sehen!" — —

„Nun mit dieser letzten Ermahnung lege ich denn meinen Hirtenstab feierlich nieder vor euren Augen, und übergebe ihn meinem Herrn Amts=Nachfolger, dem, Wächter zu sein über eure Seelen, nunmehro aufgetragen ist. Ihm müsse es gelingen, was mir unmöglich geblieben! Er müsse da in Freuden ernten, wo ich unter Thränen gesäet. Wer den Herrn fürchtet, der nehme ihn auf als einen Boten des Friedens, der Friede mit Gott durch Christum unter euch zu stiften hat. Dessen Segen müsse im ersten Jahr reichlicher, als der meinige nach viel verwendeter Mühe werden!"

„Wehre, ewige Liebe! daß er nie sein Amt unter Seufzen an diesen Seelen verrichten darf. Gieb ihm Worte des Lebens, die Sichern zu wecken — den Todten Stimme der Auferstehung — den Lebendigen Stärke zur Vollendung einzuflösen."

„Auf nun, lasset uns von hinnen gehen! — — Vergönnt mir aber, daß ich noch Einen und den Andern unter euch im Geiste umarmen darf. — Dank, unvergeßlichen Dank euch, ihr Jonathans, euch ihr Nathanaels, deren so manchen mir der Herr hier zugewiesen hat. Euer Name bleibe in meinem Inwendigen unauslöschlich angeschrieben. — Mein Gott gedenke eurer auch im Besten. Ihr habt mich oft erheitert, wenn ich trauerte — ihr habt mit eurer Treue mich erquickt, wenn ich niedergedrückt war. Es werde euch dorthin angerechnet, wo unser Herr so gnädig sagt: das habt ihr mir gethan. Fürwahr! ihr macht mir das Scheiden schwer — denn der Gedanke von nicht mehr Sehen, von seltnerem Sehen, ist in der That ein trauriger Gedanke — — doch, ewig wieder sehen, bringt ja Alles ein. Vergeßt meiner in der Ferne nicht — nicht vor dem Herrn — nicht unter der Zahl eurer Freunde! Vergeßt dessen nicht, der doch so viel an sich hat, daß er Freundschaft unter die größten Glückseligkeiten der Menschen zählt! — — Doch! vergeßt meines Bildes und meiner Gestalt; ich habe eine dringendere Bitte: bleibt, bleibt bei Ihm, auf daß, wenn Er kommt, wir Freudigkeit haben an dem Tage seiner Zukunft."

„Feurigen Dank auch euch, ihr Wohlthäter dieser Kirche, die der Herr während meines Hierseins in der Nähe und in der Ferne nach manchem Gebete erweckte. Ihr seid mir zu lauter lebendigen Zeugen der unermeßlichen Vorsehung meines Gottes geworden; Ihr seid mir rettende Werkzeuge, Mahanaim, Gottes Heere öfters gewesen.“

„Mein Herr, der Becher Wassers nicht unvergolten läßt, schreibe euch dieses zum Segen an. Wahrlich ihr habt, oft wohl euch unbewußt, den Feind der Wahrheit, wenn er bei meinem Sinken rief: Ei da, das sehen wir gern! zu Schanden gemacht. Nehmt von Ihm den Segen zum Gnaden-Lohne, der für mehrere Welten glücklich macht. Ihr Fremdlinge, die ihr aus entfernter Gegend hierher gekommen seid, das Wort des Herrn zu hören: war's denn der Mühe werth, daß ihr einen so mühsamen Weg hieher machtet? Zoget ihr denn jedesmal, wie dort der Kämmerer der Königin Candace, eure Straße wieder fröhlich nach Hause? — — Von euch kann ich keine Früchte fordern, denn ich habe euch nur im Vorbeigehen bearbeiten können. Tausend Freuden aber sollen mir zuwallen, wenn manches Samen-Korn bei euch auf ein gut Land gefallen. — Euer Eifer hat uns oft beschämt — mich selbst, wenn ich matt werden wollte, mehrmals aufgemuntert. — Ich befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade! Behaltet euch in seiner Liebe ꝛc. Jud. V. 21. Ja, Herr Jesu! ich flüchte beim Abschied diese ganze Heerde, Schaafe und Lämmer, Schule und Kirche, in deine Arme, mache aus jeder Seele Bundes-Segen deiner blutenden Erlösungs-Arbeit. Ach laß doch wenigstens keinen derer, die ich getauft — die ich in dem Wort der Wahrheit unterwiesen — denen ich Dein Blut im Abendmahl als Versieglung ihres Bundes mit Dir geweiht — verloren gehen. Ich weiß nicht, ist's Eitelkeit oder ist's Hirten-Liebe, daß mir diese besonders anliegen. — — Lasse an diesen mein Bitten, mein Ermahnen nicht verloren sein! Aller Segen, den ich ihnen verkündigte, müsse auf sie erben, wenn sie in der Treue beharren! Aller Fluch aus deinem Munde müsse sie auf dem Wege

des Verderbens zurückhalten, wenn sie denselben erwählen wollen! Ist ein verlorner Sohn, ist eine verlorne Tochter, ach! so bringe Du sie in meiner Abwesenheit zurück nach des Vaters Haus. Laß der Treue deines Geistes diese Gemeine, laß diese und die eingepfarrten Orte dem Schutze deiner Allmacht empfohlen sein! Sprich, Allgütiger! zum letzten Amen Dein ewig geltend Amen. — Ja, Herr Jesu! Amen!"

Ja man geht, wenn man in der Lebensgeschichte dieses oftmals gar schwer geprüften Mannes ein wenig bekannt ist, ordentlich recht gern und freudig mit ihm fort von Uttenreuth nach Wunsiedel, wo er ohnehin einen Theil seiner Kindheit verlebt hatte, indem damals sein seliger Vater, ehe er nach Frauenaurach kam, eine Predigerstelle in Wunsiedel begleitete (man vergl. S. 99.). Man lies't auch mit Theilnahme seinen ersten Brief von dorther an Kießling, den wir auch hier beifügen wollen:

„Wunsiedel am 25. Junius 1779."

„Mein theuerster Bruder!"

„Schon vierzehn Tage bin ich hier, ohne noch an Sie geschrieben zu haben. Meinen Sie aber nicht, daß ich darum auch so wenig an Sie gedacht. Wahr, es liegen sehr viele Berge und Thäler nun zwischen uns, meinem Geiste aber wird es doch leicht, bei Ihnen zu sein. Ich schaffe mir im Augenblick das Bild, das Wesen, die Person, die Reden meiner Freunde; so bin ich unter ihnen, und gehe dann recht aufgeheitert an meinen Beruf. — Ist es nicht unaussprechliche Wohlthat um dies Fünkchen Allgegenwart, das wir sonst Einbildungskraft nennen? — Genug, dem Geiste nach sind wir gar nicht getrennt. Meine Feder kann Ihnen nun auch eben dasselbe sagen, was ich Ihnen vorschwatzen würde, wenn wir in dem Uttenreuther Gärtchen säßen."

„Unter dem Macht-Schutz Gottes habe ich die Reise hieher binnen zwei Tagen vollkommen glücklich gemacht. Ich ward unter allen nur möglichen Feierlichkeiten nebst den Meinigen aufgenommen, und traf schon eine halbe Tagreise von

hier eine ansehnliche Deputation des Stadtmagistrats, und so von Stunde zu Stunde dermaßen viele angesehene Personen zu meiner Bewillkommnung an, daß ich selbst nicht weiß, mit wie viel Chaisen ich endlich meine gegenwärtige Wohnung erreicht. Wie demüthigend für mich, da ich an ein paar taúsend Menschen, durch die ich fahren mußte, nichts, nichts, als unzählige Pflichten vor mir gesehen. Ein solches Dürsten nach Kraft aus der Höhe habe ich noch nie in meinem Leben gefühlt, und von außen mit lauter Ceremoniel umsetzt! — Ein Auftritt überwältigte Alles, was von Zurückhaltung noch in mir übrig gewesen. Etliche tausend Schritte vor dem hiesigen Thor traf ich gegen sechshundert Kinder, beide Schulen mit ihren Lehrern, an. Nun ward mir zu enge im Wagen, ich mußte heraus, wollte reden, — binnen ein paar Minuten floßen wir in lauter Thränen zusammen. Wie besonders, daß doch auch der Unmündige die Sprache des Herzens unter jeder Himmelsgegend, in der ersten Minute versteht!"

„O mein Theuerster! hier liegt Last auf meiner Seele, von Bergen gleichendem Gewicht. Nur ein Fünfhundert Kinder, in der Stadt und auf dem Filial; noch an sechshundert auf dem Land, unter zwölf Winterschulmeister vertheilt, dann noch zwanzig Schulen in der Diöces, und meine kleine Kraft dazu. — Helfen Sie mir beten!"

„Am ersten Sonntag nach Trinitatis habe ich meine Antrittspredigt gethan. Eine Kirche, fast wie die Erlanger, war mit Menschen ausgestopft. Vor einer so großen Menge bin ich nie mit dem Zeugniß Jesu aufgetreten. Mir däuchte unter der Schwüle und der dumpfigen Luft kaum mich selbst zu hören. Doch nahm ich bald an den Augen Bewegungen wahr. Mein Text war aus 1 Thessal. 3, 11. 12. 13. entlehnt — und meine Wünsche, demselben gemäß, sind für das erstemal nicht ohne Segen geblieben. Mein gegenwärtiger Posten ist mit ungemein vielen Geschäften verbunden. Die Zeit über, wo ich hier bin, haben sich nur vier oder fünf Prozesse und eben so viele Ehescheidungssachen vorgefunden — der ewigen

Bau= und anderer Sachen nicht zu gedenken. Der Tag geht unter dem nie aufhörenden Anlauf dahin; und kaum kommt man vor Abend zu sich selbst. Doch ist bei aller dieser Mühe wenig oder nichts für das Reich Christi gethan. Hoffentlich aber wird es hierin etwas ruhiger werden, wenn das erste Geräusch von Besuchen nur einmal vorüber ist. Ich halte es für Christenpflicht, auch dieses Stück vom Joch des eitlen Wesens mit einer heitern Seele zu tragen. Es soll unserem Herrn nicht zur Schmach nachgesagt werden, daß seine Leute etwas Misanthropisches haben. — Wie viel aber gehört nicht dazu, sein Vorbild unter den Herodianern, sein gelassenes Vorbild in des Pharisäers Hause, immer vor Augen zu haben."

„Unfehlbar sehen sie auch Nachrichten von der hiesigen Verfassung entgegen. Hier ist so viel, als mir die Zeit zu entwerfen erlaubt: Menschen und Gegend sind gar nicht so rauh als man sie anderwärts beschreibt. Die sehr wohl gebaute Stadt liegt in dem anmuthigsten Thal. Der Fleiß der Einwohner hat jede Handbreit Erde baubar gemacht. So stoßen in der That fürstliche Gärten, segensvolle Hügel und die furchtbarsten Gebirge sehr nahe an einander. An Luft und Klima kann ich keinen erheblichen Unterschied spüren. Nichts hat mich so sehr eingenommen als die Fertigkeit im Reden, nach welcher sich auch der gemeine Mann in einer, obwohl sehr rauhen Mundart, doch mit dem beredtesten Anstand auszudrücken vermag. Sie wissen ihre Dienstfertigkeit, ihre Achtung, ihre Liebe so dringend wortreich an den Tag zu legen, daß es vergnügt. Ich habe durchgehends eine Art von Milde des Herzens bemerkt, welche zu jeder Art edler Thränen, ganz ohne Mühe aufgelegt ist. Bei Vermögen, beim Ueberfluß, bei den sehr starken Getränken, fehlt es denn auch nicht an den gewöhnlichen Sünden. Von redlichen Seelen hat sich mir außer einem Schulmeister und dessen Frau noch Niemand entdeckt. Dieser ward durch meinen seligen Herrn Vater erweckt, und hat sich bis jetzt, ohne das vorgesteckte Kleinod aus den Augen zu lassen, durch die Wüste geschlagen. Da er ein Schulmeister ist, so war mir,

als hätte ich ein großes Kleinod gefunden. Der eingezogenen Kundschaft nach ist bei manchen der Uebrigen mehr Name als That. Sie wurden so zur Anhänglichkeit gegen die sogenannte Gemeinde angeführt, daß mir scheint, es werde in derselben mehr von dem Thätigen des Christenthums gesucht, als wirklich in derselben liegt. Meine Erinnerung, statt der Schriften des Herrn Grafen von Zinzendorf, lieber die unschätzbare Bibel zu lesen, mochte daher nicht zum Besten gefallen. Doch bringt mich Niemand von dem Grundsatz ab, daß sie es allein ist, die von Ihm zeuget. Längst würde ich mich näher nach ihnen erkundiget haben. Aber, denken Sie! da, wo ich mir vornahm das Werk des Herrn mit der rechten Thätigkeit zu treiben, da wo es die Klugheit forderte, die ersten Eindrücke zu nützen, da wo die Erwartung am regsten gewesen, siehe, da wurde ich krank. Seit 8 Tagen nöthigen mich meine alten Zufälle, die Stube zu hüten. Mein gnadenvoller Herr findet auch hier gut, mit mir es nach seiner alten Weise zu halten und mich in Geduld und Glauben zu üben. Sein Name sei auch dafür gepriesen! Wollte Er, daß ich predigen soll: so würde es mir von ihm nicht gegeben unpaß zu sein u. s. w.

J. F. E."

Seine Wirksamkeit in Wunsiedel, so kurze Zeit ihr gegeben wurde, war mit augenfälligen Früchten bezeichnet. Auch dieser treue Knecht sollte noch auf Erden jene Freude schmecken, welche das Gelingen eines jeden guten Werkes giebt.

Ich wollte wohl, der Umfang dieses kleinen Buches gestattete es, etwas Ausführliches über das gesegnete Wirken meines lieben seligen Esper an Kirchen und Schulen in Wunsiedel zu sagen. Noch jetzt gedeiht da manches einzelne Saamenkorn und hat seitdem Früchte für die Ewigkeit getragen; manches Saamenkorn, das der edle Mann in Glauben und Hoffen ausgestreut. Seine Antrittspredigt liegt vor mir, ich habe sie oft und immer mit inniger Rührung gelesen. Sie klingt noch jetzt (1824) in manchem Herzen, das unter ergrautem Haupte schlägt, lebendig und segensreich nach. Ich kenne ehrwürdige Greise

(damals junge Männer oder Jünglinge), denen noch jetzt Thränen der Liebe und des Dankes in die Augen treten, wenn ich sie nur von dem lieben Esper erzählen lasse, ja wenn ich seiner nur erwähne. Dort scheint das Wort des theuern Mannes nicht auf den Weg gefallen, sondern mit reichem Segen begleitet gewesen zu sein. Ja die Stelle in dem herrlichen Gebet, das er vor seiner Antrittspredigt in Wunsiedel gehalten, wurde hier in vollem Maaße erhört, die Stelle:

„Gott! mein Vater! ich habe Menschentage von Dir nie begehrt — das weißt Du! — aber daß Israel lebe und selig werde. — O Dreieiniger! siehe da den einzigen meiner Wünsche zu Dir! — — Du errichtest heute den Bund mit deinem Knecht: Wo du dich zu mir hältst, so will ich mich zu dir halten. Wo du den Frommen lehrest sich sondern von dem Bösen, so sollst du mein Bote sein. Nun, Herr! Alles, was Du antworten wirst, das will ich ihnen anzeigen, aber ich vermag nichts aus mir selbst! — Sei Du mächtig in mir Schwachem! Allgütiger, richte Du meinen Weg zu Ihnen — und schaffe mir Eingang in jede Seele, die Du auf meine Seele gebunden hast. Laß mich ihnen allen mit unermüdendem Eifer sagen, wie Du willst, daß ihnen allen geholfen sei! Nie komme dieses Wort ohne ewig bleibenden Segen zurück! — Es wecke die Sicheren auf, es bewege die Deinen, daß sie immer völliger werden unter einander in der Liebe zu Dir. — Laß es uns gelingen, daß wir unsträflich erfunden werden vor Dir, auf den Tag der Zukunft Jesu Christi sammt allen Heiligen! Amen."

Hier in Wunsiedel erlebte er es sogar (was übrigens viele Prediger des Wortes erfahren), daß selbst solche von seinen Predigten, auf welche er selbst am wenigsten Werth gelegt, eine gar große Wirkung thaten. Er schreibt über einen solchen Fall an Kießling:

„Ich weiß nicht, was an dieser Predigt ist. Sie mußte wegen anderer Umstände äußerst kurz abgefaßt werden. Mir däuchte nicht, daß sie sonderlich ans Herz gehe. Doch hat sie erstaunende Bewegungen gemacht und viele tausend Thränen

erregt. Viele sagen mir noch, sie habe ihr ganzes Herz ergriffen. — Nun so sei sie denn Ihnen und unsers Freundes Urtheil übergeben. Ich will das Saamenkorn, das mir ganz unkräftig scheint und das sich doch als fruchtbar erwiesen, nicht vergraben. Es geht mir öfters auf die nämliche Art. Ich begreife nicht, was das ist und warum mein Urtheil dermaßen trügt. Vielleicht wird es meinen Freunden als erfahrnen Christen klar."

Endlich möge noch hier der letzte Brief an den seligen Kießling, der sich vorgefunden, stehen, da er zugleich ein letzter, reichlich in Erfüllung gegangener Segen jenes Helden in Israel über unsern lieben Tobias ist.

„Unter dem Machtschutz des Fürsten der Könige auf Erden zur Rechten der Kraft, haben Sie die gegenwärtige Meile unsers Laufes zum Ziel, wie ich hoffe, auch gesund, wohl in Ihm mit Glaubensmuth und unerschrocken angetreten. Gestärkt durch Sein Erbarmen, ist denn auch von mir meine mir zugewogene Last auf die Schultern genommen. Wenn ich sie hinwerfe auf Ihn, drückt und beschwert sie mich nicht; warum werfen wir sie denn nicht stündlich auf Ihn, so drückte sie uns nie. Ach mein Bester! mir ist nie so, als an dem heurigen Neujahrs-Morgen gewesen, da die erste Dämmerung des neuen Lichtes nach der hingestorbenen letzten Nacht des alten Jahres hinter unsern Bergen vor, durch den Lampenschimmer, in mein aufwärts schauend Auge fiel, und mit unserem schweren Kirchengeläute mir meine schweren Pflichten wie durch Donnerstimmen vorgetönt wurden. Es wurde mir eng, sehr eng ums Herz, und naß ums Auge, bis ich mich wieder besann: daß doch Er selbst, der Allmächtige, Josephs Schaden und Zions Brüche nicht zu heilen vermocht, und der ohnmächtige, der unnütze Knecht doch auch zu den Knechten gehört, wenn er nur im ganzen Ernste will, ob er gleich, nach allen möglichen Versuchungen und Anstrengungen, doch nicht kann. O ziehen Sie so Ihren Pilgerweg mit einem recht fröhlichen und heiterem Herzen, in dem angetretenen Jahr und durch eine große Reihe der folgen-

den mit Ihrem ganzen lieben Hause, und vollenden Sie ihn in Simeons Glauben und Simeons Jahren. Behalten Sie mich lieb, bis zum unzertrennten Beisammensein im besseren Leben!"

Ja, du lieber Esper! manche Leute, schwach und arm und nicht werth deine Schuhriemen aufzulösen, haben dich lieb wie einen lieben Vater, und fühlen eine solche Verwandtschaft, ein solches Zutrauen zu dir, wie Kinder zu einem Vater. Väter haben auch oft Kinder, die ihnen an Kraft sehr unähnlich sind, o möchtest Du doch auch die lieben und eine Verwandtschaft zu denen fühlen, die dich so lieben!

27. Kießling als Mitstifter der sogenannten deutschen Gesellschaft.

Gleich im Anfang, wo sich unser seliger Kießling für die Gemeinden in Oesterreich bei auswärtigen Freunden verwendete, kam er mit sehr theuren, lieben, ernstgesinnten Menschen in allen Gegenden von Deutschland in Briefwechsel und Bekanntschaft. Ich habe mehrere der Briefe aus jener Zeit gelesen. Die Wittwe von Prettlack zu Homburg bei Frankfurt a. M., wird nun wohl längst nicht mehr am Leben sein, sonst sagte ich es nicht, daß mir und Andern die Briefe dieser theuern Frau sehr zum Segen und zur Freude gewesen sind. Der Lohn dieser Wittwe für das, was sie an den Oesterreichischen Gemeinden gethan hat, wird einst groß sein!

Es ist noch sonst manche treue Hand unter Denen die damals reich ausgestreut haben auf den Tag der Ernte, und schöne Briefe geschrieben an meinen lieben Kießling, die etwa einem Lebenden angehören könnte. Ich will sie nicht verrathen, damit die Linke nicht erfahre, was die Rechte gethan. Gott kennt sie, und wird Alles zu lohnen wissen.

Namentlich bildete sich damals in der Mitte der christlich-ernsten Menschen, welche unser seliger Kießling zur Unterstützung seiner armen Oesterreicher aufforderte, ein Verein zur Beförderung christlicher Bildung und Gesinnung: die sogenannte deutsche Gesellschaft, die nachmals in Basel ihren Haupt-

sitz aufschlug, welche die trefflichen Basler Sammlungen herausgiebt und aus welcher auch (wie ein kräftig hoher Stamm aus einer tief verborgenen gesunden Wurzel) die Missionsgesellschaft, die jetzt ihre Blätter „zur Gesundheit der Heiden" über alle Welt verbreitet, hervorging. Daß unser seliger Tobias an der Entstehung dieser so reich gesegneten „deutschen Gesellschaft" einen ganz besondern Antheil hatte, wissen alle seine Freunde und die Mitglieder jener ehrwürdigen Gesellschaft gar wohl. Aber mancher meiner Leser weiß es vielleicht nicht und dem sei es hiermit gesagt und ihm zugleich die Basler Sammlungen und das Missions-Magazin, so wie die Theilnahme an der Unterstützung der Basler Missions-Gesellschaft angelegentlichst empfohlen.

Die monatlichen Zusammenkünfte der deutschen Gesellschaft, so wie die der Missions-Freunde, wurden seit vielen Jahren immer im Hause unsers seligen Tobias gehalten, und noch in den letzten Tagen seines Lebens freute er sich jedesmal ganz besonders auf diese Stunde, wo er von dem Fortgang des sichtbaren Aufbaues am theuren, lieben Gottesreich auf Erden, die neuesten Nachrichten erfuhr. Freilich baut sich das meist im Verborgenen und Unsichtbaren auf; aber der liebe Gott läßt auch schon jetzt seinen armen Freunden so viel davon sichtbar werden, als zur Stärkung ihres Glaubens und zu ihrer großen Freude hinreicht.

28. Lavaters Zuspruch in Nürnberg.

Unser lieber Lavater hat auch im Jahr 1793, wo er nach Copenhagen reiste, die Nürnberger Pietisten, und unter ihnen am meisten unsern seligen Tobias Kießling kennen lernen. Es hatte ihm nicht so ganz unter jenen gefallen. Und das darf dich, lieber Leser, von dem guten Lavater gar nicht wundern. Dieser war bekanntlich ein gar freier (nach Joh. 8, V. 36.) heiterer Mann, der von seinem Glauben mehr Werk als Worte machte. Die Uniform der Pietisten hatte er nie getragen; sie war ihm ungewohnt und fremd, und

in der That, ihm würde sie auch nicht wohl gepaßt haben. Auch mochte er wohl die Erfahrung gemacht haben, daß gar häufig bei denen, welche jene Uniform tragen, zu viel Worte und zu wenig lebendige That da sei, und das war nicht in seiner Art (nach 1 Cor. 4, V. 20.). Ueberdieß kann es Einem auf so einer Reise, die schnell an Allem vorbeistreift, und überall, auch mit dem redlichsten, besten Willen, besonders aber bei einem Aufenthalt von blos etlichen Stunden nur an der Haupt- und Post-Straße der Wahrnehmung bleiben kann, gar leicht so ergehen, wie einem Manne, der in einem großen schönen Gebäude Säle und Zimmer voll augenfälliger Kunstwerke betrachten will. Er geht von Saal zu Saal, von Zimmer zu Zimmer, und sieht Gemälde auf Gemälde an. Auf dem Wege durch die Zimmer alle kommt er auch durch die einfache Stube und Kammer des Mannes, der da immer wohnt; da steht ein alter bequemer Lehnstuhl, ein traulicher Tisch und Ofen, nnd die Sonne scheint freundlich herein; es ist aber weder ein Gemälde noch Täfeleien zum Besehen darin. Da geht nun freilich unser Reisender vor der Hand schnell hindurch. Denn wie lieblich und bequem es in diesen Zimmern zu wohnen und zu leben sei, das weiß nur der, welcher Jahre lang hier zwischen ihren Wänden weilte. Der hat es dann freilich erfahren, daß es sich doch in dem traulichen, bequem eingerichteten Stübchen und Kämmerchen nach Morgen hin gemüthlicher weilen läßt, als in den großen kalten Sälen; mögen die Kunstwerke, die man wohl von Zeit zu Zeit gern einmal ansieht, auch noch so schön darin sein.

Es gab aber auch damals unter den Nürnberger sogenannten Pietisten, und zwar selbst unter denen von ihnen, welche nicht bloße Wörter-Leute, sondern christlich gesinnt waren, gar merkwürdige, sonderbare Menschen, die aber der liebe Gott, wenn sie rechtschaffen und treu waren, doch alle lieb hatte, trotz ihrer Sonderbarkeiten. Da war unter andern einer darunter (Lavater sahe ihn auch), der hatte sich in den Kopf gesetzt, da oben im Himmel wäre die Sprache der Seligen — die he-

bräische. Und damit es ihm, wenn er durch Gottes Güte da hinaufkäme, gleich ein wenig leichter werden möchte, an der Conversation des Himmels mit Theil zu nehmen, lernte er noch mit grauem Haar hebräisch.

Nun, lieber Leser! wenn du diesen Mann, den ich da meine, selbst gekannt hättest, so wie ihn andere Leute kannten, als einen redlichen Nathanael voll Demuth und kräftiger Liebe; du hättest ihn doch herzlich lieb gehabt und geehrt, ungeachtet jener Sonderbarkeit, — wie vielmehr wird ihn erst unser lieber Herr lieb gehabt haben, der das Lieben der Menschen, auch der sonderbarsten, besser versteht und kann, als ich und du; und dem wir auch das Richteramt über Lebendige und Todte allein überlassen wollen!

29. Kießling als Politikus.

Ich bin lange Zeit hindurch mit mir selbst uneins gewesen, ob ichs meinem lieben Johann Tobias, dem sie freilich jetzt nichts mehr darüber anhaben können, öffentlich nachsagen solle, daß er ein so großer Politikus gewesen; besonders in unsern Tagen, wo das ein gar gefährlicher Titel für jeden ehrlichen Mann ist. Ohnehin hat man es hie und da den Mystikern und Pietisten, welche Namen heut zu Tage, wie ein großes Netz voller fauler und gesunder Fische, nicht blos allerhand Schwärmer und frömmelnde Wortmacher, sondern auch die wahren und treuen Christen umfassen, Schuld gegeben, daß sie sich in böse politische Händel und Umtriebe einzulassen pflegten.

Lieber Jüngling! wenn und wo du hörst, daß man so etwas einem Menschen nachsagt, von welchem du die Ueberzeugung hast, er sei ein wahrer Christ, da glaube entweder, daß dich deine bisherige Meinung von ihm betrogen habe und daß bei diesem Menschen das Christenthum vorerst nur auf die Zunge und noch nicht ins Herz gekommen, oder daß das Lüge sei, was ihm die Leute nachreden. Denn ein wahrer Christ, der nicht ein selbstgemachtes, nur im Munde dem wahren gleichlautendes, sondern jenes ordentliche und einfältige Christenthum

im Herzen trägt, das Jesus Christus in die Welt gebracht hat, der kann kein Politikus im Sinne der Welt, kein Rebell gegen Gottes Ordnung (Röm. 13, V. 1.), kein solcher sein, der vorwitzige Dinge treibt, und, weil er an einem, heutiges Tages hin und wieder unter unsern jungen Leuten grassirenden Fieber, das 2 Tim. 3, V. 1 — 5. beschrieben ist, leidet, aus Hochmuth, oder was häufiger gewesen, aus kindischem Unverstand, Gottes Rath und Vorsicht über die Völker zu Schanden machen, und seinen eigenen Rath, seine eigene Vorsicht an die Stelle jener setzen will.

Und doch habe ich gesagt, der Johann Tobias Kießling sei ein großer Politikus gewesen? — Ja, ein recht großer. — Er erkannte meistens mit seinen feinen schwarzen Augen bei dem, was geschah, groß oder klein, den Zusammenhang bis hinan in das oberste und geheimste Kabinet, aus dem Alles hervorgeht, was hier auf Erden geschieht. Ja, er that oftmals, so gut dies ein gemeiner Reichsbürger kann, recht gesunde und treffende Blicke in die geheime Politik, in die ewig-herrlichen Rathschlüsse und Pläne jenes obersten, unsichtbaren Ministeriums, an dessen Spitze der ewige, allmächtige Fürst aller Könige auf Erden selbst stehet; Blicke, deren Richtigkeit die Zukunft gezeigt hat.

Als im Jahr 1796 unsere alte gute Reichsstadt Nürnberg von fremden Truppen besetzt wurde, und es nun aus sein sollte mit der alten reichsstädtischen Verfassung und allen ihren sogenannten Freiheiten, betrübte das Viele sehr. Auch unsern seligen Johann Tobias betrübte es innig, und eben so seinen Bruder Justus Kießling, der einen großen Theil seines Vermögens dem Versuch aufopferte: die alte Verfassung durch seine Reise und seine langen Unterhandlungen in Paris zu retten, und deshalb bei uns immer noch unter dem Namen des Pariser Kießling bekannt ist. Aber unser Johann Tobias schrieb doch gleich damals in ein Büchlein, wo hinein er manche Betrachtungen der Art aufzeichnete, Aeußerungen und ein Gebet, woraus hervorgeht, daß es ihm zunächst von ganzem Herzen nicht sowohl um die alte Verfassung des sichtbaren römischen,

sondern um die alte Verfassung des unsichtbaren Gottesreiches und ihre Aufrechthaltung und Vermehrung zu thun sei. Um diese betet er mit feurigem Ernste, und überläßt es dann dem Herrn der Herren, er mag zu dieser Vermehrung Mittel wählen, wie sie Ihm gefallen, und an unsern Thoren einen doppelten Adler oder einen einfachen, oder auch einen Löwen hinmalen lassen.

Wir haben auch schon S. **123.** gesehen, wie und als was er die französischen Heere, die ihm freilich selbst ziemlich ungelegen kamen, angesehen wissen wollte. Und so dachte er in allen solchen Sachen: Herr, Dein Wille geschehe! und nahm auch in alle dem, was die äußere, sichtbare, gute Gottesordnung in der Welt (nach Röm. **13**, V. **21.**) betrifft, das sanfte Joch des Gehorsams auf sich.

Ich und mein Vetter, der noch etwas bequemer und dabei redseliger ist als ich, und der ein sehr mitleidiges Herz hat mit allen Menschen und christlichen Völkern, waren auch einmal sehr in's Politisiren hineingerathen und hätten damals, wenn er's hätte von uns annehmen wollen, dem lieben Gott gern einen guten Rath gegeben, wie Er es mit diesen und jenen Welthändeln machen sollte. Denn uns ging damals zum Theil Alles ganz anders zu, als wir's uns gedacht hatten, und das, was nach unserer Meinung recht ging, ging doch wenigstens viel zu langsam. Da lasen wir in einem Calender die freilich nicht gänzlich neue, aber immer lehrreiche Geschichte von dem weisen Beschluß, den einmal der Magistrat einer kleinen Württembergischen Reichsstadt bei anhaltendem dürren Wetter nach langem Hin- und Herrathen gefaßt, nämlich „vorerst noch acht Tage zuzusehen und dann die Sache gehen zu lassen, wie sie gehen wolle."

Seitdem haben wir's denn auch so gemacht. Wir sehen dem lieben Gott, der doch noch niemals in seinem Regimente was versehen, und der es mit uns Menschen immer gut meint, erst mit festem, kindlichem Vertrauen zu und dann sagen wir: Lieber Gott! Dein Wille geschehe!

---

30. Der Prediger aus dem Sarge.

Das ist der selige Johann Gottfried Schöner, mein lieber geistlicher Vater und theurer Freund.

Zu St. Annaberg im sächsischen Erzgebirge ist es einmal geschehen, daß ein Pfarrer Einem eine Begräbnißrede hielt, der mehrere Jahre vorher gestorben war, ehe der Prediger geboren worden. Denn der Mann, der begraben wurde, war ein Bergmann, der vor vielen Jahren in einem Bergschacht, dem häufige kiesige Gruben-Wasser zusetzten, verunglückte und dessen Leichnam erst jetzt zu Tage gefördert wurde. Aber hier in Nürnberg ist es am 18. Juli 1818 geschehen, daß ein neun und sechszigjähriger Greis, den man im Sarge nach St. Johannis hinausgetragen, ehe nun sein lieber Staub in's Grab gesenkt worden, sich noch selbst die Leichenrede gehalten.

Er hatte nämlich, um noch ein recht eindringendes Wort in das Herz seiner lieben Zuhörer und Beichtkinder zu reden, lange vorher ehe er starb, seine Leichenrede, die einer seiner Amtsbrüder dann ablesen sollte, aufgesetzt, und der Inhalt war:

„Die Vergebung der Sünden die erste und unentbehrlichste Trostquelle" und der Leichentext: „Gedenke, Herr, an deine Barmherzigkeit und an deine Güte, die von der Welt her gewesen ist. Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Uebertretung; gedenke aber meiner nach deiner Barmherzigkeit, um deiner Güte willen." Ps. 25, V. 6—7.

O lieber Leser! gebe uns Gott auch, daß wir diese erste und unentbehrlichste Trostquelle, „die," wie der selige Schöner sagt, „jetzt an meinem Sarge, dem Sarge eines der gewesenen allergeringsten Knechte Gottes, zu einem tiefen Eindruck und einer bleibenden Frucht, durch seinen Beistand beschrieben werden soll," nämlich die rechte Vergebung der Sünden, aus eigner lebendiger Erfahrung kennen lernen.

Zum Ende seiner selbst gemachten Leichenrede sagt er:

„Gott, mein Heiland, du ewiger unaussprechlicher Erbarmer! thue zu so unendlichen Gnadenerweisungen, die ich von Jugend auf erfahren habe, auch noch diese, daß du meine letz-

ten Vermahnungen deines Segens würdigest. Vergieb mir alle meine Sünden, die ich in dieser Stadt begangen habe. Kehre durch deine weise Regierung zum Besten, was ich damit verderbt — ersetze, was ich Gutes versäumt — baue wieder auf, was ich durch Aergerniß niedergerissen — segne, was ich in meiner Schwachheit, ach leider! nicht mit der schuldigen Treue im Kleinen, Gutes gewirkt habe. Erbarme dich über Hohe und Niedrige! Vergilt meinen Wohlthätern und sämmtlichen schätzbaren Beichtkindern alle Liebe tausendmal! Gedenke aller Einwohner Nürnbergs nach deiner Barmherzigkeit und Güte, die von der Welt her gewesen ist. Breite unter ihnen dein Reich aus! Vermehre deine Bekenner! Laß mich einst Viele, rein durch Jesu Blut und gerecht, im Himmel finden! Was ich so oft vor den Altären gesungen habe, sei mein Abschiedsgebet und mein Segen, den ich auf diese Stadt lege, den du gewähren wollest: Der Herr sei mit euch Allen! Amen!"

Der Anfang seiner auch von ihm selbst, damit sie an seinem Sarge auf dem Gottesacker abgelesen werden sollte, aufgesetzten Lebensbeschreibung heißt so:

„Du hast mich wunderbar bereitet,
Mit großer Langmuth mich geleitet,
Dieß Gott und Vater dank ich dir!"

„An der Lebensgeschichte eines armen Sünders kann unmöglich etwas Anderes im eigentlichsten Verstande merkwürdig sein, als Gottes Barmherzigkeit und Treue, die ihm mannigfaltig und wider alle Erwartung widerfährt, sammt der wunderbaren Verbindung von Schicksalen und Wegen, auf welchen er ihn zu seinem Heil leitet, worin nachher allerlei Lehre, Trost oder Warnung auch für Andere liegt. Und wenn denn ja die Gnade, welche sich seiner väterlich annahm, nicht ganz vergeblich an ihm arbeitete, sondern ein Etwas aus ihm machte, nämlich einen geretteten Sünder, der im Glauben lebte, in der Liebe wirkte und in der Hoffnung hier schon selig war; so besteht darin freilich die höchste Ehre und das stolzeste Glück aus dem Leben eines Menschen — gerade der erfreulichste und

rührendste Theil seiner Geschichte; aber der eigentliche Ruhm fällt doch immer wieder auf die Gnade zurück, welche dies unter tausend Schwierigkeiten, auf tausend preiswürdigen Gängen, mit unglaublicher Mühe zu Stande gebracht hat. Blos zu ihrer Verherrlichung will ich meine Lebensgeschichte erzählen und meine Schicksale nur in demjenigen Zusammenhang aufstellen, wo das am meisten im Licht erscheint, was sie an mir gethan hat, um mich zu gewinnen. Was in den bekannten Lebensbeschreibungen der Nürnbergischen Herren Geistlichen von mir bereits gedruckt steht, darf ich hier ganz kurz berühren. Sollte Jemand die offene Erzählung von dem wahren Zustand meines Herzens, meine Mängel und Verderben nicht ausgenommen, weil sie mit zum Ganzen gehörten, unrecht auslegen; was schadets? wenn ich nur aufrichtig handle und statt des übertriebenen Menschenlobes, womit man die Gottesäcker so oft entweihet, Gott gepriesen wird. Wer unter den Zuhörern ohne Sünde ist, mag meinetwegen den ersten Stein auf meinen Sarg werfen."

Nun ist also der liebe, sanfte, theure Schöner auch todt und auch nicht einmal 70 Jahre alt geworden. Das thut mir nicht blos um meines seligen Tobias willen, dessen innigster Herzensfreund der selige Schöner war, herzlich leid, sondern auch um meinetwillen und um tausend Andrer willen, die den seligen Schöner in Nürnberg lieb hatten. Ich habe seitdem keinen so lieben, sanften Vater in Christo wieder gefunden wie der war; und wenn das anginge, ich wollte die Jahre, die ich etwa noch zu leben habe, gern an ein so reiches, liebes Leben hinansetzen, wenn ichs damit noch aufhalten könnte.

Der selige Schöner hatte sich, so wie unser Tobias, die Liebe zu seinem Hauptfach gewählt, und war schon von Natur weich, mild und sanft, und die Gnade hatte nachher, zur rechten Ausbildung dieser Anlage, noch die Hauptsache hinzugethan. Es war nun einmal einer von denen, welchen das Segnen im Namen des Herrn, das Herbeilocken der Verirrten, Verlassenen, vom Wege Abgekommenen, ein tägliches Hauptgeschäft ist: einer von jenen genauen Haushältern, wel-

chen keine Seele, auch nicht die kränkste und verachtetste in Israel zu schlecht ist, daß er nicht hätte nach ihr gehen und versuchen sollen, sie heimzuholen.

O lieber Vater, du fehlst mir sehr, und ich wäre lieber bei dir, als da, wo ich nun bin. Gebe mir doch Gott auch noch einmal in meinem Leben einen solchen liebenden, sanften Vater wieder, wie du mir warst!

31. Die sechste Trübsal.

Der Leser weiß schon von Seite 75, wie der selige Esper in dem schönen Spruche der heiligen Schrift: „Aus sechs Trübsalen will Er dich erlösen und in der siebenten wird dich kein Uebel rühren," den Ausdruck „siebente Trübsal" auf jene letzte Noth hindeutete, wo der König des Schreckens, d. h. der Tod, in seiner grausenhaften Gestalt vor uns hintritt und wo nun der etwa noch am Leben hängende Mensch erfährt, daß, wie ein altes Lied sagt:

Kein Rath, kein' Arzenei,
Kein Heulen, kein Geschrei,
Kein Bruder ihn kann machen frei.

Auch in dieser siebenten und letzten Trübsal hält sich der Christenglaube an jene starke liebe Hand, welche dem Tode die Macht genommen, und siehe: diese führt ihn freundlich tröstend durch das dunkle Todesthor, daß auch da kein Uebel ihn anzurühren vermag.

Wenn wir denn unter der siebenten Trübsal jene letzten Stunden verstehen, worin der Christ vollends durch die Fluthen der Angst und der Schrecken hindurchbricht, zum Leben ohne Aufhören; so könnte man mit der sechsten Trübsal jene heißen Tage, wodurch die Frucht vollends zur Ernte reif wird, jene Leiden bezeichnen, durch welche der Christ endlich dahin gefördert wird, wohin ihn der Herr des Hauses, ehe er ihn hineinnimmt in sein Haus, haben und bringen will. Unser Herr hat es seinen Christen vorausgesagt: In der Welt habt ihr Angst. So lange wir diese Augen und dieses Herz von

Erde haben, können wir ein immer fortwährendes Licht und eine immer fortwährende Freude nicht vertragen, denn beide, Auge und Herz, würden, wenn das so fortginge, faul und schläfrig, und zuletzt gelähmt zu allem Guten. Darum läßt der Herr aus Nacht und Tag und dann wieder Dunkel und wieder Licht den ersten und zweiten, und so alle Tage des Lebens werden, bis endlich, mit dem siebenten, der Sabbathtag der ewig von seliger Freude bewegten Ruhe in Ihm kommt.

Unser lieber Herr hat nun einmal mehr Geduld mit uns, als wir Christen selbst mit einander haben. Denn wir, wenn wir an uns selbst, oder leider noch viel mehr, wenn wir an Anderen Makel und Mängel bemerken, die wohl noch weg müssen, ehe der Hausherr das Gefäß da hinüber brauchen kann, an dem Einen fleischliche Heftigkeit, am Andern Menschenfurcht und schwache Hingebigkeit an Menschen, an dem Dritten öftere Unbedachtsamkeit z. B. beim Reden, — wir, sage ich, möchten in solchem Falle gleich auf der Stelle, gleich noch heute diese Makel weggebrannt und weggebeizt wissen, durch das Feuer des Ernstes Gottes, welches auch die härtesten Herzen schmilzt und die Flecken ausbrennt. Ja wir, wenn wir lieber Gott da droben wären, wir wären bald mit dem Ausbrennen da, und das, was uns Böse scheint, müßte noch heute abgestraft werden, wie wir denn auch, öfters aus menschlich-guter Meinung, viel leichter damit bei der Hand sind, mit dem Stab Wehe auf die irrenden Brüder loszuschlagen, als sie mit dem Stabe Sanft herbeizulocken, und die Schwachen zu weiden auf der grünen Aue und am Wasser des Lebens, wo der Genuß alsbald Kräfte des höheren, besseren Lebens giebt.

Der Geist Gottes, der alle die armen Menschen, welche ihr geistiges Elend fühlen und erkennen, und täglich bei Gott in Christo einzig und allein ihre Hülfe suchen und finden, in seine Pflege und Zucht nimmt, verfährt nicht so mit uns. Er hat Geduld mit uns, mehr als eine Mutter mit dem Säugling, den sie unter ihrem Herzen getragen. Er bestraft uns heute, auch durch äußere Züchtigungen, über diese oder jene Unart

die wir an uns tragen, und lehrt uns dieselbe recht erkennen. Dann läßt er uns oft wieder ruhen in seinen Erquickungen, wie die Mutter den Säugling an ihrer Brust. Hierauf enthüllt er uns von Neuem einen bis dahin noch nicht erkannten Makel, und reiniget uns von ihm, indem er uns durch neue Leiden zu dem Brunnquell des Lebens hintreibt, in welchem allein Vergebung und Heilung ist. Und so wird denn, o du ewige Liebe! durch deine Geduld, die du mit uns trägst, eine Plage des Lebens nach der andern zurückgelegt, und aus Abend und Morgen wird endlich der sechste Tag! Hättest du aber, nach unsrer Menschenweise, die Nacht ohne Wechsel mit dem Licht und die Züchtigungen Deines Ernstes alle auf einmal auf uns fallen lassen, wir hätten das nicht ausgehalten. Du aber willst nicht den Tod des Sünders, sondern daß wir uns bekehren und leben. Darum kömmt so eine Trübsal nach der andern, aber dazwischen kommen immer wieder Stunden des Ausruhens und Erquickens, und durch alle sieben Trübsale führst Du uns auf Adlers Fittigen hindurch!

Unser seliger K i e ß l i n g, welcher im Wohlstand geboren und einen großen Theil seines Lebens hindurch Besitzer eines ansehnlichen Vermögens gewesen war, mußte in den letzten Jahren seines Lebens noch erfahren, was Armuth sei, und er, der, so lange er selbst hatte, so viele Leidende erquickt, Hungernde gespeist, Nackte gekleidet hatte, wurde zuletzt, da er alt und unfähig zum Arbeiten, aber auch nun selbst der Erquickung bedürftig war, scheinbar aller Mittel dazu beraubt, aber nun auch ganz und reichlich aus seines Gottes Hand gespeist, erquickt, gekleidet, ja reichlicher als er es jemals an sich selbst gewendet hatte.

Freilich that das anfangs recht wehe, als der liebe Mann, der sein Vertrauen zwar nie auf Geld und Gut gesetzt, aber gelernt hatte, auch dieses ihm anvertraute Pfund aufs Beste und Gewissenhafteste anzuwenden, auf einmal durch fremde Unglücksfälle, welche großentheils der damalige Krieg herbeigeführt hatte, besonders aber durch eine plötzliche Veränderung, welche

in dem Werth des Papiergeldes in einem benachbarten Staate, wohin unser Seliger seinen meisten Handel trieb, vorgegangen, so ganz verarmte. Ein Kaufmann, der so denkt und fühlt wie unser Seliger, betrauert in solchem Falle nicht sich selbst am meisten, sondern alle die Handelsfreunde, welche, freilich ohne seine Schuld, bei seinem Unglück mit leiden müssen. Dazu kommt denn das allerdings hier sehr wahre und lobenswerthe Ehrgefühl eines solchen Mannes, dessen Großvater und Vater, so wie er selbst, immer so treu und redlich, schlecht und recht gehandelt hatten, daß durch ihre Schuld nie Jemand um einen Kreutzer gekommen war!

Auch die Freunde in Oesterreich waren wie vom Donner gerührt, und hätten fast, wie sich einer von ihnen hierüber ausdrückt, mit Assaph gestrauchelt, über diese verborgnen Wege Gottes, als sie das Unglück ihres treuen Kießling erfuhren. Er selbst schrieb es ihnen im Frühling 1812:

„Die großen Veränderuugen in Oesterreich und de nkaiserlichen Staaten, haben mich nach und nach um mein ganzes ansehnliches Vermögen gebracht. Ach, das hat schon viel tausend Thränen und die allertiefste Demüthigung gekostet, bis ich von ganzem Herzen bekennen und sagen lernte: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobet. Ihr Lieben! stoßet euch nicht an euern armen Bruder Kießling. Er muß den Leidenskelch völlig gar austrinken, den er schon viele Jahre tropfenweis gekostet hat, und dabei er viel tausendmal geseufzet: Ist's möglich, mein Heiland! so laß diesen gallenbittern Kelch an mir vorübergehen — aber es hat Ihm nicht gefallen, so bin ich still und schweige, und will meinen Mund nicht aufthun; Du Herr! wirst's doch wohl machen. Ach wenn nur der Name des Herrn nicht geschmäht, seine Kinder nicht geärgert und die Welt nicht zum Lästern verleitet werden möchte, ach darum bitte ich ihn alle Tage und Stunden. O Oesterreich, Oesterreich, du hast mir viele geistliche Freuden gemacht, aber ich mußte sie mit meiner Gesundheit und ganzem Vermögen, mit meiner sogenannten Ehre und

gutem Namen, unter vieler Schmach, Verachtung und Undank erkaufen, und doch bin ich noch so von Herzen an mein Oesterreichs Zion attachirt und gefesselt, und wenn ich ihm gleich nicht mehr mit Silberlingen oder Banco=Zetteln dienen kann, so steht ihm Leib und Leben, ja meine letzten Blutstropfen zu Diensten."

In solchen Fällen, wie der war, der bei unserm seligen Tobias eintrat, wissen sich sonst Andere zu helfen; Kießling aber gab treu und redlich daran, Alles was er hatte, damit nur Andere so wenig als möglich bei seinem Unglück leiden möchten. Und so geschah es denn nach einigen Jahren, daß er das Haus seiner Väter nicht mehr sein eigenes nennen konnte; daß die Handlung ganz aufgegeben werden mußte, und nun diese treue Seele die Wahrheit jener Frage Seines Herrn an die Jünger, welche auch nichts Eigenes auf der Welt hatten, und ihre Beantwortung in ihrer ganzen Wahrheit an sich selbst erfahren sollte: Habt ihr jemals Mangel gelitten? — Nein, lieber Herr, niemals.

Denn siehe, der freundliche Mann, der das Kießling'sche Haus unter den Hutern, in welchem unser Tobias geboren und aufgewachsen war, gekauft hatte, bot unserm lieben Seligen freie Wohnung auf Lebenslang in den stillen Zimmern an, welche, nach einer freundlichen Straße auf die andere Seite des Hauses hinausgehen. Und Der, welcher das Schreien der jungen Raben hört, wenn sie in der Morgendämmerung nach Futter ächzen, Der, welcher seinem Knecht am Bache des Elendes selbst durch Raben zutragen ließ Fleisch und Brod, sorgte auch für unsern lieben Tobias am Bache seines Elendes. Er hatte oft von Seiten her, an welche er niemals gedacht, Erquickung und Unterstützung die Fülle. Es war, als sollte der, der sein ganzes mühereiches Leben hindurch gar so wenig an sich selbst und seine eigene Pflege gedacht hatte, noch recht genöthigt werden, die Fülle des Segens aus der Hand seines Herrn anzunehmen, und seine an das Mittheilen so gewöhnte Hand fand von dem, was ihm selbst mitgetheilt worden, immer auch noch etwas übrig, um andern Nothleidenden zu geben.

Ja, Gott vergelte es allen den theuern Menschen in Zeit und Ewigkeit, welche diesen treuen „Bruder unsers Herrn" (nach Matth. 25, V. 35—40.) beherberget, gespeiset, getränket und leiblich und geistig erquickt haben!

Außer dem Verlust seines ganzen Vermögens traf denn unsern Seligen, fast zu gleicher Zeit, auch noch ein anderes Leiden: er verlor seine Gesundheit. Lange ertrug er, ohne daß die Seinigen es gewahr wurden, ein sehr schmerzhaftes Uebel an beiden Füßen, bis er zuletzt nicht mehr gehen konnte, und es sich offenbar machte, wie sehr er der ärztlichen Pflege und des stillen Daheimesitzens bedürftig sei. Nun, das Stillesitzen verstand sich jetzt, bei immer mehr überhand nehmendem Leiden, von selbst, und dauerte auch vier volle Jahre in Einem weg. Und da hat doch dieser liebe Mund nie ein Wort der Klage und der Ungeduld gesprochen, sondern nur Worte der Liebe und des Dankes gegen seinen Gott, der ihn gemacht und immer so wunderbar ernährt und erquickt hat. Und es ist doch schwer, recht schwer für Einen, der gewohnt ist immer so weit zu reisen, und liebe Brüder zu sehen, Kranke und Nothleidende zu erquicken, und selbst die Hütten ihres Elendes zu besuchen, nun auf einmal so zu Hause zu sitzen und nicht mehr viel helfen zu können. „Aber, mein Herz ist bei dir, mein Gott, Du Gott und Helfer Deiner und meiner Freunde. Du wirst ihnen allen helfen, wo ich armer Mensch nun nicht mehr helfen kann, denn ich und sie sind Dein!"

Im Zimmer gab es denn auch noch immer Gelegenheit genug, sich auf „Gottes Wegen" zu ergehen. Da kamen auch Menschen genug, die des lieben Seligen Rath und Trost und Liebe in Anspruch nahmen; und an Kindern fehlte es auch nicht, die sich an dem Anblick und an dem Gespräch des lieben Seligen, ein Heimweh nach Gott und dem ewigen Leben holen wollten, das ihnen das ganze irdische Leben hindurch blieb.

Nach vier Jahren flackerte die nun bald verlöschende Lampe noch einmal auf. Unser lieber Alter fühlte sich wieder so gestärkt, daß er manchmal ohne Führer ausgehen konnte. Sein

erster Gang war in das Haus Seines Herrn gewesen, und im Hause des Herrn sah man unsern lieben Graukopf von da an 2 Jahre lang gar oft. Aber nun, nachdem ihn sein Gott auch aus der sechsten Trübsal errettet, rüstete er sich bald zur siebenten und letzten, in Seiner Nähe so leichten: zur Heimkehr zum lieben Vater!

32. Die größte Lust.

„Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein:" das ist am Ende die größte Lust, die der Christ hat.

Es wird nun bald aus sein mit diesem, wenigstens mir und meinem Bruder sehr lieben Leben meines seligen Tobias. Da sitzt er nun wieder einsam und krank auf seinem Zimmer, und ausgehen kann er die letzte Zeit, die er noch zu leben hat, nicht mehr. Er wohnt da im stillen Hinterhause, in der Wohnung seiner Väter, in einem Zimmer, das nach dem Hof hinausgeht. Bei ihm wohnt die treue, liebe Schwester — Gott vergelte dir, du treues Herz! Alles, was du an dem lieben Seligen gethan hast — und die Tochter der Schwester, die Himmelsjungfrau Lucie, die unser seliger Tobias wie sein eignes Kind liebt. Es kommen nun wenig Leute mehr zu dem einsamen Alten; die aber kommen, das sind meistens nur solche, die den Herrn recht lieb haben und unsern Alten auch. Arbeiten kann der theure Greis nichts mehr, denn wenn er es auch versucht, der achtzigjährige, im Dienste seines Herrn vielgebrauchte Mann, etwa einen Brief zu schreiben nach Oesterreich oder an die Freunde und Wohlthäter im Norden: es will nicht mehr gehen, und der Schwestersohn des Alten, der junge Tobias, den Etliche unter uns auch sehr lieb haben, muß die nöthigsten schreiben.

Da sitzt er nun, der alte Jünger, in seinem Lehnstuhl und denkt den ganzen Tag an seinen lieben Herrn und wünscht bei dem daheim zu sein; und wenn Leute zu ihm kommen, spricht er nur mit ihnen von seinem lieben Herrn. Dabei ist ihm gar innig wohl und froh zu Muthe.

Denn die sechste Trübsal ist nun auch lange vorbei; es ist

schon später Vorabend vor dem großen Sabbath. Ein Vorabend vor dem Sabbath eines solchen Lebens ist nun wohl schön und lieblich. Denn siehe, es ist, als wenn ein Schiff bei stiller Nacht dem gelobten Lande der seligen und süßen Heimath schon ganz nahe gekommen ist, und das Auge sieht und erkennt das Land noch nicht. Die aber wach sind, die hören aus dem lieben seligen Lande schon Stimmen herüberschallen, welche die müden Pilger nach Hause rufen: Stimmen, welche den Fürsten und Herrn dieser ewigen Heimath preisen und besingen; und zugleich duften die Gerüche herüber von allen den Lebensbäumen, die da blühen, und es ist, als fühlte man das Wehen des Kusses der Friedensboten von da drüben schon an seinen Wangen. Ja, die Heimath muß nahe sein: uns ist hier sehr wohl und stille; und siehe, hier sind die Auen, wo uns nimmer hungert noch dürstet, denn Du bist bei uns, näher als Du uns jemals warest, und der Morgen kommt nun bald; dann sehen wir die liebe Heimath und Dich!

Die Boten des Friedens da aus dem seligen Lande kommen erst noch vorher herüber und holen mitten in der Nacht die Himmelsjungfrau Lucie ab. Das hätte unser Seliger wohl nicht gedacht, daß diese seine geistige Tochter eher hinübergehen sollte als er.

Ich rede nicht viel von dir, du liebe Himmelsjungfrau! In deiner Nähe, in deinem Anblick, in deinem Gespräch war Einem immer, als hörte man die Stimmen von da drüben.

Lucie ward krank und starb. Die Freunde weinten sehr; unser seliger Tobias aber war still und lächelte heiter. Gönnt ihr doch, sagte er, die Freude, als Braut unsers Herrn daheim bei Ihm zu sein!

Als nun aber auch die alte fromme 77jährige Wittwe seines seligen Bruders Justus, die Schwester und Freundin seiner Jugend, mit welcher unser Seliger in den letzten Jahren seines Lebens ein und dasselbe Haus bewohnte, von ihm gerufen wurde, da schien es unserm lieben Alten sehr nahe zu gehen. Er sagte an ihrem Sterbebette: „Ach wenn Sie doch noch nicht

von uns gingen!“ und der Abschied der beiden alten Leute ging den Umstehenden durch's Herz.

Der alte Pilgrim hatte von hier an noch zwei Jahre im Lande seiner Fremdlingsschaft zu wallen. Er war nun Tag und Nacht mit seinem Herzen nur bei Ihm!

Was seines Herrn war, das verstand er wohl und davon gingen Herz und Mund noch immer klar und freudig über; was aber der Welt war und äußerliches Menschenschicksal, das verstand er meist gar nicht mehr, oder auf ganz andere Weise, als wir Menschen gewöhnlich es verstehen.

So kam etliche Wochen vor seinem Tode die Nachricht, daß einer seiner liebsten vieljährigen Freunde im nördlichen Deutschland, der auch so ein ernster treuer Kaufmann um die köstliche Perle (nach Matth. 13, V. 45.) war, wie er, sein ganzes großes Vermögen durch mannigfache fremde Unglücksfälle verloren habe. Unser lieber Seliger hörte das wohl mit an, schien es aber gar nicht so wie gewöhnlich zu verstehen, denn gleich darauf rief er, statt einer Aeußerung von Betrübniß oder des Bedauerns, mit freudig aufgehobenen Händen die Worte:

Freude, Freude, über Freude!
Christus wehret allem Leide.
Wonne, Wonne, über Wonne,
Er ist die Genaden-Sonne!

Und dabei, lieber Leser! sah der Alte gerade so aus, als wenn ihn die Sonne eines neuen Lebens schon bestrahlt und das greise Angesicht in ihrer ganzen Majestät schon erleuchtet hätte. Eben so machte er — so sehr war er aus dem bedauernden Ton der Welt herausgekommen — eine gar fröhliche Miene, als ihm am letzten Tage seines Lebens die Nachricht gebracht wurde, sein alter Freund, der Pfarrer Buchrucker in Kleinweisach, sei schon am 18ten Februar voraus und nach Hause zu seinem lieben Herrn gegangen.

Aber unser Seliger hatte nicht blos die Welt außer sich, sondern noch vielmehr sich selbst, den Johann Tobias Kießling, ganz vergessen über Dem, der jetzt in diesem lebte. Dies

zeigte nicht blos sein Benehmen in allen körperlichen Schmerzen, sondern auch in allen solchen Fällen, wo bei Andern die Rede von ihm war. Wenn zuweilen der Eindruck, welchen der Anblick und die Worte dieses greisen Johannes auf manche Herzen machten, etwa äußerlich merklich wurde, so konnte er eine solche Rührung nicht begreifen, wohl aber sagte er manchmal bei solchen Gelegenheiten: „Das ist ja erstaunlich! Lieben und geliebet werden ist der Himmel schon auf Erden; heilig, selig ist die Freundschaft und Gemeinschaft, die wir haben und darinnen uns erlaben.“ Dagegen, was blos seines Herrn war, das verstand, wie gesagt, der alte treue Knecht noch vollkommen. Da war ihm auch sein Gedächtniß noch ganz bewundernswürdig treu, und es zeigte sich recht bei ihm, was das für ein sicherer, fester Schatz sei, das man dem Gedächtniß in früher Kindheit einprägt. Denn wenn ihm in der letzten Zeit einmal die leiblichen Schmerzen sehr zusetzten, so betete er schöne Verse aus Passionsliedern oder rechte Kernsprüche der heiligen Schrift, und das half immer. Wollten ihn zuweilen Andere durch solche Sprüche oder Liederverse trösten und ihr Gedächtniß reichte nicht mehr aus (denn schon wir in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Geborenen sind in unserer Kindheit nicht mehr so reich gemacht worden an Schätzen für das Sterbebett, wie unser Seliger zu seiner Zeit), so half er ihnen ein, oder fuhr da fort, wo seine Freunde stehen geblieben waren.

Ja er verstand noch gar wohl, was seines Herrn war. Darum ließ er auch keine Gelegenheit unbenutzt, die ihm bis zu seinen letzten Tagen sich darbot, Menschenseelen zu Gott zu führen, zu ermahnen und zu stärken in Christo. Zu den lieben Kindern, die ihm, wie wir dies noch erzählen werden, in den letzten Tagen seines Lebens öfters schöne geistliche Lieder vorsangen, zu Rudolph und Allwill sagte er: „Ach wenn ihr erst wüßtet, wie süß sich's beim Heiland ruhet.“ — Ja, ihr lieben theuern Kinder, Rudolph und Allwill, erfahret das, das gebe Gott! im vollen Maße, wie süß es sei, in Ihm ruhen und sein!

Auch ein Brautpaar, das noch in den letzten Tagen seines

Lebens bei ihm war, ermahnte und stärkte der liebe Alte; ein Brautpaar, das mich gar nahe angeht. Denn (ich, Schreiber dieser Lebensgeschichte, will es dem Leser wohl sagen) die Braut ist mein einziges Kind, meine liebe Tochter Selma, und der Bräutigam ist mir auch theuer, wie ein eigener erstgeborner Sohn. Also, der Jüngling und die Jungfrau standen vor dem Greise, und er verstand es noch, als man ihm sagte: die da sind Bräutigam und Braut, und er streckte die segnenden Hände aus und sprach: „Kindlein, bleibet bei Ihm.“ Und da die Braut sich wo anders hingesetzt hatte, fragte er: „wo ist denn die Braut? — Ja, meine lieben Kindlein, bleibet bei Ihm in Zeit und Ewigkeit!“

Und so ermahnte er Alle, die zu ihm kamen, wenn auch mit andern Worten, immer auf dieselbe Weise: Lasset uns Ihn recht von Herzen lieben und bei Ihm bleiben, und die Brüder lieben.

Im letzten halben Jahre seines Lebens hatte der liebe Greis schlagflußartige Zufälle bekommen. Ohne die mindeste Angst, still und fröhlich wie immer, wartete er sie ab und saß dann bald wieder in seinem Lehnstuhl auf. Die Schäden an den Füßen, welche zuletzt brandig wurden, mochten nun auch sehr schmerzhaft werden, doch konnte man das nur errathen, denn unser lieber seliger Greis lebte und ernährte sich jetzt, wie wir schon sahen, in und aus einer andern Welt, und die hiesige, wozu denn auch sein Leib gehörte, ging ihn nicht mehr viel an. Wenn daher manchmal, besonders in den letzten Wochen seines Lebens, durch beengtes Athmen und häufige Vesicatorien, die man zur Erleichterung der Brust anwenden mußte, die Schmerzen etwas groß wurden, da rief er den Arzt an, der nun bald kam und der alle Schmerzen und Kränklichkeiten des Leibes und der Seele geheilt hat, betete (wie schon erwähnt) einige Verse aus Passionsliedern und wurde dann wieder ganz still und froh und heiter.

Von anderm Troste mochte er ohnehin nichts mehr wissen, — und ich und du möchten das am Sterbebette auch nicht.

Denn da ihn einer seiner Verwandten, aus recht guter Meinung, in seinen Leiden damit trösten wollte, daß er ihn an das Gute und alle die Segen erinnerte, die er, wie wir es ja auch wissen, während seines Lebens um sich her verbreitet hatte, wurde er fast unwillig und sagte: Ach schweigen Sie! ich verlange nur Gnade, und wollte Er mit mir zu Gerichte gehen, so könnte ich auf tausend nicht Eins antworten:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd' eingehn.

Eben in diesem letzten leiblichen Leidenshalbjahre seines Lebens erweckte Gott auch noch fromme liebe Menschen: die gingen zu dem alten Kinderfreund mit Kindern, welche schön singen können, und sangen ihm seine Lieblingslieder: Lieder des Lobes seines Herrn und der Liebe zu Ihm und des innigen Vertrauens zu Ihm. Da stimmte der selige Greis immer gar fröhlich und heiter ein, und unter den unschuldigen Kindern, welche Gott loben, war ihm so ganz besonders wohl.

Noch vier Tage vor seinem Tode kamen jene lieben Freunde mit den Kindern auch zu ihm und fragten ihn: ob sie ihm etwas singen sollten? Ach ja, sagte er freundlich; singt mir: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr." Und da sang er laut mit und aus innigem frohen Herzen. Darauf betete ihm einer jener Freunde den Vers:

O Jerusalem, du Schöne,
O wie helle glänzest du,
O wie lieblich Lobgetöne
Hört man da in sanfter Ruh! u. s. w.

Da bat der liebe Greis, sie sollten ihm das ganze Lied: „Alle Menschen müssen sterben", singen. — Dieser Besuch erquickte ihn und stärkte ihn auf denselben ganzen Tag, und man konnte auch hieraus merken: daß unser Seliger schon nicht mehr eigentlich durch leibliche Speise ernährt und erquickt wurde, sondern nur noch durch geistliche. —

Uebrigens mußte auch dieser alte treue Kämpfer, nach dem ihm bestimmten Maße, die Bitterkeiten der siebenten Trübsal schmecken; aber er erfuhr auch zugleich Seine Durchhülfe vollends hinaus aus dem elenden Leben. In einer der letzten Nächte seines Lebens war der theure Greis innig tief bekümmert und rief immer: Ach Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen! — Ach Herr Jesu! rette an mir deines Leidens Ehre. Da war sein Neffe bei ihm, der liebe treue jüngere Tobias, der zuletzt jede Nacht bei ihm wachte und, so weit es sein Beruf erlaubte, auch den ganzen Tag bei ihm blieb: der tröstete den lieben Kämpfer, so wie ich auch einmal möchte getröstet werden; und dem sprach er, mit einem Händedruck, welcher viel sagte, die Worte nach: „Dennoch bleibe ich stets an Dir, denn du hältst mich bei deiner rechten Hand. Und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du doch, Gott, ewiglich meines Herzens Trost und mein Theil!" Darauf sang er noch ganz allein das Lied: „Jesu, der du meine Seele", und wohl mit besonderer Innigkeit den letzten Vers:

Herr, ich glaube! hilf mir Schwachen.
Laß mich ja verzagen nicht!
Du, du kannst mich stärker machen,
Wenn mich Sünd und Tod anficht.
Deiner Güte will ich trauen,
Bis ich fröhlich werde schauen
Dich, Herr Jesu, nach dem Streit
In der süßen Ewigkeit.

Dann schlummerte er ganz ruhig und sanft wieder ein.

Ja, das war besonders merkwürdig: er, welcher sein ganzes Leben hindurch Gott und die Brüder so herzlich und so thätig geliebt hatte, litt zuletzt an der bittern Sorge und an den heißesten Vorwürfen darüber: daß er so wenig geliebt habe.

Aber der Abschied war leicht. — Das Einschlummern eines seligen Kindes, welches müde ist, das aber in lieben Mutterhänden einschläft. In den beiden letzten Lebenstagen machten ihn nur noch recht heftige leibliche Schmerzen manchmal auf kurze Zeit munter aus seinem sanften Schlummer, aber er sah

dann immer so freundlich aus wie ein gutes Kind, das die Mutter aus dem festen Kinderschlafe fast gewaltsam wecken muß, damit es sich zum schönen Kirchgange am lieblichen Pfingstfeste ankleide. Aus allen Mienen, aus allen Geberden, aus allen Worten sprach nichts mehr als innige, dankbare Liebe, nächst Gott, vorzüglich zur lieben treuen Schwester, der Wittwe Naumann und ihrem Sohn Tobias, die ihm so viele Liebe und Treue erzeigt haben!

Am letzten Morgen sprach ihm der junge Tobias den Vers zu:

„Was freu' ich mich, Herr Jesu Christ,
Daß du der Erst' und Letzte bist,
Der Anfang und das Ende!“ u. s.

und fragte ihn dann, ob er sich wohl freue, nun bald seines Herrn Anschauen zu genießen? Darauf antwortete der liebe Greis: „Unaussprechlich.“

Nachmittags vor der letzten Nacht verband ihn der Chirurg zum letzten Male. Da wachte unser Seliger noch einmal auf durch die Schmerzen, und sah alle die Umstehenden gar liebevoll an; und wenn sie ihn fragten, ob es ihm wohl und nun bald ewig wohl sei? so antwortete er freudig: ja. Darauf verfiel er wieder in einen sanften Schlummer. Um neun Uhr Abends kamen auch noch die lieben Freunde, welche immer die Kinder mitbrachten und mit ihnen dem Greise sangen; die erkannten wohl bald, daß dies der letzte Schlummer sei. Sie traten an das Bette des theuern Sterbenden hin und sangen ihm mit leiser liebender Stimme in seine Himmelsträume hinein die letzten Verse aus seinem Lieblingsliede: „O Haupt voll Blut und Wunden“, nämlich: „Ich danke dir von Herzen, o Jesu, liebster Freund“, und: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir“, und dann noch: „O Lamm Gottes unschuldig.“ Ja, ein guter Engel soll diese lieben Menschen auch einmal in ihrem letzten Kampfe stärken und erquicken für die Erquickung, die sie da unserm seligen Tobias brachten. — Zuletzt segneten sie den nun zur Vollendung Eilenden mit vielen Thränen zu seinem letzten

Hinüberschlummern ein. „Lebe wohl, du Theurer! und denke unserer auch dort jenseits!“

Am 13ten Februar hatte der Todesengel zum letzten Male, als Schlagfluß, an die Thüre unsers lieben, für solche gute Stimmen immer wachen Alten geklopft, und am 27ten Februar früh vor 5 Uhr ging er ein zu seines Herrn Freude, in einem Alter von 81 Jahren, 2 Monaten und 14 Tagen. Er starb an einem Freitag, und es war, als hätte er das immer vorausgefühlt, denn er betete gar oft das Lied: „Gieb daß ich, wann ich geb' der Erde an meinem Freitag gute Nacht, auch fröhlich ruf': es ist vollbracht.

33. Das Portrait.

Es sind etliche unter meinen Lesern, die haben meinen lieben Vater Tobias so lieb gewonnen, daß sie gern ein Portrait, oder eine seiner silberweißen Locken noch zum Andenken von ihm haben möchten. Liebe Seelen, unser Seliger litt es niemals, daß man eine Abbildung von ihm machte; denn er hielt nicht viel von sich selbst, und es war auch, als sollten wir kein leibliches Bild von ihm behalten, als das, was tief in unserm Herzen steht; denn als ihn — den schönen Greis — in den letzten Tagen seines Lebens ein geschickter junger Künstler abmalen wollte, mißlang der Versuch. Dennoch, mein Leser, will ich deinen Wunsch erfüllen und dir nicht blos ein Portrait von dem Angesicht des theuren Alten, wie er da im Sarge lag, sondern auch nachher noch einen Schattenriß, der bei seinem Leben gemacht ist, und eine von seinen silberweißen Locken mitgeben.

Das Portrait hat eine alte christliche Mutter, die ihn im Sarge liegen sah, von ihm gemacht. —

Ein berühmter Mann hat gesagt (und eigentlich sagt es so die ganze, tiefer eindringende Beobachtung), daß das menschliche Gesicht erst nach dem Tode seinen eigentlichen festen Umriß habe, welcher während des ganzen Lebens der eigentliche Grundton

war, den aber Leidenschaften, — Scherz und Schmerz so überschrieen, daß man ihn in den meisten Fällen nicht recht bemerken konnte.

Noch in seinem hohen Alter hatte unser Greis ein schönes liebliches Gesicht, mit heitern, klaren blauen Augen; aber auch in seinen jüngern Jahren muß er das gewesen sein, was die Welt schön nennt. —

Nur in der ganz letzten Zeit seines Lebens hatten die vielen leiblichen Schmerzen, und die Wirkung des Schlagflusses seine Gesichtszüge etwas getrübt und verändert. Da aber der liebe Leichnam im Sarge lag, war das Angesicht wieder schön und heiter. Eine alte christliche Mutter trat daneben, die hat sein Gesicht da abgemalt, in den Worten: „Seht, ist es nicht gerade, als wenn dieses selig-heitere, demüthige Gesicht sagen wollte: lieber Herr! wie soll ich armer Mensch doch alle der Freuden werth sein, die du mir nun, o du Lieber, Heiliger, Seliger, schenkest.“

Ich weiß nicht, war es dieses schöne Angesicht im Sarge, oder war es das in unserer Stadt wohl allgemein verbreitete Gerücht von dem Tode eines Mannes, der Gott und die Brüder so herzlich liebte wie Wenige, was so Viele zu dem Sarge des lieben Greises und zu seinem Begräbniß hinzog. Da sagte Mancher an seinem Sarge: ach möchte ich doch auch so leben wie er, und möchte mein Ende sein wie seines. Menschen (Kinder besonders), die noch nie einen Leichnam gesehen hatten, küßten des lieben, schönen Greises irdische Hülle.

Ja, du lieber Greis, möchte unser Ende sein wie deines, und unsere Ewigkeit wie deine Ewigkeit!

Der liebe Pfarrer von St. Aegidien, der unsers **Kießlings** Freund war, hielt dem „frommen und getreuen Knecht“ die Grabrede. Der Leichentext, den sich der Selige selbst gewählt, war der nämliche, der vor fast 60 Jahren die erste Veranlassung zu seiner Erweckung und von da an der Haupttext seines ganzen inneren Lebens geworden war: „Dem aber, der *nicht mit* Werken umgehet, glaubet aber an Den, der die *Gottlosen* gerecht

machet, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit.“ — Die irdische Hülle wurde auf dem St.=Rochus=Kirchhofe begraben.

Nun, lieber Leser! hier gebe ich dir auch den Schattenriß unsers theuren Alten, der nach dem Leben gemacht ist, und eine von seinen silberweißen Locken mit nach Hause. Die silberweiße Locke findest du in der Apostelgeschichte C. 20. im Abschiede des heiligen Paulus, besonders aber in den Worten: „Und nun, lieben Brüder, ich befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade, der da mächtig ist euch zu erbauen, und zu geben das Erbe unter Allen, die geheiliget werden.“ Der Schattenriß nach dem Leben, merke wohl! sieht so aus:

„O Herr! Du mein und ich Dein! Ich bin Deiner nicht werth, aber ich bedarf Dein, und Du giebst dich mir aus ewiger Liebe. Halte mich fest, lieber Herr! — Herr, lieber Herr! ich bin fast nichts; was aber in und an mir ist, das soll Dein sein, und der Brüder, die Du liebst.“

Uebrigens steht noch ein anderes Portrait vom seligen Kießling in dem schönen, alten Liede: „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr!“ besonders auch im andern Verse:

Es ist ja, Herr, Dein Geschenk und Gab
Leib, Seel und Alles, was ich hab
In diesem armen Leben.
Auf daß ichs brauche zum Lobe Dein
Zu Nutz und Dienste dem Nächsten mein,
Wollst mir Deine Gnade geben.

Siehe, lieber Leser, das ist das Gemälde des Pietisten Kießling. Nicht Alle, ach leider bei weitem nicht Alle, die du Pietisten nennst, sind so, wie der Johann Tobias Kießling war; aber alle wahre Christen — o wäre ich doch auch einer! — sind so.

machen, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit." —
Kieslings Hülle wurde auf dem St. Rochus-Kirchhofe begraben.

Nun, lieber Leser! hier gebe ich dir auch den Schattenriß unsers theuren Alten, der nach dem Leben gemacht ist, und eine von seinen [illegible] nach [illegible]. Die zu bemerkende Leichenrede in der Apostelgeschichte C. 20. ist Abschiede des heiligen Paulus, besonders aber in den Worten: „Und nun, lieben Brüder, ich befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade, der da mächtig ist euch zu erbauen, und zu geben das Erbe unter Allen, die geheiliget werden." Der Schattenriß nach dem Leben, möchte wohl sieht so aus:

„O Herr Jesu, Immanuel und ich Dein! Ich bin Deiner nicht werth, aber ich brauch Dein, und Du giebst dich mir aus ewiger Liebe. — Halte mich fest, lieber Herr! — Herr, lieber Herr! ich bin fast müde; was aber ja noch an mir ist, das soll Dein sein, und der Brüder, die Du liebst."

Uebrigens steht noch ein anderes Portrait vom seligen Kiesling in dem schönen, alten Liede: „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr!" besonders auch im dritten Verse:

Es ist ja, Herr, Dein Geschenk und Gab
Leib, Seel und Alles, was ich hab
In diesem armen Leben.
Auf daß ichs brauche zum Lobe Dein,
Zu Nutz und Dienste dem Nächsten mein,
Wollst mir Deine Gnade geben.

Siehe, lieber Leser, das ist das Gemälde des Pietisten Kiesling. Nicht Alle, ach leider bei weitem nicht Alle, die die Welt Pietisten nennt, sind so, wie der Johann Tobias Kiesling war; aber alle wahre Christen — o wäre ich doch auch einer! — sind so.

Verschiedenes aus dem Reiche und für dasselbe.

Matth. 6, V. 10.

Das Reich, das in der vorstehenden Ueberschrift gemeint ist, ist freilich in seiner Wurzel und in seinem Grunde kein sichtbares und äußerliches; denn es heißt von ihm: es ist inwendig in euch. Aber es ist dasselbe, für dessen Kommen im Vaterunser gebeten wird; dasselbe, welches zwar, wie unser Herr selbst von ihm sagt, nicht von der Welt ist, wohl aber täglich, so oft wir darum beten, zu uns, die wir in der Welt wohnen, herabkommt, und immer mehr und vollkommener zu uns kommen soll, und welches dann allerdings, überall wo es kommt, wenn auch nicht an seiner Wurzel, doch an seinen Früchten sichtbar wird. Es ist ein seliges Reich, in welchem Weisheit und Liebe regieren, Frieden und Gerechtigkeit sich küssen; ein Reich, dessen Seligkeit ewig, ohne Aufhören ist, denn der Christ fängt bereits hier an sie im Glauben zu empfinden, und wird sie dort im Schauen genießen. Darum läßt er es sich auch gern gefallen, daß wir hier durch viel Trübsal in dieses Reich, das Fleisch und Blut nicht ererben können, eingehen müssen, und es ist ihm am Ende kein Opfer zu schwer, wäre es auch der Fuß, oder die Hand, oder das Auge, das am Weitergehen hinderte.

Die Ausbreitung und Begründung jenes Gnadenreiches auf Erden ist auch das tägliche Anliegen und die liebste Beschäftigung des zum rechten Mannesalter (Ephes. 4, V. 13.) gereiften Christen, und schon sein Gebet für dasselbe ist nicht menschlich unkräftiges Wort, sondern göttliche Kraft; und sein ganzer Wandel, sein ganzes Thun, wirbt und wirkt für jenes Reich, welches nicht in Worten, sondern in der Kraft besteht.

Darum sieht man auch überall, wo das rechte und lebendige Christenthum sein Licht leuchten läßt, sei das nun im stillen, einzelnen Hause, oder auf ganzen Inseln und unter ganzen Völkern, das theure, liebe Gottesreich herbeikommen, nicht mit

äußerlichen Geberden, sondern still und geräuschlos. Man sieht und erkennt dieses Kommen an den Früchten: Liebe, Demuth, Gerechtigkeit und Keuschheit, und in der eigenen Brust bemerkt man es meist an dem süßen inneren Frieden mit Gott und den Menschen.

Ein rechter Reichsbürger (man vgl. S. 186) hat also kein größeres, ihm näher anliegendes Interesse auf der Welt, als das fürs Reich Gottes und für alle seine Angelegenheiten und Neuigkeiten. Und an den letzteren, und zwar an recht bedeutungsvollen und erfreulichen, fehlt es in unsern Tagen gar nicht, und wenn man das liebe Basler Missions-Magazin liest, hat man jeden Monat eine neue Veranlassung Gott zu danken, für den Segen, welchen er in unsern Tagen so reichlich und sichtbarlich auf die Verbreitung seines heiligen Wortes und Evangeliums, und auf die Predigt seiner Boten unter den Völkern und Heiden leget. Denn da wacht in manchem fernen Welttheil, besonders bei den Bewohnern der Südseeländer, ein Volk nach dem andern zum seligen Leben des Christenthums auf, und von einer Insel zu der andern ertönet bereits das liebliche:

„Ehre sei dem Vater und dem Sohn
Und Gott dem heiligen Geiste,
Dem, der von Anfang war und nun,
Der uns seine Hülfe leiste,
Auf daß wir ganz sein eigen sein,
Hier in dieser Zeit
Und dorten in der Ewigkeit!“

Außer diesen großen und auffallenden Ereignissen und Neuigkeiten aus dem Reiche, giebt es nun auch andere, die zwar nicht so stark in die Augen fallen, weil sie nur die Geschichte des einzelnen, still verborgenen Christen und seinen kleinen Haushalt betreffen, die aber darum dennoch weder in Gottes, noch in des wahren Christen Augen zu klein, oder der Beachtung unwerth erscheinen; weil es ja überall derselbe Geist der Gnade ist, der dort an Vielen, hier am Einzelnen sein Werk treibet. Und wer diesen Geist der Gnade liebet, der begleitet ihn gern, und sieht ihm mit derselben Freude und Liebe zu, er mag

nun eben bei ganzen Völkern auf die Arbeit gehen, oder in der kleinen Hütte und in dem Herzen eines einzelnen Christen.

Wir wollen hier auch zuerst mit ihm in den christlichen Haushalt eines Landpfarrers gehen, den der Leser schon aus dem ersten Bändchen des „Alten und Neuen“ kennt; in den Haushalt des lieben seligen Pfarrer Flattich. Der hatte, so bei Gelegenheit, dreißig Regeln für christliche Haushaltungen gegeben, welche Jemand, der ins Pfarrhaus gehörte, wörtlich aus seinem Munde aufschrieb, und mir sind sie dann aus treuer Freundeshand mitgetheilt worden. Diese Regeln kann sich nun der Leser hier auch mit in sein Haus nehmen, sie sind das werth; denn Jeder, der am Reich Gottes auf Erden will bauen helfen, muß zuerst an seinem eignen Herzen, an seinem eignen Hause und seiner Grenznachbarschaft anfangen.

Das hatte unser seliger Flattich in reichem Maße gethan, wie dies ein und der andere Leser bereits aus den einzelnen Zügen weiß, welche ich und Kanne aus dem Leben des merkwürdigen Mannes mitgetheilt haben. Diese Züge haben wir beide aus dem Munde unsers lieben, alten Burgers in Nürnberg, der längere Zeit im Hause des seligen Pfarrer Hahn — des Schwiegersohnes unsers alten Flattichs — lebte und wohnte, und damals auch Flattichs Haus und seine Predigten gar oft besuchte, und dabei den lieben Alten so genau kennen lernte, daß ihm dieser gar viel aus seinen inneren und äußeren Lebenserfahrungen mittheilte.

Einige solche Züge, auch wenn sie schon bekannt wären, was doch nicht bei Allen der Fall ist, müssen hier doch wieder, zum besseren Verständniß der Hausregeln, kurz erwähnt werden.

1. Züge aus des Württemberger Pfarrers Flattich Leben.

Der selige Flattich war zuerst Pfarrer bei einer Gemeinde, die fast aus lauter armen Leuten bestand, weil dort der Boden gar schlecht und also der Ertrag des Acker- und Gartenbaues gar gering ist. Die Leute hatten sich daher zum Theil gewöhnt

von Zeit zu Zeit in der Gegend herumzustreichen und zu betteln, weil das nach ihrem Bedünken leichter war, und auch mehr dabei herauskam, als beim Arbeiten. Flattich hatte kaum diesen faulen Fleck an seiner Gemeinde, die ihn übrigens gar gern hatte, bemerkt, als er in seinen Predigten und in allen Ermahnungen, die er bei seinen Besuchen in den Häusern und bei andern Gelegenheiten den Einzelnen gab, ernstlich darauf drang: der Christ, der wahre Christ, solle und dürfe nun einmal nicht betteln, sondern müsse, im Vertrauen auf Gottes Segen, das Brod essen, das ihm Gott, sei es nun wenig oder viel, für die Arbeit seiner Hände, im Schweiße seines Angesichts beschere.

Die Leute schämten sich endlich, wenigstens vor ihrem Pfarrer und vor einander, wenn auch noch nicht vor dem lieben Gott, und liefen nicht mehr aufs Betteln; dagegen schickten sie nun ihre Kinder in die Dörfer und Häuser, wo ihnen früher eine Gabe gereicht worden, um sich doch noch die alte Kundschaft beiläufig offen zu halten. Da das aber der Pfarrer bemerkte, eiferte er noch viel stärker darüber, als er's vorhin über das Betteln der Alten gethan, und zeigte ihnen, daß sie jetzt in eine doppelt so schwere Sünde verfallen wären, denn erstens bettelten sie noch fort, nach wie vor, und zweitens verführten sie ihre unschuldigen Kinder zum Schlaunen und Landstreichen, und richteten diese dadurch vielleicht auf Zeit und Ewigkeit zu Grunde.

Da kamen einmal nach der Predigt etliche solche arme Väter zu ihm und sagten: Ja, lieber Herr Pfarrer, Er hat gut reden, sehe Er nur einmal bei uns in unserm Haushalt nach, wie klein und wie schlecht unser Stückchen Feld ist, und wie wenig es einträgt, und sind doch die Kinder alle Tage hungrig und wollen essen.

Der Pfarrer sagt: ihr Leute seht immer von eurem Stückchen Acker nur die untere Seite an, und da seht ihr freilich nichts wie Steine und dürre Erdenklöße. Seht aber nur auch einmal die obere Seite davon an; das ist der Himmel, und

der steht über euerem Stücklein Feldes gerade eben so groß und weit und breit da, als über unsers gnädigen Herzogs Landen. Der liebe Gott hat nicht gesagt: ich will blos das Viele segnen, daß es zulangen soll; mit so Wenigem, als der Michel da auf seinem Streiflein Feldes baut, laß ich mich nicht ein; sondern mit sieben Gerstenbroden und ein wenig Fischlein speisete der Herr Christus viertausend Mann, und blieben noch sieben Körbe voll Brocken übrig; und ein anderes Mal, wo nur fünf Brode da waren, speisete er gar fünftausend Mann damit, und blieben doch noch zwölf Körbe voll Brocken übrig.

Wenn du recht aufmerkest, von welcher Seite deines Ackers eigentlich das tägliche Brod und alles Gedeihen und Segen in demselben herkommt, so wirst du bald sehen, daß Alles nicht von der unteren, sondern von der oberen Seite kommt, und die ist, wie gesagt, bei deinem Felde eben so viel werth als bei des gnädigen Herzogs seinem Lande. Wenn du also betest und arbeitest, und Gott vertraust, so wird dir dein klein Stück Land gerade eben so viel eintragen, als dem gnädigen Herzog sein großes; nämlich so viel, daß du eben so gut kannst satt werden wie er, und kannst eben so gut noch was davon übrig behalten wie er.

Ihr Leute haltet es aber auch gar zu sehr mit dem Nimmerspar, dessen Hauslehr die ist: „iß frisch darein, so lang du kannst; hast du nichts mehr, so haben doch andere Leute." Wenn die Ernte herein und etwa auch das Ferkel geschlachtet ist, so zehrt ihr drauf los vom Morgen bis zum Abend, und kommt vor lauter Essen nicht ordentlich zum Beten und Arbeiten. Und ist's alle, so lauft ihr vor fremde Thüren und bettelt. — Der liebe Gott will fleißige und getreue Knechte auch im Haushalten, und solchen segnet er auch ihr Weniges reichlich, daß sie noch Anderen davon geben können.

Den Leuten leuchtet das am Ende ein, und die meisten von ihnen baten den Pfarrer, er solle ihnen nur weiter gut rathen, wie sie's anzufangen hätten, um sich ordentlich und ehrlich durchzubringen; das Betteln sei ihnen jetzt selbst entleidet, und die Kinder möchten auch nicht gern dran, seitdem der Herr

Pfarrer in der Kinderlehre und in der Winterschule so dagegen gesprochen.

Da giebt sich der Pfarrer dran, und geht in alle die einzelnen Hütten hinein, überrechnet und überlegt es mit jedem Hüttenvater, wie viel der jährliche Ertrag sei, giebt dem einen einen guten Rath, wie er sein Grundstück besser in Aufnahme bringen und benutzen solle, dem andern, wie er sich noch sonst was dabei verdienen könne; vor Allem macht er ihnen eine ordentliche Eintheilung, und ist für dieses Jahr der Haus- Hof- und Schatzmeister für alle.

Und der liebe Gott segnet sein Bemühen. Da das Jahr um ist, hats bei Allen zugelangt und ist bei Manchen noch etwas übrig geblieben. Und die Leute sehen am Ende doch ein, daß beim Arbeiten eben so viel und noch mehr herauskommt als beim Betteln; und das Brod, das man erarbeitet hat, schmeckt besser und ist gesünder als das, was man erbettelt hat. So hatte denn der liebe Flattich die Freude, eine Gemeinde, die größtentheils aus herumstreichenden Leuten und zerlumpten Müssiggängern bestand, nach wenig Jahren fast ganz in eine Gemeinde von ordentlichen, rechtschaffenen Hausvätern umgewandelt zu sehen, die ihr ehrliches tägliches Brod mit Dank gegen Gott aßen.

Als die große Theurung war, theilte der selige Flattich Jedem, der kam und um Brod bat, reichlich aus, und an seinem kleinen, damals nur spärlich gedecktem Tische, wurden durch Gottes Segen täglich Hungernde gesättigt. Freilich ging denn dabei auch der Getreidevorrath auf dem Oberboden viel eher zu Ende als die Theuerung. Da nun der letzte Rest davon bereits in die Mühle und von da in den Backofen und in die Vorrathskammer, und auch aus dieser meistens schon in die Hände der Hungernden gegeben war, kam eines Morgens die schon erwachsene Tochter zum Vater hinauf und sagte: lieber Vater! es sind schon wieder arme Kinder da, die Brod haben wollen. Aber wie soll ich jetzt thun, soll ich denn immer noch weggeben? wir haben ja selbst keins mehr.

Wie, sagt der Pfarrer, es ist gar kein Brod mehr im Hause? — Ja, sagt die Tochter, nur noch ein Restchen von dem gestern angeschnittenen Laib und dann noch ein einziger ganzer. Aber das langt ja kaum bis morgen früh in den Haushalt, und Getreide ist gar nicht mehr da.

Ei, sagt der Pfarrer, du hast noch einen ganzen Laib und auch noch ein Restlein von einem, und sprichst schon, es sei kein Brod mehr da? Geh nur, meine Tochter, und schneide den Kindern getrost herunter und so viel wie sonst. Steht es doch geschrieben: „Siehe, des Herrn Auge siehet auf die, so ihn fürchten, die auf seine Güte hoffen: daß er ihre Seele errette vom Tode, und ernähre sie in der Theurung. Unsere Seele harret auf den Herrn; er ist unsre Hülfe und Schild.“ Harren wir ja auch auf den Herrn, und so wird das auch wahr werden: daß er uns ernähret in der Theurung.

Die gute Tochter geht, und giebt (denn das war ihre Freude) gern; kann sich aber freilich wohl bei jedem Bissen, den sie herunterschneidet, kaum der Sorge erwehren: wo wird aber der Vater, bei dem großen Mangel, der überall ist, neues Getreide auftreiben?

Und siehe, der Vater sitzt ganz ruhig in seinem Zimmer bei den Arbeiten seines Berufes, da kommt eine reiche Nachbarin zu ihm. Herr Pfarrer, sagt die, bei Ihnen wird nun auch wohl das Getreide, das Sie sich hingelegt haben, ziemlich zu Ende gehen. Denn ich hab oft mit Verwunderung zugesehen, wie Sie von Bettelleuten überlaufen werden, und da geht keiner davon aus Ihrem Hause ohne ein Stück Brod. Da hab ich denn schon immer zu meinem Manne gesagt: Mann, wir müssen für unsern Herrn Pfarrer auch einige Scheffel Getreide aufheben, denn bei dem wirds bald fehlen. Wenn Sie nun Getreide brauchen, so schicken Sie nur hinüber und lassen holen, so viel Sie wollen. Und wenn Sie einmal wieder einernten, geben Sie es uns wieder.

Der Pfarrer dankt der guten Nachbarsfrau herzlich und sagt dann zur Tochter: Darum stehet geschrieben: „Er hat

beide die Kleinen und die Großen gemacht und sorget für alle gleich.“ Für die Kleinen, die heute Morgen ums Brod baten, hat er durch uns Große gesorgt, und hättest du zu den Bettelbuben gesagt, ihr Leute, ich kann euch wirklich heute kein Brod geben, denn wir haben selbst keines mehr, so wären die doch nicht abgegangen, denn sie hätten dirs gar nicht geglaubt, daß ein Pfarrer für hungrige arme Kinder kein Brod im Hause haben soll, und hätten auch Recht daran gehabt. So kann auch ich es nimmermehr glauben, daß unser Gott, der ein so reicher, gnädiger Herr ist, einmal kein Brod mehr für einen armen Pfarrer haben soll, der auf Ihn trauet und der auf Sein Geheiß den Leuten alle Tage vom Glauben an Ihn vorprediget. Denn es stehet nicht geschrieben: er sorget für die Kleinen allein, indem er mir und andern Christen ein mitleidiges Herz giebt gegen die armen Buben, sondern für Alle gleich, für Große wie für Kleine; und hätte Er nicht selbst ein mitleidiges Herz, so könnte er mir auch keins geben.

Das Getreide wird geholt; und Gott segnet den Vorrath, daß er vollends ausreicht bis zur nahen reichen Ernte.

Der Pfarrer Flattich hatte aber nicht blos einen festen, heldenmüthigen Glauben an Gott und seine Hülfe in theurer Zeit, sondern eben so auch in wohlfeiler; in schlimmen Tagen eben so wohl als (was oft schwerer ist) in guten. Er sah ruhig zu, wie ein kleines, von einem Vetter ererbtes Vermögen, allmälig durch Ausleihen an arme Leute daraufging; und dergleichen Züge von einem guten, beständig muthigen Glauben, werden wir in den nachstehenden Hausregeln mehrere finden. Wenn nun aber Jemand, wie mein Freund Burger — damals noch Jüngling — einmal that, sich über einen solchen Christenmuth wunderte und etwa zu ihm sagte: Herr Pfarrer, ein solcher Glaube wie der Ihrige, ist selten in Israel, und gebe mir Gott auch einen solchen; da antwortete ihm Flattich: O lieber Freund! was sieht Er mich an, als hätte ich Glauben. Ich bin ein armer Anfänger im Glauben. Aber eine arme Wittwe habe ich kennen gelernt, die hatte es weiter darin ge=

bracht als ich, und bei der hätte man Glauben lernen können.

Da ich noch bei meiner ersten Gemeinde war, wo es viele arme Leute gab, hatte eine arme alte Wittwe ihr Häuslein nicht weit vom Pfarrhause, so daß ich von da aus hinüber sehen konnte. Die alte Frau hatte außer dem, was das Bischen Flachsspinnen hergab, wohl kaum noch eine andere Nahrung als das, was in ihrem Gärtlein gleich beim Hause wuchs, besonders das Obst, das sie für den Winter trocknete. Wenn aber der Herbst kam und das Obst reif wurde, kamen aus den Hütten in der Nachbarschaft allerhand arme Kinder, die stiegen und krochen in den Garten der alten Frau hinein, und aßen sich satt an ihren Aepfeln und Birnen, ohne daß sie dieselben ein einziges Mal hinausgejagt hätte. Vielmehr, als wenns ihr ordentlich Freude machte, daß die Buben ihr das Obst stahlen, ging sie jedesmal, wenn sie mit dem Flachsrocken beim Fenster saß, von dem hinweg und machte sich im Häuslein sonst was zu schaffen, sobald sie merkte, daß die Kinder in den Garten herein wollten, und kam erst wieder zum Fenster, wenn die satt und wieder hinaus waren.

Das konnte ich so doch nicht mit ansehen. Ich ging einmal hinüber, stöberte die Buben zum Garten heraus, und dann ging ich zur alten Mutter hinein und zankte sie aus. Frau, sagte ich zu ihr, ihr treibt das Ding gar zu arg. Laßt euch da von den losen Buben euer Obst wegessen, ohne nur einmal darum zu schelten, und was mich am meisten von euch ärgert, ihr lauft sogar vom Fenster weg, sobald ihr merkt, daß die Kinder kommen, damit sie ja recht ungestört im Garten hausen können. Denkt ihr denn gar nicht daran, daß der Winter kömmt, und daß ihr euer Bischen Obst gar wohl zusammennehmen müsset, wenn ihr dann wollt zu leben haben?

Die alte Mutter sagte darauf freundlich zu mir: Lieber Herr Pfarrer, zanke Er nicht. Gehe er nur einmal mit heraus in den Garten und sehe er all das viele Obst an, womit mich der liebe Gott gesegnet hat. Darauf nahm sie mich bei der

Hand und führte mich hinaus in ihr Gärtlein, und mit dem Stabe, den sie in der Hand hatte, zeigte sie hinauf in die obern Aeste, wie die alle reich voll Obst hingen, reicher als jenes mal fast in allen Gärten umher. „Sieht er," sagte sie, „die armen Kinder da von den Nachbarsleuten können doch nicht da oben hinauf, sondern nehmen sich blos die Aepfel und Birnen, die unten dran hängen. Und die kann ich ihnen ja gern vergönnen, denn die Kinder sind hungrig, und was ich unten hergebe, hängt mir der liebe Gott oben wieder dran."

Daß der Pfarrer Flattich ein ganz besonders trefflicher und glücklicher Lehrer und Erzieher war, weiß man noch jetzt von ihm, fast in ganz Württemberg. Seine Methode z. B. Lateinisch zu lehren, war so sinnreich und einfach, und von solchem außerordentlichen Erfolg, daß sie allgemein bewundert wurde. Er hatte, wie der Leser auch aus den weiter unten angeführten Hausregeln sehen wird, beständig eine ziemliche Anzahl (selten unter 12) Kostgänger bei sich, deren Erziehung und Unterricht, nächst seinem Pfarramte, sein Hauptgeschäft war. Ihm war das Unterrichten der jungen Leute wirklich zur angenehmsten Unterhaltung und zur Lust geworden, und wie sich ein leidenschaftlicher Blumenliebhaber über seine Blumen freut, und, so oft er ein freies Stündchen hat, mit Lust zu ihnen hingeht, sie begießt und anbindet und gerade zieht, so war unser seliger Flattich gleich, sobald er ein freies Stündchen hatte, beim Unterricht, den er den Kindern auf die heiterste, originellste und dabei gründlichste Weise gab, so daß diesen das Lernen bald selbst zur Freude wurde. Denn ein Kind hat doch nur dann erst rechte Freude am Unterricht, wenn es merkt, daß es dabei etwas Tüchtiges lernt. Und so lebt und wirkt der alte Flattich vielleicht noch jetzt in und durch manchen trefflichen Mann in Württemberg fort, den er unter Gottes Beistand zum Christen und zum tüchtigen Geschäftsmanne erzogen hat, und in gar manchem Herzen tönen noch immer seine väterlichen Lehren, mit dem treuherzigen „da han i gesagt" (da hab' ich gesagt), das

sich der Alte fast nach jedem zehnten Worte angewöhnt hatte, nach.

Ich habe schon an einem anderen Orte erwähnt, wie Flattich einmal bei einer gewissen Gelegenheit nicht seine Zöglinge allein, sondern den Erzieher, sich selbst nämlich, in eine gar wirksame, reich gesegnete Zucht nahm. Da sich ein Stelle in seinen Hausregeln darauf bezieht, erwähne ich den Fall ganz kurz.

In seinen jüngeren Jahren war Flattich gar sehr zum Jähzorn geneigt, und wenn die Kinder etwas versahen, so war er gewöhnlich viel eher damit bei der Hand, sein „da han i gesagt" mit einigen kräftigen Schlägen, als mit zurechtweisenden Ermahnungen und Gründen zu unterstützen. Denn jenes ging viel geschwinder, und schien auch leichter begriffen zu werden. Da er aber dabei gar oft sich wegen seiner leidenschaftlichen Heftigkeit und Härte Vorwürfe zu machen hatte, so nahm er sich vor Gottes Angesicht vor, die Kinder nie mehr zu schlagen, sondern mit Gebet, mit Liebe und Geduld zu ziehen. Und was Flattich einmal dem lieben Gott recht ernstlich versprochen hatte, das suchte er auch treulich zu halten. Freilich den ersten und andern Tag ging es so an. Die Kinder, bei denen die gestrigen und vorgestrigen Schläge noch im frischen, wirksamen Andenken waren, nahmen sich zusammen und dachten: der Pfarrer hat eben heute seinen Stock vergessen, morgen giebt er's desto besser. Da aber auch am dritten, am vierten Tage keine Schläge kamen, probirten es die Jungen erst an kleinen, dann an immer größeren Bübereien, ob's denn der Pfarrer etwa gar verredet habe zuzuschlagen? Und da dem wirklich so zu sein schien, zeigten sie es dem armen Flattich auf eine gar einleuchtende Weise, welch ein tückischer Geselle die Furcht sei, mag sie sich drinnen in ihrem Hause noch so artig und ehrbar stellen. Wenn der Ochsenstecken nicht mehr vor der Thür steht und sie nun ins Freie kommt, dann sieht man bald, daß der Stecken, wenn er nicht blos im nöthigsten Falle Stütze wie für ein rankendes Gewächs, sondern Stamm des Unterrichts und der Erziehung ist, keine guten Früchte tragen kann. Die Buben machten es

damals dem alten Flattich durch ihre Ungezogenheiten so sauer, daß er, wie er in den Hausregeln sagt, das Informiren eine Zeit lang ganz aufgeben mußte; nicht aber seinen Vorsatz nicht mehr so zu schlagen, sondern in Geduld und Glauben und Gebet diese Prüfung auszuharren. Und diese Mittel waren gut. Er hat es meinem alten Freund mit nassen Augen erzählt und dieser mir wieder so, daß von den Knaben, die sich damals so an ihrem treuen Lehrer vergangen und die es ihm nachher oft mit Thränen, ja einige der ärgsten fußfällig abgebeten, keiner verloren gegangen sei — sie waren alle für Gott und Ewigkeit gefunden!

Auch den Hausregeln wird man es anmerken, daß sich Flattich, je älter und reifer er geworden, desto mehr auf Liebe und Sanftmuth gewendet. Seinem etwas heftigen, leicht eifernden Schwiegersohn, dem trefflichen Hahn, schrieb er einmal, als dieser auf dem Umschlag eines circulirenden Buches oder Schreibens, das nicht nach seinem Sinne war, seiner Heftigkeit freien Lauf gelassen, blos die Worte nebenbei: „Petre, stecke dein Schwert in die Scheide."

Große Umstände und sonderliche Pracht wird wohl Einer, der die nachstehenden Hausregeln gelesen, im Hause meines alten lieben Flattich nicht erwarten. Doch war man als Gast in keinem Hause so freundlich willkommen und lieber gesehen als da, und das Pfarrhaus war am Sonntag, wo gar viele Leute aus benachbarten Gegenden kamen, die den alten Flattich predigen hören wollten, öfters so voll besuchender Gäste, daß der große Tisch und der Kalbsbraten für so viele Leute zu klein schienen. Wenn aber die fromme, treffliche Tochter das Tischgebet voll Andacht und Glauben gesprochen, war es, als gebe der Kalbsbraten noch dreimal so viel Stücken her als man es ihm anfangs angesehen, und die Gäste wurden alle reichlich satt; und es blieb noch übrig. Freilich, der alte Flattich, der als heitere Seele der ganzen Tischgesellschaft auch mit dabei saß, aß eigentlich für sich besonders, nämlich in sei-

nem höherem Alter täglich statt des Fleisches und jedes anderen Essens, das die Gäste bekamen, ein Schüßlein Reisbrei.

Einer meiner Freunde war auch einmal mit seiner Tante, gerade in der Sommerszeit, wo es recht viele Fliegen giebt, bei dem alten Flattich. Es war Mittag, und der Alte bekam eben sein Schüsselchen Essen vor sich hin auf den nußbaumernen Tisch gesetzt. Ei, bemerkte die Tante, Herr Pfarrer! wie können Sie da vor den vielen Fliegen essen. Das könnte ich einmal nicht so um mich leiden. — Gnädige Frau, sagte der Alte, die Stube ist eben für uns alle groß genug. Sehen Sie, da han i gesagt, ein reinlicher Tisch ist eben so rein als ein reinliches Tischtuch und läßt sich, han i gesagt, leichter wieder waschen als ein Tischtuch. Wenn nun mein Schüsselchen Essen herkommt auf den Tisch, so nehme ich den Löffel und thue daher ein Kleckschen Suppen und daher eins. Dann wird die Schüssel zugedeckt, daß keine Fliege hineinfällt. Während dann zu Tische gebetet wird und ich mich setze, da han i gesagt, haben sich meine Gäste auch gesetzt, und lassen mich in Ruhe. Der liebe Gott hat eben vielerlei Creaturen in seiner Welt!

Unnöthige Kleidungsstücke liebte, wie wir auch aus den Hausregeln sehen können, unser alter Flattich nicht. Ein Hut wäre freilich, hier bei uns zu Lande, für einen Mann gerade nicht sonderlich nöthig, denn dafür hat man Haut und Haare auf dem Kopfe. Der alte Flattich dachte auch so, und trug daher statt des Hutes, wenn er ausging, blos ein wachsleinwandenes Hutfutteral, dem man es noch dazu auf verschiedene Weise ansehen konnte, daß er zu Hause, in Münchingen, nicht einmal dieses Hutfutteral gebrauchte, sondern vielleicht blos die Schattirung von einem Hute.

Wenn er übrigens auch einmal ein besonders gutes Kleidungsstück hatte, so gabs immer gar zu Viele, die es, nach seiner Meinung, noch nöthiger brauchten als er, und da besann er sich dann nicht lange, was in solchem Falle zu thun sei.

Einmal kam, von Schweiße triefend und ganz ermüdet, ein Handwerksbursche zum alten Flattich und begehrte eine

Gabe. Da nun der Pfarrer so gar gut und gastfrei war, faßte sich das junge Blut ein Herz, erzählte dem Pfarrer, daß er auf seiner Wanderschaft fast bis am Rhein gewesen, er habe aber noch gar weit nach Hause, denn seine Mutter wohne 2 Stunden hinter Ellwangen. Die Füße hieltens wohl noch aus, wenn er etwas zu leben habe, und wären immer wieder zugewachsen, so oft er sie sich auch aufgegangen, die Strümpfe aber nicht, der Herr Pfarrer solle nur sehen, was das für ein Elend wäre. Und er wäre doch von ordentlichen Eltern, und zu Hause bei seiner Mutter hätte er wohl noch 3 Paar gute Strümpfe. Wie er aber mit den Fetzen da, bei seinen wehen Füßen, nach Hause kommen solle, wisse er nicht.

Da geht der Pfarrer und holt ihm sein bestes Paar Strümpfe. Etliche Tage drauf bemerkt die Frau, denn die Uebersicht kostete nicht viel Mühe, den Abgang. Da fragt sie: lieber Mann, hast du denn das neue Paar Strümpfe etwa herausgethan aus dem Kasten da? — Ja, sagte der, ich habs einem armen Handwerksburschen geschenkt. — Ei, spricht die Frau, warum hast du ihm denn gerade deine guten und nicht lieber ein Paar schlechte geschenkt? — Meine liebe Frau, sagte der Alte, schlechte hatte der Handwerksbursche selbst.

In seinen späteren Jahren pflegte der liebe Alte, wenn er gerade eine Ruhestunde hatte, still in seinem Lehnstuhl zu sitzen und irgend eine Stelle der heiligen Schrift betend zu überlegen. Einmal (so erzählte uns Freund Burger) da der Alte auch so still im Lehnstuhl sitzt, schaut einer der jüngsten Kostgänger, ein Kind vielleicht von 5 oder 6 Jahren, zum Fenster hinaus, verliert das Gleichgewicht, und stürzt vom obern Stock hinunter aufs Steinpflaster. Der Alte ruft hinaus zur Tochter: Marie, der Kleine da ist hinunter gefallen, geh doch hinunter und hol ihn herauf. Die Tochter geht hinunter und bringt das Kind, das außer dem Schrecken fast gar nichts gelitten hatte, herauf. Indeß läuft das Gerücht von dem „Unglücksfall“ von einem Nachbarhaus zum andern, und das Pfarrhaus wird voll Leute. Am báldesten unter allen kam aber, ihr klei-

nes Mädchen auf dem Arme, eine Nachbarin herbei, die dem Pfarrer gegenüber wohnte. Ei, sagte die, Herr Pfarrer, Ihnen möcht ich eben ein Kind anvertrauen. Lassen das Bübele da aus dem Fenster herunterfallen und sind im Zimmer. Und mich sollte das gar noch nicht so ärgern, wenn Sie nur wenigstens, da Sie es fallen sahen, von Ihrem Lehnstuhl aufgestanden und hinuntergegangen wären. Ich hab's aber recht gut gesehen, Sie sind eben ruhig sitzen geblieben, und haben die Tochter hinunter geschickt. Ein Glück ist's nur, daß es diesmal so gut abgegangen, und daß dem Kinde nichts fehlt. Da bin ich doch eine andere Frau. Ich hab nur das einzige Kind da, aber das laß ich den ganzen Tag nicht von den Armen herunter, und nicht aus den Augen.

Während die Frau so mit dem alten Pfarrer zankte, war die Stube immer mehr voll Leute aus dem Orte geworden, die der Frau zuhörten und den alten Pfarrer im Lehnstuhl ansahen, der kein Wort zu Allem sagte. Indeß hatte sich das kleine Mädchen von den Armen seiner Mutter herunter gemacht, und lief neben ihr, und zum Theil an ihrer Hand, auf dem Boden herum. Zwischen dem Gedränge steigt aber das Kind auf einen Schemel, fällt unversehens um, und fällt sich das Aermchen aus. Da sagt der Pfarrer zu der Nachbarin: „Sieht Sie, liebe Frau, ich bin alt und habe viele Kinder zu versehen. Wenn ich dann am Morgen aufstehe, so befehl ich die Obhut der Kinder alle im herzlichen Gebet dem lieben Gott an, und da weiß ich schon, wenn sie fallen, fallen sie einem lieben Engelchen in die Arme. Sie aber wills mit eigener Sorge und beständiger Aufsicht allein ausrichten, und da fehlts eben doch."

Mein Freund B u r g e r war noch einmal an einem Sonntag bei dem lieben F l a t t i c h, in der Zeit, wo dieser schon alt und schwach war. Der Alte saß da, wie gewöhnlich, im Lehnstuhl, heiter und mit einem Gesicht, das immer aussieht wie ein Gebet. Der Sohn tritt herein, welcher Adjunktus bei dem Alten war, und ist schon angekleidet, um die Kanzel zu betreten; da sagt jener: gieb mir den Priesterrock her, ich will eben

heute einmal predigen. Und das war ein recht guter Einfall von dem Alten, denn es waren gerade heute, ohne daß ers wußte, viele Leute weit hergekommen, um den Greis einmal predigen zu hören.

Der Alte predigt heute über Matth. 24. und zugleich über die Leiden der ernsteren Christen in der Welt, der Christen, welche die Welt Kopfhänger nennt. „Dann aber," so schließt er, „wenn dieses anfähet zu geschehen, so sehet auf und hebet eure Häupter auf, ihr Kopfhänger! darum daß sich eure Erlösung nahet." Der alte Burger sagt, so eine Predigt, so voll treuherzig=christlicher Einfalt, und zugleich so voll Salbung und Kraft, habe er nie gehört. Es war, als hätte der Alte einen lebendigen Vorschmack davon, ja als wäre er selbst im Geiste dabei gewesen, bei der Wonne und Freude der geschlagenen Knechte, wenn sie nun auf einmal ihren Herrn — des Menschen Sohn — sehen kommen in den Wolken, mit großer Kraft und Herrlichkeit (Luc. 21, V. 27 u. 28.): „Ja, ihr Seelen alle, laßt uns getreu sein bis an den Tod, so wird er uns auch die Krone der Ehre geben. — — Amen ja, Herr Jesu komm." Es ging Mancher, gestärkt zum Treusein bis an den Tod, aus dieser Predigt nach Hause.

Doch wir wollen den Mann selbst sehen, wie er leibt und lebt, und ihn selbst sprechen hören in seinen Hausregeln.

2. Des Pfarrer Flattich dreißig Hausregeln.

1. Nicht viel brauchen, so darf man nicht viel erwerben.

Das Hausen machte mir eine lange Zeit viel zu schaffen, bis ich endlich auf die dürre Regel kam: nicht viel brauchen, so darf man nicht viel erwerben; denn das Erwerben macht einem so viel Sorgen, und das viele Sorgen konnte ich nie leiden. Um nun von den vielen Sorgen loszukommen, mußte ich darauf bedacht sein, in meiner Haushaltung wenig zu brauchen, damit ich nicht viel erwerben dürfe. Ich habe mich deswegen nur auf die Liebe gelegt, und nicht auf die Ehre; denn

bei der Liebe verdirbt man nicht, denn man kann oft 20 gute Freunde in der Liebe speisen, bis man einen einzigen Gast herrenmäßig traktirt. Wenn ich mich nun vorher schämte, wenn ich schlecht aß, und es kam Jemand über dem Essen zu mir, so schämte ich mich hernach, wenn ich etwas Gutes aß.

Die wenigsten Christen gehen in's Neue Testament hin. Christus sagt zur Martha: Eins ist Noth. Maria hat das beste Theil erwählet. Man soll auf dieser Welt nicht viel brauchen, dieß macht so viel Sorge und Mühe; keine kostbaren Haushaltungen führen, damit man auch Zeit hat das beste Theil zu erwählen: das Wort Gottes zu betrachten. Die meisten Menschen suchen es in der Welt gut zu haben: deswegen läßt Gott es Manchem so übel gehen; er macht Wittwen, Waisen, und schickt allerhand Kreuz zu, und züchtigt uns, daß wir nicht sammt der Welt verdammt werden und wir von diesem Weltsinn hinwegkommen; aber wenn es Einem hart geht, so murrt man, ist verdrießlich, klagt und will nicht aus dem Worte Gottes schöpfen: Trost und Licht, das uns doch zeigt, daß wir es in der Ewigkeit recht gut bekommen werden.

2. Simple Einrichtung in der Haushaltung ist auch hauptsächlich in Ansehung des Gesindes nöthig.

Dieses findet man deutlich an Abraham, der 300 Knechte hatte, und war kein solcher Lärm, als man jetzt nur mit Einem Knecht oder Magd hat. Die Ursache davon ist diese: weil Abraham in allen seinen Sachen schlecht und gerecht gewesen, was heutiges Tages nicht ist, sondern Alles kostbar, und wenn hernach etwas von dem Kostbaren zerbricht oder verloren geht, so giebt es die größesten Händel. Wenn man sich, wie Abraham, in Allem auf das Schlechteste legte, schlecht und recht wäre, so würde Einem das Hausen nicht so viel Sorgen und Verdruß machen. — Es wollte mir Jemand ein Paar seidene Strümpfe verehren, ich sagte aber zu ihm, ich bedanke mich vor die Ehre, denn wenn ich die Strümpfe anziehen wollte, so würden sie mich wenigstens 1000 fl. kosten: weil die übrigen Kleider auch dazu harmoniren müßten, und nicht nur ich müßte kostbar mich klei-

den, sondern auch meine Frau und Kinder, und mit dieser kostbaren Kleidertracht müßte auch die übrige Einrichtung im Hause übereinkommen, z. E. in der Aufwartung, kostbar essen u. s. w. Wenn man dieses zusammennähme, so würde es sich hoch belaufen. — Ehre und gute Tage wollen, macht lauter Sorgen.

3. Von dem Unterschied der Sorgen.

Es giebt viererlei Sorgen: Nahrungssorgen, Wollustsorgen, Reichthumssorgen und Ehrensorgen.

Nahrungssorgen sind die leichtesten. Denn man wird nicht leicht Jemand Hunger sterben sehen, weil man die Verheißung hat: Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen. Matth. 6.

Die Lustsorgen sind schon schwerer, denn auf's Wohlleben hat Gott keine Verheißung gesetzt. Jac. 4, 3: „Ihr bittet und krieget nicht, darum, daß ihr übel bittet, nämlich dahin, daß ihr's mit euren Wollüsten verzehret.“ Die Franzosen wurden sehr wollüstig und hoffärtig; auch machte man ihnen in unserm Lande Vieles nach: darum kommt jetzt durch den Krieg mit den Franzosen Theuerung, damit man wieder sparen lerne, da man ohnehin immer an dem Worte zu lernen hat: laß dich nicht gelüsten. Wirklich ist eine bedenkliche Zeit. Die Leute werden zu wollüstig, kostbar im Essen und Trinken, hoffärtig in Kleidern und in der Haushaltung, darum läßt Gott diese harte und theure Zeit kommen, daß die Leute wieder herunter müssen; denn ehemals hat man viel weniger gebraucht als gegenwärtig.

Eben so schwer sind die Reichthumssorgen, weil im Neuen Testament dem Christen kein zeitlicher Reichthum verheißen ist, sondern Paulus schreibt an die Christen: Wenn ihr Nahrung und Kleider habt, so lasset euch begnügen. Es ist heut zu Tage übel, daß man Kinder nur zum Lernen anhält, damit sie etwas „Rechtes“ lernen und einmal große Besoldungen bekommen und wohlleben können. Die vornehmsten Apostel hatten es am Härtesten, und bei uns haben die vornehmsten Geistlichen das größte Einkommen. Auch muß man sich hüten, daß man von jungen Leuten frühzeitig so viel fordert, damit sie nur suchen sollen, ihr

Glück in der Welt zu machen. Dadurch werden ihre Gemüther sehr verderbt. Es heißt: Armuth und Reichthum gieb mir nicht. Es ist hart, arm zu sein, aber man muß auch nicht begehren reich zu werden, es gut zu haben und sein Weltglück zu suchen. Wer nur sucht sein Weltglück zu machen, der wird eben verdrießlich, wenn er älter wird, so daß sich Mancher schon gewünscht hat: wenn ich nur in einem geringern Stand wäre, und wäre vergnügter und zufrieden. Es war mir sehr wohl, als ich noch im Kloster war, so las ich in einem philosophischen Büchlein: der sei der größte Herr, der über sich selbst Herr sei; wenn man nun das werden wolle, so solle man das thun, was einem sauer werde, und solle dabei an dem anfangen, was Einem oft vorkomme. Weil nun das Essen oft vorkommt, so solle man da anfangen und das nicht essen, was man gern äße. Dies bekam mir wohl, weil ich da gar wenig brauchte; denn wer viel braucht, ist Anderer Sklave und kommt in manche Nöthen, deren ich überhoben war. Da kam ich recht gut fort, nur weil ich mich im Essen selbst beherrschen konnte und dadurch wenig brauchte. Heut zu Tage, weil die Pfarrer so kostbare Haushaltungen haben, so nehmen sie es so genau mit den Zehenten, sie wollen große Besoldungen haben und nur nehmen. Sie beobachten den Spruch nicht: Geben ist seliger denn Nehmen. Christus sagt nicht: nehmet viel, sondern gebet viel. Darum haben auch die Pfarrer so wenig Zutrauen bei ihren Gemeinden.

Ehrensorgen sind die schwersten, denn diese sind aus dem Hochmuth und sind also teuflische Sorgen, da man nämlich beim Wohlleben auch noch angesehen sein möchte! Wollust- und Ehrensorgen sind deswegen so hart, weil man allein sorgen und die Last tragen muß. Da hingegen bei den Nahrungssorgen Gott sorgt, nach dem Spruch: Werfet eure Sorgen auf Ihn. Es wollen deswegen manche Leute sich lieber plagen und mißhandeln lassen, wenn sie nur manchmal ihre Lust büßen können. Das glauben Viele, daß sie Gott in der Nahrung erhalten werde, aber eben nicht in der Ehre. — Wenn man demnach keine Wollust-, Ehren- und Reichthumssorgen hätte, so wäre das Hausen nicht

so schwer. Hingegen wenn Einer gern wohlleben und großthun möchte, so muß er sich viele Mühe geben. Ich finde daher einen großen Unterschied in Ansehung der Arbeit, zwischen einem Weltmenschen und einem Christen.

4. Ein Christ hat nicht mehr so nöthig, im Schweiß zu arbeiten, wie ein Weltmensch.

Weil der Mensch nach dem verbotenen Baum sich hat gelüsten lassen, so ist der Fluch auf die Erde gelegt worden, daß Gott deswegen zu dem Adam gesagt hat: im Schweiß deines Angesichts wirst du dein Brod essen. Mancher Mensch möchte gern an Sonn- und Feiertagen im Wirthshaus sitzen. Damit er nun Solches thun könne, so muß er die Woche über einen Tag wie den andern arbeiten, daß er wieder etwas zum Verthun hat. Ein Christ aber hat nicht nöthig, wie ein Weltmensch im Schweiß seines Angesichts und im Fluch zu schaffen, denn er braucht nicht viel, weil er nicht mehr nach seinen Lüsten lebt, sondern sich behilft und in der Ordnung bleibt, und hat auch nicht nöthig sich mit so vieler Mühe und Sorge auf's Erwerben zu legen, und kommt doch besser fort als ein Weltmensch. Also macht das Christenthum das Hausen leicht.

5. Beim Hausen kommt es nicht auf theuer verkaufen, oder auf wohlfeil einkaufen an.

Wenn z. B. zwei Weiber mit einander auf den Hafenmarkt gehen, um Geschirr zu kaufen, und die Eine eine Schüssel um 4 kr., die Andere eine gleiche um 3 kr. kauft; so hat die Letztere wohlfeiler eingekauft als die Erstere. Wenn aber Letztere ihre Groschenschüssel unterwegs zerbricht, so ist die Batzenschüssel die wohlfeilste. Mithin ist das das Wohlfeilste, wobei ein Gedeihen ist.

6. Es ist besser, seine Nahrung durch's Arbeiten, als durch Handel erwerben.

Da ich Vikar in Hoheneck war, so war ein Richter da, der sich auf's Handeln legte und öfters zu sagen pflegte: Es ist besser drum geschwätzt als drum geschafft. Ich verstand es da-

mals noch nicht. Da ich aber schon Pfarrer war, so hörte ich von diesem Richter, daß man ihn vergantet habe. Da fiel mir seine Rede wieder ein: es ist besser drum geschwätzt, als drum geschafft, und kehrte es um und sagte: nein, es ist besser drum geschafft, als drum geschwätzt; denn beim Arbeiten wird man zwar nicht schnell reich, aber man verdirbt auch nicht dabei. Denn weil die Arbeit der Ordnung Gottes gemäß ist, so ruht ein Segen darauf.

Da ich Pfarrer in Metterzimmern war, so probirte ich auch allerlei, ich kaufte Güter und Weinberge und machte allerlei Versuche, wie die Güter zu behandeln, daß sie mehr ertragen. Endlich verfiel ich auf den Weinhandel. Das Erstere wäre schon recht gewesen, ich habe dadurch eine Einsicht in den gemeinen Stand bekommen und konnte hernach manchen nützlichen Rath geben. Aber der Weinhandel hat mich oft gereut, den hätte ich nie anfangen sollen; denn wenn ich schon nicht zu betrügen begehrt habe, so sagt doch Paulus von einem Bischof, er solle keine seinem Amte unanständige Handthierung treiben, nämlich nicht gewinnsüchtig sein. Der ordentliche und der göttlichen Ordnung gemäße Weg, sein Brod zu verdienen, ist also die Arbeit. Auch der Prälat Bengel hat deswegen gewünscht, daß Geistliche ein Handwerk hätten, und daher über den geistlichen Stand geklagt, daß er ein Herrenstand geworden sei. — Da vor mehreren Jahren eine starke Erweckung in hiesiger Gemeinde war, so gaben Mehrere das Hausen, weil sie es für ein Hinderniß im Christenthum hielten, eine Zeitlang ganz auf. Endlich aber kamen sie zu mir und sagten, sie hätten das Hausen ganz aufgeben wollen, aber sie sähen nun wohl ein, daß es sich nicht thun lasse. Weil sie aber jetzt nicht mehr so hausen könnten, wie vorher in ihrem unbekehrten Zustand, so möchte ich ihnen doch rathen, wie sie es angreifen sollen. Ich antwortete ihnen: ich hätte es wohl gesehen, daß ihnen das Hausen ganz entleidet gewesen, denn wenn man in einer Sache zu viel gethan, so komme man hernach leicht auf den andern Abweg, daß man zu wenig thue, und weil ich es mir vorgestellt, daß sie kommen

und mich darüber um Rath fragen würden, so sei mir schon lang bang dafür gewesen. Da sie nach der Ursache fragten, so antwortete ich: leider ist der geistliche Stand ein Herrenstand worden, denn Paulus konnte seinen Gemeinden seine Hände zeigen, nach Apost.-Gesch. 20. und sie auf sein Exempel weisen, wie man arbeiten müsse. So sollte ich als euer Pfarrer zu euch sagen können: Hauset und schaffet wie ich. Aber so kann ich euch blos einen Rath geben. Man kann nämlich auf dreierlei Art hausen, entweder wie ein ehrbarer Heide nach der bloßen Vernunft, oder als ein Jude nach den Sprüchwörtern Salomo's, oder als ein Christ nach dem Neuen Testament, nämlich nach der Lehre Christi und seiner Apostel.

Nach dem Wort Gottes haben wir auf 2 Stücke zu sehen: zufrieden sein mit dem, was da ist, wie Paulus sagt: Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm begnügen; das andere ist die Arbeit.

Bei der Arbeit ist der Segen die Hauptsache: denn in der Hauptsache haben wir keinen Verstand, sondern wir sind eben nur in Kleinigkeiten gescheidt. Gott läßt uns z. B. die Freude, daß wir die Felder mit Verstand bauen können auf diese oder jene Art, wie wir's für gut halten; aber wenn es an der guten Witterung fehlt, so hilft uns aller Verstand nichts; es bleibt also das immer die Hauptsache: ob Gott seinen Segen dazu giebt; außerdem mag man anfangen, was man will, so kommt nichts heraus, daher ich auch zu sagen pflege: der Mensch ist eben gescheidt, so lang ihm eine Sache geräth; läßt es ihm aber Gott nicht gerathen, so hört aller Verstand auf. Ich habe auch wahrgenommen, daß Einem Gott den Verstand oft nicht für sich selbst, sondern für Andere giebt, z. B. ich habe oft können einem Andern etwas rathen, wenn er in der Noth war, in der Haushaltung oder in Ansehung der Erziehung der Kinder, und wenn er meinem Rath gefolgt hat, so hat es ihm geholfen. Wenn ich es hingegen selbst gethan, so ist es mir mißlungen; da habe ich eingesehen, daß man für sich den Glauben, den Verstand aber für Andere hat.

7. Es ist leichter zu hausen, als zu verderben.

Wenn ich mit Leuten rede, denen das Hausen so viel zu schaffen macht und die in Sorgen stehen, sie möchten endlich verderben: so pflege ich ihnen die Frage vorzulegen, was leichter sei: zu hausen oder zu verderben? worauf sie mir zur Antwort geben: hausen sei freilich schwerer, denn verderben könne man leicht, das sei keine Kunst. Ich sage aber zu ihnen, ich glaube es nicht, sondern ich halte es für weit leichter zu hausen als zu verderben, denn sie sollen die Sache nur so annehmen, ob sie denn ihre Kinder verderben lassen? Müßte nicht ein Kind viel anstellen, bis ein Vater seine Hand von ihm abzöge? so sei es noch viel mehr bei Gott; ein Mensch müsse abscheulich viel Böses anstellen, bis Gott seine Hand von ihm abzieht und ihn verderben läßt. Also ist es leichter zu hausen als zu verderben, weil Gott Einen nicht gern verderben läßt.

8. Arme können leichter hausen als Reiche, weil diese weit mehr Sorgen haben als jene.

Je mehr man hat, desto mehr muß man sich Mühe geben, daß man nichts davon verliert, und man will es nicht nur nicht verlieren, sondern man möchte es auch gern höher bringen. Z. E. es hätte ein Weib **100** Hennen: wie viel Sorge würde diese haben, daß sie um keine käme und auch um kein Ei; und so ist es mit den Capitalien und Mobilien, wie viel Sorge und Angst muß man immer haben, daß man im Gant nicht durchfällt und auch sonst nicht verliert; da hingegen die Armen es besser haben, weil sie nicht so viel zu besorgen haben.

9. In der Welt macht kein Stand glücklich.

Die Glückseligkeit hängt nicht vom Stand ab, sondern von dem, ob man einen guten Muth hat; und gemeiniglich sind die Reichen und Vornehmen die Unglückseligsten, weil sie lauter Mißvergnügen sind und viel mehr Sorgen haben. Aber die Geringsten und Aermsten sind oft am vergnügtesten, weil sie nicht so hoch hinaus wollen und mit dem Geringen zufrieden sind. Der Mensch muß geschoren sein: wenn er nicht von Andern geschoren

wird, so pflegt er sich selbst zu scheeren. Besser ist es, es geschehe von Andern, als von sich selbst. — Es heirathet Mancher reich, damit er in den Lüsten leben, gut essen, trinken und großthun darf. Christus sagt, man solle sich Schätze sammeln im Himmel, sich im Verleugnen und Vergeben üben: bei allem diesem sei es Einem wohl. Weil der reiche Mann sich in Purpur und köstliche Leinwand kleidete, alle Tage herrlich und in Freuden lebte, so hieß es bei ihm: Du hast dein Gutes empfangen in deinem Leben; so ward er alsdann gepeinigt und kam in die Hölle. Wer also Augenlust und Fleischeslust liebt, der kommt in die Hölle. Man soll es doch ja nicht in der Welt gut haben wollen, denn wenn man sich gute Tage wünschet, so wünscht man sich die Hölle; sondern wie der Apostel sagt: wir rühmen uns der Trübsal, — das will aber freilich nicht schmecken. Deswegen ist man so verdrießlich, murrt und klagt, wenn man Trübsale hat. Es ist bedenklich, daß vornehmer Stand und Reichthum so viel dem Neuen Testament entgegen ist, darum sagt auch Christus: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme.

10. Es ist besser von Fremden betrogen werden als von seinen eigenen Kindern.

Es wurde mir einmal vorgehalten, warum ich so unvorsichtig sei mit dem Geld Ausleihen und Alles auf bloße Handschriften hergebe! Darauf gab ich zur Antwort: ich wolle lieber von Fremden betrogen werden als von meinen eigenen Kindern, welches ja oft geschieht, und dieses kann man auch nicht so als einen Raub ansehen, dahingegen man nach Ebr. 10. jenes so annehmen kann, wie es heißt: sie haben den Raub ihrer Güter mit Freuden erduldet. Dieses ist freilich schwer, sich von Fremden seine Sache auf eine ungerechte Art nehmen lassen, und sich nicht dagegen wehren, sondern sich darüber freuen. Wenn man aber im Leiblichen um etwas kommt, so muß man auch auf die Ursache merken und Dasjenige schwinden lassen, bei dem kein Segen sein kann. Weil ich öfters in Gant kam, so incommodirte mich dieses anfangs sehr; da ich aber der Sache nachdachte,

so fand ich, daß die Capitalien, welche in Gant kamen, ererbtes Gut von einem Vetter waren, der es auf eine ungerechte Art erworben. Sobald ich auf diesen Gedanken kam, so wunderte ich mich nicht mehr, daß es so gehe, und ergab mich willig darein, daß dieses ererbte Vermögen alles fort müsse, weil kein Segen darin sei.

11. Man muß nicht allem Unglück ausweichen, weil auch Arme und Geringe sich solches gefallen lassen müssen.

Da ich noch in Metterzimmern Pfarrer war, so kam eine Frau zu mir, die Geld bei mir entlehnen wollte; ich sagte aber zu ihr: daß ich wirklich keines habe, und wenn ich auch etwas hätte, so müßte ich Anstand nehmen, Jemand etwas zu geben, indem ich schon zum achten Mal in Gant gekommen und also gewitzigt worden sei. Dieses Weib gab mir aber zur Antwort: das hätte ich nicht von Ihm geglaubt, daß Er so dächte, ich bin ein armes Weib, und wenn mir Gott ein Unglück zugeschickt, so muß ich mir es gefallen lassen, und hingegen Er ist Pfarrer und will sich kein Unglück gefallen lassen! Da ich mich über die Antwort dieses Weibes bedachte, so mußte ich erkennen, daß sie mir die Wahrheit gesagt. Wenn man es immer besser haben möchte und auf Reiche und Vornehme siehet, so ist man niemals zufrieden. Damit man also mit seinem Stand auch zufrieden sei, so muß man nur auf die sehen, die es schlimmer haben. Daher ich auch zu sagen pflege, man soll nicht auf den Hahn auf dem Thurme sehen, weil man nicht zu diesem hinauf könne und auch leicht fallen könnte, sondern auf den Boden soll man sehen. Ich habe schon oft Leute angetroffen, gegen die ich mich schämte, daß sie es in allen Stücken so hart haben und ich es so gut haben solle. Wenn man sich also für glücklich halten will, so muß man nicht zu den Reichen gehen, wiewohl diese nur glücklich scheinen: denn ihre Leiden sind meistens verborgen.

12. Zum Hausen gehört rechtes und gutartiges Gesinde.

Es beklagten sich öfters Leute bei mir, daß sie so schlechtes Gesinde haben; ich sagte aber allemal, es nehme mich nicht

Wunder, denn in Ansehung des Gesindes sei man viel gleichgültiger, was es vor eine Art sei, als wenn man z. E. Vieh oder sonst etwas kaufe. Denn da frage man zu allererst, ob es auch von guter Art herkomme? Noch viel mehr liege ja bei den Menschen daran, von was für einer Art sie seien. Wenn man demnach einen Knecht oder eine Magd dinget, so muß man nicht nur darauf sehen, ob die Leute den Geschäften gewachsen, sondern ob es auch redliche Leute sind, daher muß man zuerst nach der Art fragen, nämlich, wer sind ihre Eltern gewesen? was haben sie für eine Auferziehung gehabt? denn Salomo sagt: ich sehe mich um nach den Treuen im Lande &c.

Man sieht es auch am Exempel Josephs, was an gottesfürchtigem Gesinde gelegen ist; denn wie viel Segen ist um seinetwillen auf das Haus Potiphars und Pharao's gekommen! Und dieses war auch mein Hauptgrund, warum ich niemals eine kleine Haushaltung begehrte, sondern lieber viele Leute in meinem Hause zu haben wünschte, weil unter mehreren eher auch solche sind, auf denen ein Segen ruht, und hernach solcher Segen auf das ganze Haus kommen kann, wo sie sind. Auch Abrahams Beispiel erregte mir oft den Wunsch, eine recht große Haushaltung zu bekommen, weil er bei seinen 300 Knechten und so vielem Gesinde ein so glücklicher Mann war; ich dachte deswegen immer, nur so glücklich möchtest du werden, daß du auch viele Knechte und Mägde halten dürftest, brachte es auch einmal dahin, daß ich drei Mägde hatte: da hielt ich mich für recht glückselig, ob ich schon viele Beschwerlichkeiten und Verdruß dabei hatte, denn je mehr Leute man im Hause hat, desto mehr Uebung hat man gemeiniglich auch.

13. Wenn man rechtes Gesinde will, so muß man ihnen auch etwas Nützliches zu schaffen geben.

Es wurde mir einmal geklagt, daß man keine rechten Mägde bekommen könne; ich sagte: dieses sei die Ursache, weil sie lauter liederliche Geschäfte haben, z. E. putzen, ausfegen u. s. w. Dieses stehe eine rechte Magd nicht aus, weil der Mensch von seiner Arbeit einen Nutzen sehen wolle, denn von Gott heißt

es: er sahe an Alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war Alles sehr gut. Da hat Gott ein Wohlgefallen an seiner Arbeit gehabt. Wenn also der Mensch einen Nutzen oder Frucht siehet, so freuet es ihn; deswegen gehet eine rechte Hausmagd lieber aufs Land, und wird Viehmagd: denn wenn das Jahr um ist, so kann sie den Nutzen oder Frucht an dem Vieh aufweisen, und an nützlichen Geschäften, da dieses in den Städten nicht ist. Die andere Ursache, warum eine rechte Magd nicht gern in eine Stadt geht, ist diese: weil die meisten Frauen nur gewohnt sind, die Mägde zu commandiren und zu hudeln. Manche Mägde lassen sich Solches gefallen, um des Schlecks oder um des guten Lohns willen, oder wenn sie etwas Gutes zu essen und zu trinken bekommen; welche aber eine ehrliche Person ist, die sieht auf das Alles nicht, und läßt sich daher auch nicht gern hudeln. Da sich eine Magd zu mir verdingen wollte, so fragte ich sie: wenn ich zu euch sage: geht des Tags 15 Mal zur Stiege hinab und wieder herauf, thut ihr's? Da sie nun antwortete: ja! so sagte ich zu ihr: ich will euch nicht, denn ihr seid nichts nutz, ihr seht nur auf den Lohn, eine ehrliche Magd aber schafft nicht nur um des Lohnes willen, sondern sie will auch einen Nutzen von ihrer Arbeit haben. Da ich in Metterzimmern war und daselbst Güter hatte, und also Taglöhner haben mußte, so fehlte es mir immer an rechten Taglöhnern, bis ich endlich auf den Spruch kam: ich sehe mich um nach den Treuen im Lande. Da war ich nun darauf bedacht, wie ich treue Leute bekomme: um sie nun kennen zu lernen, kam ich auf einen besondern Gedanken; ich hatte nämlich einen sehr schönen Birnbaum im Garten stehen, daran probirte ich sie: wenn ich zu Einem sagte, er solle mir diesen Baum abhauen, er gebe mir zu viel Schatten im Garten, und er gleich willig dazu war, so ließ ich ihn bald wieder gehen, und den nahm ich hernach nicht zum Taglöhner, weil er nur um des Lohnes willen arbeitete. Wenn aber einer darüber stutzte und zu mir sagte: das wäre Sünd und Schad, wenn man diesen Baum umhauen würde, ich mache mir ein Gewissen daraus

es zu thun, so nahm ich diesen zu einem Taglöhner, weil ich ihn für treu und ehrlich hielt.

14. Rechte Behandlung des Gesindes ist sehr nöthig.

Man meint insgemein, mit dem Gesinde könne man anfangen, was man wolle, weil es arm ist; daher als mir Jemand erzählte, daß man einen Elephanten gesehen, der zahm sei, so sagte ich, ich wüßte noch eine größere Kunst als diese, nämlich eine Mücke zahm zu machen; wenn das gleich ein so kleines Thierlein sei, so gehe es doch nicht so leicht, als bei einem großen Elephanten. Da man nun wissen wollte, was ich mit diesem Gleichniß wollte, so sagte ich, eben so kann man sich irren, wenn man denkt: Knechte und Mägde sollten leicht zur Raison und unter die Botmäßigkeit gebracht werden können, weil sie arme und geringe Leute seien; aber eben aus diesem Grund kann man sie nicht so leicht bezwingen, weil sie sich nicht viel daraus machen, wenn sie gleich fortgeschickt werden; denn sie denken, sie haben gleich wieder einen Herrn; da hingegen die Vornehmen, wenn sie abgeschafft werden, lang zu thun haben, bis sie wieder ankommen können; und deswegen muß man jenen weit mehr gute Worte geben. Man findet auch gemeiniglich, daß rechte Knechte und Mägde lieber bei einem Bauer sind, als bei den Vornehmen, denn ein Bauer setzt sich zu seinem Knecht an den Tisch, und essen mit einander, hingegen bei den Vornehmen muß das Gesinde zusehen, und bekommt viel schlechteres Essen als sein Herr. Moses, der ein so großer Herr war, nahm fürlieb mit der gemeinen Speise, und dem Volk wurde Fleisch gegeben; jetzt aber kehrt man es um, daß man sagt: dem Herrn gehört Fleisch. Der gemeine Mann hingegen soll mit der schlechten Speise fürlieb nehmen.

15. Zum Hausen gehört vornehmlich auch Treue im Ehestand.

Wenn ich so auf die Leute gemerkt, welche so viel Sorgen hatten wegen dem Hausen, daß sie nur nicht verderben, so habe ich gefunden, daß nicht leicht Einer verdirbt, wenn der

Mann treu ist, und auch das Weib. Hingegen kann Einer ein großes Vermögen haben, und es ist entweder der Mann dem Weibe, oder das Weib dem Manne untreu, so nutzt ihnen ihr ganzer Reichthum nichts: denn da hört der Segen auf, wo es bei der Treue nicht richtig ist, weil Gott den Ehestand eingesetzt hat, und ihn segnete. Wenn man Jemand vergantet, so kann man oft allerlei Ursachen anführen, z. E. er sei kein rechter Haushalter gewesen, habe seine Sachen nicht recht zu rath gehalten, oder Andere haben ihn darum gebracht u. s. w. Ich halte mich aber nicht bei dergleichen Ursachen auf, sondern frage gleich nach der Treue, denn das ist meist der Hauptbuz, wenn Einer verdirbt.

16. Zum Hausen gehört nachgiebiges Verhalten der beiderlei Eheleute.

Als ich zu zwei Eheleuten kam, so sagte ich zu ihnen bei einer gewissen Veranlassung: Sie werden auch das Sprichwort gehört haben: der Gescheidteste giebt nach. Wann also der Narr an den Mann kommt, so muß die Frau nachgeben, und wenn der Narr an die Frau kommt, so muß der Mann nachgeben; kommen aber die Narren zusammen, so giebts Händel; wenn aber der eine Theil durch Verstand nachgiebig ist, so werden die Händel vermieden. Und wenn der Mann das Haupt und also der Gescheidteste sein will, so ist er verbunden zehnmal mehr nachzugeben seiner Frau, seinen Knechten und Mägden, als diese ihm, weil es heißt: der Gescheidteste wird nachgeben.

17. Ein Hausvater muß die Regel in sich haben: nicht mein Wille geschehe.

Ich bekam einmal Gäste, diesen machte ich die Frage: ob sie auch wissen, was ein rechter Hausvater sei? Sie werden vermuthlich glauben, wenn man der Herr im Hause sei, so müsse Einem Alles nach seinem Kopfe gehen, die Frau und Kinder und Gesinde müssen Alles thun, was man nur wolle, und wenn es nicht so gehe, so müsse man mit Gewalt sein Recht behaupten. Allein das sei dem Exempel Christi nicht gemäß. Bei Christo habe es immer geheißen: nicht mein Wille geschehe.

Mit Gewalt habe er nichts erzwingen wollen. Da nun das ein rechter Hausvater sei, der sich nach dem Beispiel Christi richte, so müsse er sich auch dies eine Hauptregel sein lassen: nicht mein Wille geschehe. Er darf also nicht denken, seine Frau müsse Alles thun, was er wolle, und bei seinen Kindern müsse es immer nach seinem Sinne gehen. So leicht aber diese Regel zu verstehen ist, so schwer ist sie in der Ausübung.

18. Ein Hausvater muß zuweilen der Narr im Hause sein. Wenn man aber nur mit Geduld ausharret, so bleibt man doch der Herr im Hause.

Ich habe in der Erfahrung gefunden, daß bei einem Hausvater gewisse Zeiten kommen, wo ihn die Frau nichts gelten läßt, wo ihn das Gesinde nichts gelten lassen will, wo ihn die Kinder nichts gelten lassen wollen; da es wider seinen Sinn geht, er mag machen und anfangen was er will; und würde er sich widersetzen, so gäbe es ihm die größten Händel.

Ein gewisser Edelmann lebte sehr uneinig mit seiner Frau, so daß sie ihm entlief. Weil er nun zu mir kam und von mir begehrte, daß ich in der Sache mitteln sollte, so sagte ich zu ihm: ich wisse ihm keinen andern Rath zu geben, als daß er vier Wochen seiner Frau Bärenhäuter sein müsse. Da ich ihm aber erklärte, was ich unter einem Bärenhäuter verstehe, so wollte er sich nicht dazu entschließen, und sagte: es sei ihm zu lang vier Wochen. Ich antwortete ihm aber: so sei ihm auch nicht zu helfen, es sei ohnehin vier Wochen nicht genug; denn ich habe gedacht, wenn er es sich so lange gefallen lasse, so werde er finden, wie gut es sei, und werde es hernach aus freiem Trieb selbst so machen. Denn auf diese Art könnte er wieder der Herr in seinem Hause werden.

Man pflegt freilich, weil man solche Sachen nicht gern thut, allerlei Einwendungen zu machen, z. E. zuletzt gelte man gar nichts mehr; wenn Einer so nachgiebig sei, so mißbrauchen es Andere immer mehr, es könnte die übelsten Folgen haben, wenn man sich zu viel mißhandeln ließe; allein hier antworte ich: dies wäre Alles wahr, wenn kein Gott

im Himmel wäre. Denn wenn man gute Absichten hat, so hat man sich nicht so sehr vor den Folgen zu fürchten, weil es Gott nicht so weit kommen läßt, sondern zum Besten lenkt.

Bei meinen vielen Kostgängern geschah es mir einmal, daß sie alle wider mich aufgebracht wurden, ließen sich nichts verwehren, und wann ich informiren wollte, so fingen sie an zu pfeifen u. s. w.; und ich mußte deswegen das Informiren eine Zeit lang aufgeben. Einem meiner Kostgänger, der schon 28 Jahre alt war, thaten sie lauter Tort an und zündeten ihm die Nase an. Dieser kam nun zu mir und begehrte Satisfaktion. Ich sagte aber zu ihm: wie es komme, daß er sich bei mir beklage, er wisse ja, daß ich wirklich selbst nichts gelte. Wir wußten also beide nichts zu thun, als mit einander zu klagen. Einstmal aber, da ich nicht daran dachte und wir zwei beisammen waren, kam Einer zur Thür herein und bezeugte mir: daß es ihn sehr reue, daß er mich so beleidigte, und bat mich um Verzeihung. Indem dieser noch da war, so kam ohne Wissen des Erstern auch der Andere, Dritte und Vierte; und da die Andern es merkten, so kamen sie auch und baten mich sehr, ich möchte sie doch wieder informiren. Da mich nun Einer nach dem Andern um Verzeihung bat, so sagte ich zu ihnen: so solle es ihnen hiermit vergeben sein. Da war ich nun auf einmal wieder Herr im Haus. Etliche wollten sich zwar noch nicht ergeben, sondern in ihrem brutalen Sinne fortfahren, ich sagte aber zu ihnen, daß ich schon lange mit ihnen Geduld gehabt habe, und bisher ihr Narr gewesen sei; wenn sie sich also nicht ergeben wollten, so könnten sie gehen, wohin sie wollten. Und auf diese Art galt ich Alles wieder in meinem Hause.

19. Der Mann hat kein Recht, das Weib mit Gewalt zum Gehorsam zu nöthigen.

Gemeiniglich sind die Männer der Meinung, das Weib müsse thun was sie wollen, und wenn es nicht geschehe, so haben sie das Recht, sie mit Gewalt dazu anzuhalten und es zu erzwingen. Wenn man sie fragt: inwiefern sie ein Recht

dazu haben, so berufen sie sich auf den Spruch: der Mann sei des Weibes Haupt. Allein da antworte ich: mit dem Haupt schlägt man nicht zu, sondern man besinnt sich nur mit *dem*; also just deswegen, weil der Mann des Weibes Haupt ist, stehet ihm nicht zu, sie zu mißhandeln: denn das kann ein jeder Narr; sondern Verstand soll er brauchen, wie Paulus sagt: Ihr Männer, wohnt bei euern Weibern mit Vernunft. Ein Mann soll also immer darauf bedacht sein, wie er dem Weib anständig begegnen wolle, daß es keine Händel gebe, und Frieden gestiftet werde. Die Händel kommen aber meistens daher, weil keines nachgeben will. Weil man nun im Sprichwort sagt: der Gescheidteste giebt nach, der Mann aber als das Haupt der Gescheidteste sein soll, so soll der Mann auch zweimal nachgeben, bis das Weib einmal. Man wendet zwar hier ein, es stehe in der Schrift: die Weiber sollen unterthan sein ihren Männern in allen Dingen; allein das beweist noch nicht, daß der Mann das Weib zur Unterwürfigkeit zwingen dürfe. Wenn ein Weib als ein Christ handeln will, so ist sie freilich schuldig, sich dem Manne zu unterwerfen; allein wenn sie eben nicht will, so kann sie der Mann nicht mit Gewalt nöthigen, denn es heißt zwar in der Schrift: machet euch die Erde unterthan und herrschet über die Thiere auf Erden; aber das finden wir nirgends in der Schrift, daß sie sagte: Ihr Männer, herrschet über eure Weiber, und macht sie euch unterthan. Die Schrift sagt zwar: Ihr Weiber, seid unterthan; aber sie sagt nicht: Ihr Männer, wenn euch eure Weiber nicht unterthan sein wollen, so machet sie euch unterthan. Also hat ein Mann das Recht nicht, mit Gewalt sein Weib zu nöthigen, oder zum Gehorsam zu **zwingen**. Paulus stellt eine Vergleichung an zwischen dem Ehestand, und Christo und seiner Gemeinde, und sagt: der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus das Haupt ist der Gemeinde, und er ist seines Leibes Heiland. Ihr Männer, liebet eure Weiber, gleichwie auch Christus geliebet hat die Gemeinde, und hat sich selbst für sie dargegeben. Also soll sich der Mann hauptsächlich recht auf die Liebe legen gegen sein

Weib; ja nicht nur bei seinem Weib, sondern auch bei seinen Kindern, Dienstboten und allen Menschen soll er zeigen: daß er wolle dem Exempel Christi nachahmen; und wie Christus der allerniedrigste unter seinen Jüngern war und ihnen die Füße gewaschen hat, so soll auch der Mann der Niedrigste und Demüthigste in seinem Hause sein, und deswegen auch zehnmal nachgeben, bis man ihm einmal nachgiebt.

20. Das Weib soll sich hüten, ihren Mann zu verkleinern, weil sie dadurch sich selbst zu Schanden macht.

Ich war bei einer Edelfrau, die sich sehr bei mir über ihren Mann beklagte und seine Fehler entdeckte. Endlich sagte ich zu ihr: Gnädige Frau, thun Sie dieses ja nicht mehr, daß Sie die Fehler Ihres Mannes so aufdecken und ihn so verkleinern, denn das Weib hat den Namen von dem Manne. Wenn sie also ihren Mann zum Bärenhäuter macht und ihn verklagt und verkleinert, so ist sie die Bärenhäuterin.

21. Ein Weib soll sich vor dem Schlecken, Faullenzen und Klagen hüten.

Als meine Tochter sich verheirathete, so sagte ich zu ihr: ich wolle ihr eine Regel von der Katze, die just unter dem Ofen lag, mitgeben; sie solle, sagte ich, die Katze recht besehen, daß sie nur keine Katze werde. Da sie nun fragte: was ich damit sagen wolle, so sagte ich, die ganze Sache dieser Katze bestehe darin, daß sie gern schlecke und etwas Gutes liebe, und wenn sie geschleckt, unter den Ofen auf die faule Haut hinliege und hernach wieder maunze, bis sie wieder etwas zum Schlecken bekomme. Wenn man auf die Erfahrung Achtung giebt, so sei das vieler Weibsleute ihre Sache, nämlich **1)** schlecken oder etwas Gutes essen und gute Tage haben wollen; **2)** faullenzen, sich nicht wehe thun; **3)** maunzen, der Mann soll Geld schaffen und dergleichen — und diese Weiber schätze man gemeiniglich für die glücklichsten, welche Katzen seien. Sie soll sich also nicht nur nicht wünschen, vielmehr schämen gut zu essen und gute Tage zu haben, weil sie sonst eine Katze sei.

22. Ein Hausvater muß die widrigsten Leute in seinem Haus lieben lernen.

Weil ich mich in meiner Information solchen Leuten widmete, für welche bei andern Schulen keine Anstalten sind, und also dreierlei Leuten, nämlich 1) denen, die schwache Gaben haben; 2) denen, die in der Schule versäumt sind; und 3) denen, die ungerathen oder Thunichtgute sind: so hatte ich in meinem Hause manche Uebungen, indem ich oft die ausgelassensten Leute bekam, und just in einem solchen Alter, da ihre Jugendlüste am stärksten waren. Da starb ich oft fast vor Ungeduld, bis ich nur etwas Weniges von der Geduld lernte, und mußte daher, weil ich mich öfters erzürnte, fast immer Arznei gebrauchen. Weil ich die Leute von verschiedenem Alter und Stand, wie auch von verschiedenen Gaben, Fleiß und Gemüth hatte: so legte ich mich auf die Unparteilichkeit, und um desto mehr Einen lieben zu können wie den Andern, so hütete ich mich, nichts aus physiognomischen Kennzeichen, wozu ich eine Anlage hatte, zu schließen. Es kam mir aber, da ich in Metterzimmern war, ein besonderer Fall vor, nämlich: ich bekam einen Menschen in die Kost und Information. Dieser Mensch hatte vortreffliche Gaben, war aber sehr unartig, und applicirte sich nicht im Lernen. Wie nun sein Vater zu mir kam, so beklagte ich mich bei ihm, daß sein Sohn so gute Gaben habe und sie doch nicht anwende. Ich glaubte nun, der Vater werde durch meine Vorstellungen bewogen werden, ernstlich mit seinem Sohn zu reden und ihm einen Verweis zu geben; allein derselbe hielt mir entgegen: er sei in seiner Jugend auch so gewesen, wenn er älter sei, werde er schon gescheidter werden. Da sein Sohn hereinkam, so sagte er zu ihm: dein Hr. Pfarrer klagt über dich, daß du dich nicht wohl haltest; hier hast du Zuckerbrod, halte dich fein wohl. Darüber ärgerte ich mich sehr, und dachte: du willst auch sehen, wie es da gehen wird. Da er nun einige Zeit bei mir war und meine Kostgänger in die Vakanz gehen sollten, so ließ ich meine Frau nach ihren Kleidern sehen. Weil nun bei diesem

Alles in Unordnung und zerrissen war, so sagte ich zu ihm: er müsse einen Tag länger da bleiben, damit man seine Kleider vorher flicken könne, denn so zerlumpt dürfe man ihn nicht nach Hause lassen. Indem ich nun selbige Nacht mit meinen Kostgängern redete, so hörten wir plötzlich einen starken Fall. Wir erschraken alle darüber; ich ging mit dem Lichte hinaus, um zu sehen, was passirt sei: da fanden wir denn diesen Menschen auf dem Boden liegen wie todt, welcher sich im Unwillen, weil er nicht mit den andern in die Vakanz dürfe, an einen Nagel mit einem Strick gehängt, der aber zum Glück gebrochen. Da er sich von seiner Ohnmacht wieder erholt hatte, so nahm ich ihn besonders vor und fragte ihn: was ihn zu dieser erschrecklichen That veranlaßt habe; er solle nicht denken, daß ihm etwas geschehen werde. Denn wenn der Strick nicht gebrochen wäre, so säße er jetzt in der Hölle; mithin, da er die Hölle nicht einmal fürchte, so würde er mich, ich möchte ihm thun was ich wollte, noch viel weniger fürchten; er solle mir nur sagen, gerad heraus, was die Schuld sei, und wenn auch ich schuldig wäre. Auf dieses sagt er: ja, Sie sind schuldig. Da ich wissen wollte, inwiefern ich schuldig sei, daß er sich gehängt habe, so sagte er: weil ich zu parteiisch sei, denn ich liebe den Oertinger (nachmaligen Stadtpfarrer in Stuttgart) und die Anderen mehr als ihn; darauf ich geantwortet: es sei wahr, ich könne es nicht leugnen, daß ich diese mehr liebe als ihn; allein da ich gesehen, daß er an den Meisen eine Freude gehabt, so solle er mir sagen, ob er die Dreckvögel *) auch so liebe? Da er mir nun geantwortet: er könnte keine Freude an diesen haben, so sagte ich zu ihm: jetzt überlege Er es selbst, er ist ein Dreckvogel und will von mir haben, ich soll ihn lieben. Hält Er sich wohl und greift sich an, so werde ich gewiß nicht parteiisch sein, sondern Ihn auch so lieben wie die andern Kostgänger, welche fleißig und brav sind.

---

*) Die Mistkäfer.

Diese Begebenheit machte mir vieles Nachdenken, daß ich dachte: es ist Alles umsonst, du mußt eben auch einmal einen Dreckvogel lieben lernen. Aber das ist eine Kunst, so einen recht zu lieben. Denn es scheint bei dergleichen Leuten gemeiniglich alle Mühe vergeblich angewandt zu sein, und man hat oft nichts als Undank zu erwarten. Z. B. ich war in Stuttgart in einer Gesellschaft, da sagte ein Regierungsrath zu mir, man meine wunder was ich mit meiner Information ausrichte, aber es habe mir doch auch schon gefehlt. Ich sagte aber zu ihm: bin ich denn Gott im Himmel, daß ich machen kann, was ich will; und Gott bringts ja nicht bei allen Menschen in Stand, daß sie so sind, wie er sie gern hätte. — Das war auch die Ursache, warum ich immer viel Kostgänger haben wollte. Denn wenn ich nur etliche hätte, so könnte es geschehen, daß sie alle ausgelassen wären, und das würde mir die Information entleiden: hingegen wenn man mehrere hat, so giebts unter denselben immer auch solche, die sich wohl halten und bei denen die Mühe angelegt ist, durch die man also aufgemuntert wird. Daher, als man mich (wozu vornehmlich der Neid Einiger Veranlassung gab, und die Sorge, ich möchte mein Amt vernachlässigen) auf einige wenige einschränken wollte, so sagte ich: entweder zwölf oder gar keinen, welches mir darauf theils aus obigen Gründen, theils weil ich vornehmer Leute Söhne in der Kost hatte, zugesagt wurde. Uebrigens wenn man auch bei mehreren nichts als Undank zu haben scheint, so kommt doch öfters eine Zeit, wo man legitimirt wird. Ich hatte einmal einen Kostgänger, der sehr gute Gaben hatte, und um seiner guten Gaben willen insinuirte er sich beim Herzog, daß er reisen durfte; er ward aber sehr flüchtig und schweifte sehr stark aus, so daß er über den Herzog calumnirte. Darauf kam er in die Vestung Neuffen und endlich ins Zuchthaus. Als er nun im Zuchthaus war, so geschah es, daß ich auch nach Ludwigsburg kam und mich in die Züchtlingsstuben führen ließ, um mit einigen Züchtlingen, die um einer Geistergeschichte willen an diesen Ort kamen, zu reden. Indem ich mit diesen

im Gespräch war, so stand dieser Mensch auf und fragte mich: ob ich nicht der Pfarrer von Münchingen sei? Da ich ihn nun fragte, wer denn er sei, sagte er: er sei mein ehemaliger Kostgänger, und weil er mir nicht gefolgt habe, so sei er jetzt im Zuchthaus. Er bat auch darauf um Verzeihung, daß er mich so oft beleidigt und mir nicht in Allem gefolgt habe; sagte aber dabei, er danke Gott, daß er an diesen Platz gekommen; denn wenn es ihm Gott hätte gerathen lassen, daß er sein Weltglück gemacht hätte, so wäre er ein Kind des Teufels geworden; aber jetzt habe ihn Gott gedemüthiget, wodurch er zu sich selbst gekommen, und nun wisse er gewiß, daß, wenn er heut sterbe, so sei er ein Kind der Seligkeit. In dieser guten Fassung ist er bald darauf im Zuchthaus gestorben.

Unter den Kostgängern, die mir viele Uebungen machten, war auch einer mit Namen P. Dieser war ein Thunichtgut, und weil er von vornehmer Familie war, so mußte ich ihn haben. Er hatte lauter Unarten an sich, that den Leuten Tort, wo er konnte, schmiß ihnen Hühner todt, ruinirte Alles u. s. w. Die Leute kamen zu mir ins Haus und beklagten sich über ihn. Ich gab ihm daher tapfer Verweise, und wollte ihm die Sache zu Gemüth führen; allein er ließ sich zu keiner Raison bringen. Da dann immer wieder Klagen kamen, so warnte ich ihn: er solle zusehen, wie es ihm gehe; er glaubte aber, weil er eines vornehmen Mannes Sohn sei, so würde sich Niemand unterstehen dürfen, ihm etwas zu thun. Endlich, da er sich nicht warnen ließ, so machte ich ihn vogelfrei, indem ich den Schultheiß bitten ließ, er möchte der Bürgerschaft publiciren: wofern dieser Mensch Jemand einen Schaden zufüge, so soll man es nicht mehr mir klagen, sondern Jeder soll sich selbst Genüge leisten, und ihn also prügeln so gut man könne, nur daß sie ihm kein Glied abschlügen. Da er sich nun nicht bessern wollte, sondern noch immer schadete, so paßten ihm etliche Bürger auf, und schlugen ihn, daß er im Bett liegen mußte. Das that dann guten Effekt. Ich kam darauf nach Stuttgart zum Hrn. Oberhofprediger Fischer; und da mich dieser fragte,

wie es mit dem Hrn. v. P. gehe, so erzählte ich ihm dann, was ich kürzlich für eine Kur mit ihm vorgenommen. Dieser erstaunte darüber, und fragte gleich, ob ich auch mit seinem Herrn Schwager F. darüber korrespondirt habe? Und da er hörte, daß es nicht geschehen, so wunderte er sich, daß ich für mich selbst auf eine solche Art zu Werke gehe. Ich antwortete aber: er sei mir als ein Thunichtgut von seinen Eltern übergeben worden, ich solle Vatertreue an ihm beweisen; da ich nun allerlei probirt habe und nichts hat anschlagen wollen, so habe ich auch dieses versucht; und wenn er mein eigener Sohn gewesen wäre, so würde ich also mit ihm verfahren sein. Wenn Sie aber, Hr. Oberhofprediger! etwas Anderes wissen, so will ich Ihrem Rath folgen. Er sagte aber: er könne mir keinen Rath geben. Ich sagte darauf: so fahre ich darin fort und lasse ihn vogelfrei, bis er sich selbst bessert.

23. Wenn man sich in dieser Welt gut fortbringen will, so muß durch Gehorsam gegen die Eltern der Grund gelegt werden.

Da ich schon oft wahrgenommen, daß Mancher sein Glück in der Welt machte und doch seine Verdienste die eigentliche Ursache nicht waren, so wollte ich doch auch die rechte Ursache wissen. Endlich habe ich einmal den Grund erfahren: daß solche Menschen in ihrer Jugend im Gehorsam gegen ihre Eltern geblieben, und daher kam ihr Glück in der Welt, da Einer oft vor Vielen vorgezogen worden. Aber bei diesem darf man es eben nicht bewenden lassen, weil es nur auf diese Welt hinreicht. Man muß auch Gott gehorsam werden und sein, wie man in der Jugend seinen Eltern gehorsam ist; sonst hört das Glück in diesem Leben auf, und wenn man stirbt, so hilft es Einem nichts mehr, denn es heißt eben: auf daß dirs wohl gehe auf Erden. Die meisten Eltern, wenn sie auf die künftige Versorgung ihrer Kinder denken, handeln blos aus dem Grund, ihnen Ambition einzupflanzen, damit sie etwas Rechtes werden sollen. Allein es heißt nirgends in der Schrift: lerne brav, auf daß dirs wohl gehe. Man muß also aus dem Grund die Kinder zum Lernen anhalten, weil es der Gehorsam gegen

die Eltern erfordert, und muß sie ermahnen, etwas zu lernen, damit es ihnen wohl gehe und sie ihren Eltern Freude machen.

24. Treue im Ehestand hat auch viel zu sagen in Ansehung der Auferziehung der Kinder.

Bei meinen vielen Kostgängern hatte ich manche, bei denen ich mir alle Mühe gab, und doch nichts ausrichten konnte. Ich konnte mich lange nicht darein finden, warum einige von meinen Kostgängern zwar sehr langsam waren, aber bei ihren schwachen Gaben endlich doch etwas herauskam, und hingegen bei andern, die oft bessere Gaben hatten, so gar nichts zu machen war, bis ich endlich auf den Spruch kam, der mir das Räthsel aufdeckte, nämlich: die Kinder der Ehebrecher gedeihen nicht. Wenn daher manche von ihnen nicht gedeihen wollten, so war ich vorzüglich auf diesen Punkt in Ansehung der Eltern aufmerksam.

25. Von der Kinderzucht.

Die kommt nicht den Müttern, sondern nur den Vätern zu; denn Paulus sagt niemals: ihr Mütter, ziehet eure Kinder, sondern: ihr Väter; daher findet man auch, daß die Kinder eine größere Ehrfurcht vor ihren Vätern haben als vor ihren Müttern, und daß der Mütter Zucht nicht so gut anschlägt, weil ihnen Gott keine Macht gegeben hat. Wenn also eine Mutter haben will, daß ihr ihre Kinder gehorsam sein sollen, so soll sie es nicht durch scharfe Zucht erzwingen, sondern sie soll ihnen Liebe beweisen, denn die Mütter sind zum Geben geboren, indem sie die Kinder säugen. Wenn nun die Kinder ihnen nicht wollen gehorsam sein, so sollen sie nicht mit ihnen zanken, auch nicht schlagen, sondern ihnen nur nichts geben: mit diesem gewinnen sie am meisten. Die Zucht der Väter soll nicht im Dreinschlagen bestehen, sondern sie sollen die Zucht von einem rechtschaffenen Bauernknecht absehen, der mit der Geisel nur obenher fährt, und nicht immer zuschlagen, sonst werden die Kinder erbittert und zum Zorn gereizt. Die Eltern sollen die Kinder nur als einen Segen ansehen, sonst werden sie ihnen

zum Fluche. Wenn die Kinder nicht gerathen, so müssen die Eltern meistens sich selbst die Schuld geben; denn wenn die Eltern ihnen kein gut Exempel geben, gut leben, hoffärtig sind, auch in der Haushaltung: so führen sie ihre Kinder in die Lüste hinein, und da ist es nicht möglich, daß sie gerathen können. So auch wenn Eheleute nicht in Liebe und im Frieden beisammen wohnen und die Kinder nicht mit Sanftmuth behandeln; deswegen auch die Eltern ihre Kinder in die Kost hinausthun, weil sie nicht lernen wollen, ihre Kinder zu erziehen, noch ein gutes Exempel zu geben. Auch wenn man den Söhnen Hofmeister hält, gerathen sie selten, denn es heißt eben: ihr Väter, ziehet eure Kinder, nicht Fremde. Besonders soll man Kinder nicht zum Zorn reizen, und wenn sie nicht mehr klein sind, ihnen nichts mehr befehlen. Vorstellungen kann man ihnen machen, wenn sie schon groß sind, aber beim Befehlen kommt nicht viel heraus.

26. Von der Auferziehung der Kinder.

Die wenigsten Väter denken über die Erziehung der Kinder nach. Obgleich man oft am Feldbau und andern Sachen täglich zu lernen hat, will man doch hierin nicht lernen, sondern Alles mit Schärfe erzwingen. Man vergl. die 15te Regel. Auch ziehen Viele ihre Kinder auf wie einen Blumengarten, mit welchem man sich viele Mühe giebt, auf daß man damit prangen könne. So lernt man in Stuttgart die Kinder schon im 5ten Jahre lesen, nur um mit ihnen zu prangen; in der Hauptsache kommt doch hernach bei vielen nichts heraus; deswegen gerathen auch die Söhne der Präceptoren selten, weil diese wollen aus ihren Kindern vorzügliche Leute machen, daß sie sich mit ihnen hervorthun können, wodurch die Kinder maßleidig werden.

Als ich meine Kostgänger noch beisammen hatte, so fragte ich sie Abends, wie es ihnen sei? Die, so fleißig waren, sagten gleich: wohl sei es ihnen; die andern aber bekannten: es sei ihnen nicht wohl. Ich sagte ihnen: sie sollen jeden Tag fleißig lernen, nicht damit sie sich über andere hervorthun, sondern damit es ihnen wohl sei.

Bei der Erziehung der Kinder hat man mehr auf den Gehorsam und die Gottesfurcht zu sehen, als auf das Lernen, denn es heißt nirgends: lerne recht, auf daß dirs wohl gehe. Die Hauptsache ist also, die Kinder zum Guten anhalten, nichts Böses von ihnen leiden, ihnen Gehorsam gegen die Eltern einschärfen, so werden sie gewiß gut fortkommen in der Welt. Man muß sich sehr hüten, daß man den Kindern keine Ambition einpflanzt, denn das gehört zu dem Aergerniß, wovon Christus sagt: wehe euch, so ihr einen dieser Kleinen ärgert. Vornehmlich muß man sichs auch angelegen sein lassen, daß man sie von Kindheit auf bewahre von dem Gerneschön und der Hoffart; denn wenn man immer in sie hineinredet, du mußt dich auch schön anziehen und hübsch artig sein, so wird ihnen der Hochmuth eingeprägt, und sie verlieren ihr gutes Gemüth. Kinder muß man zur Härtigkeit aufziehen, sie nicht hoffärtig kleiden, ihnen nicht kostbar zu essen geben, weil man sie erziehen soll in der Vermahnung zum Herrn, so wie auch Christus hart auferzogen worden. Wenn die Kinder demüthig erzogen werden, so haben sie Gnade vor Gott, und sie gerathen alsdann. Ein Bischof soll seinem eigenen Hause vorstehen, und Kinder haben, die nicht üppig sind und nicht wollüstig, mithin soll er seinen Kindern wehren, daß sie nicht in Hoffart, ins Wohlleben, Fressen und Saufen hineinkommen. Denn wenn er seinem eigenen Hause nicht weiß vorzustehen, wie will er die Gemeine Gottes versorgen? An denen zwei Stücken hat man viel zu lernen, wie man als Christ hausen und die Kinder auferziehen soll.

27. Kinder bringen Manche wieder in Geiz und vieles Hausen hinein, welches großen Schaden hat.

Mancher ist schon um des Christenthums willen in Verleugnung hinein gegangen, und hat sein Herz von dem Irdischen ziemlich los gemacht; nachher aber, wenn die Kinder sich verheirathen wollen, so möchte er sie gern gut unterbringen und versorgen, da kann man leicht wieder in die irdischen Sorgen und in die Welt hineinkommen, und sodann manches Gute verlieren.

Der Hauptsitz der Sünde ist in dem Leib und nicht in der Seele, sondern die Seele participirt (nimmt Theil) nur, und wird von der Sünde angesteckt; denn wenn die Sünde ihren Sitz eben so wohl in der Seele hätte, wie in dem Leibe, so müßte die Seele eben so wohl sterben, als der Leib: weil der Tod der Sünden Sold ist. Der Leib muß sterben um der Sünde willen, und wird erst in der Auferstehung wieder geboren und wird geistlich; die Seele soll schon in diesem Leben geistlich werden. Der zweite Beweis ist, weil alle Sünden bei dem Leib anfangen; denn offenbar sind die Werke des Fleisches, als da sind Ehebruch, Hurerei 2c. Gal. 5. Die Lust kommt vom Leib, die Seele aber participirt, wenn sie einwilligt. Jak. 1, 15. Die Lust, wenn sie empfangen hat, gebieret sie die Sünde, daher auch Paulus sagt Röm. 5: Lasset die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Leibe, ihr Gehorsam zu leisten in seinen Lüsten, nämlich in des Leibes Lüsten, und begebet nicht der Sünde eure Glieder zu Waffen der Ungerechtigkeit. Der dritte Beweis ist, weil die Buße bei dem Leibe anfangen soll. Der Täufer Johannes sagt: wenn einer zwei Röcke habe, so solle er dem geben, der keinen hat. Zu den Soldaten: sie sollen sich begnügen lassen mit ihrem Solde 2c. (ein Pfarrer, der mit seiner Besoldung nicht zufrieden ist, hat also den Anfang der Buße nicht gemacht); zu den Zöllnern: sie sollen nicht mehr fordern als gesetzt sei.

Doch kann die Seele zum Hauptsitz der Sünde werden; denn Jacobus sagt: die Weisheit von unten ist irdisch, menschlich, teuflisch. Irdisch gesinnt sein, ist Fleischeslust, Fressen, Saufen, Hurerei, das man mit den Thieren gemein hat. (1 Joh. 2, 16.); menschlich die Augenlust, daß ergötzliche Schöne, was Thiere nicht gemein haben mit den Menschen; teuflisch ist hoffärtiges Leben, Herrschsucht: denn des Teufels Sache ist Hochmuth und über Andere herrschen.

28. Was die Gnadenordnung sei.

Dieses kann man am Besten an gemeinen Leuten lernen. Wenn diese in die Kirche kommen, und gehet ihnen etwas ans

Herz, so geben sie auf alles Andere nicht mehr Achtung, sondern denken dem nach, was ihnen einen Eindruck gegeben, und denken auch während ihrer Geschäfte weiter darüber nach, und suchen es in Ausübung zu bringen. Wenn sie wieder einen Eindruck von etwas bekommen, so machen sie es wieder so, und so sammeln sie einen Schatz von Wahrheiten und kommen immer weiter.

29. Bei unnützlichen Geschäften ist es Einem nicht wohl, und man steht es auch nicht lange aus, wenn man gleich großen Lohn hat.

Ich war einmal bei einem Edelmanne, dieser beklagte sich über seine Dienste, die ihm entleidet seien. Ich machte ein Experiment. Nämlich er hatte ein Mägdlein, die bei seinem Junker zum Zeitvertreib war, zu dieser sagte ich: sie solle hereinkommen, und auf dem Schemel sitzen und einen silbernen Löffel heben (halten), sonst dürfe sie den ganzen Tag nichts thun, und wenn der Tag um sei, so müsse ihr der gnädige Herr 10 fl. geben täglich, und noch gut essen und trinken, und so müsse sie es drei Monate lang treiben. Das Mägdlein war nun sehr vergnügt, setzte sich mit Freudigkeit hin und hob (hielt) den Löffel. Ich sagte zum gnädigen Herrn: jetzt solle er nur Achtung geben, was vorgehen werde, es werde nicht lange anstehen, so werde sie raisonniren. Wie sie nun eine halbe Stunde den Löffel gehoben, so fing sie an zu raisonniren und sagte: ja ist es auch wahr, daß ich so viel bekomme, darf ich mich auch darauf verlassen? weil es ein so liederliches Geschäft ist, so kann ich es kaum glauben, daß ich so viel Lohn bekommen solle. Darauf versprachen wir ihrs beide und sagten: es solle gewiß gehalten werden, sie dürfe sich fest darauf verlassen. Nun war sie wieder zufrieden und sagte: wenn ich so viel Geld täglich bekomme, so kann ich mir schöne Kleider kaufen und mich recht hervorthun. Ich sagte nun weiter: jetzt werde sie bald calumniren, man solle nur nichts mit ihr reden, daß ihr die Zeit recht lang werde. Wir redeten also mit einander fort; unversehens stand sie auf, warf im größten Eifer und Zorn den

Löffel auf den Tisch, daß Alles in die Höhe fuhr und wir erschraken, und sagte: was will ich mit dem Geld, ich will meine Zeit nicht so elend zubringen. Lieber will ich etwas Nützliches arbeiten und wenig Lohn haben, als meine Zeit so heillos zubringen. Dieses gefiel nun dem Edelmann sehr wohl und er fragte mich: wie ich dieses im Voraus so gewußt habe, was in dem Mägdlein vorgehen werde? Ich sagte zu ihm: gnädiger Herr! wie das Mägdlein denkt, so denken Sie; nur der Unterschied ist, daß die es nur eine Stunde getrieben, und Sie hingegen viele Jahre es treiben können. Da Sie in jungen Jahren zum Militär gekommen und ein vornehmer Mann wurden, so stiegen Sie mit Freuden auf den Gaul, und exercirten auch gern; je mehr Sie aber zu Jahren kamen, desto mehr entleidete Ihnen das Exerciren, und kam Ihnen kindisch vor. Da raisonnirten Sie schon, daß Sie müßten die Bübereien thun; nun werden Sie bald auch in das Calumniren hineinkommen. Er wollte es aber nicht glauben. Es stund nur ein Jahr an, so kam ich wieder zu ihm; da calumnirte er entsetzlich, und sagte: er wolle kein solcher Sklav sein und sich so scheren lassen. Da erinnerte ich ihn an das, was ich schon lang gesagt habe, und redete ihm zu, den silbernen Löffel wieder zu nehmen und gutes Muths zu sein in seinem Beruf. Und eben dieses hab ich schon in allen Ständen gefunden: je heilloser und unnützlicher die Geschäfte sind, je mißvergnügter werden die Leute, und mögen es auch nicht lange treiben, ob sie schon einen weit größern Lohn haben, als die andern. Deswegen sind die gemeinen Leute die allervergnügtesten und glücklichsten, weil sie etwas Nützliches arbeiten und schaffen müssen, ob es ihnen schon zuweilen auch sauer geschieht, und sich hart durchbringen müssen.

30. Regel von seinem letzten Lebensjahr.

Wer viel Kinder hat, soll mit seinen Kindern nicht hoch hinaus wollen, sonst macht er sich viel Sorgen. Wer große Haushaltungen hat, soll sich aufs Vergeben legen und nicht richten.

Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist.

Die Bergpredigt ist leicht zu verstehen, aber schwer auszuüben. Wer ein Christ sein will, soll auch thun, was im neuen Testament stehet, seinen Feind lieben, nicht richten: kein Nachrichter werden. Ich bekam einen neuen Schultheiß, der fragte mich, wie er sein Amt führen solle? Ich sagte: er solle nur nicht viel strafen. Er antwortete: das Böse müsse ja gestraft sein. Ich sprach: es müsse auch Scharfrichter geben, aber ich möchte keiner sein. Der Schultheiß folgte mir, und es ging gut. Deswegen, weil das Richten wider das Wort Gottes ist, ist auch meistens den Beamten ihr Dienst im Alter entleidet.

Trübsal bringt Geduld.

In der Trübsal soll man sich doch recht auf die Geduld legen, so bekommt man nicht nur Erleichterung, sondern man erfährt auch, was Gott an Einem thut, und diese Erfahrung bringt die Hoffnung. Wenn man dabei nach dem Wort Gottes handelt, so ists Einem wohl, und man bekommt innern Frieden. Diesen Frieden sollte man suchen, damit man nicht im Alter mürrisch wird. Paulus sagt: wir rühmen uns der Trübsal. Insgemein rühmt man sich der guten Tage und klagt über Trübsal, da man froh sein sollte, wenn es Einem hart geht, weil man in guten Tagen keine Geduld lernen kann.

---

3. Frage und Antwort.

Gegen Anfang der achtziger Jahre hatte sich unter mehreren württembergischen Theologen eine Art von Lesezirkel gebildet, dessen Mitglieder von Zeit zu Zeit einander gegenseitig Fragen zur Beantwortung vorlegten, oder sich andere schriftliche Mittheilungen machten. Einmal (am 6ten Januar 1782) schrieb der Pfarrer Hartmann zu Kornwestheim in das Büchlein, wohin ein Jeder seine Fragen, Antworten oder Mittheilungen eintrug, die Fragen hinein:

1) Woher kommt die Verschiedenheit des Lehrbegriffes unter den Brüdern?

2) Was ist die Haupt=Versuchung für Kinder der Wahrheit in unserer Zeit?

Einer hatte darauf geantwortet, seine größte Versuchung sei fast die, daß er bei vielen Gläubigen eine zunehmende Nachgiebigkeit und Herablassung gegen die Ungläubigen, insbesondere gegen die Gewaltigen und Reichen dieser Welt erblicke, welcher man einen sehr gleißenden Firniß von Weisheit und Heiligkeit zu geben pflege. Aus dieser Weltgefälligkeit komme auch sehr oft die Verschiedenheit des Lehrbegriffs unter den Brüdern.

Mein alter Flattich, an den hierauf die Reihe des Beantwortens kam, schrieb Folgendes über jene Fragen in das Büchlein hinein:

„Auf die von dem Herrn Pfarrer Hartmann gemachte Frage: woher die Verschiedenheit des Lehrbegriffs unter den Brüdern komme? will ich einige Anmerkungen hier beisetzen:

1) „Bei der Bekehrung der Juden und Heiden zu den Zeiten der Apostel meinten die bekehrten Juden, es müßten die bekehrten Heiden eben so gesetzlich leben wie sie; es wurde aber solcher Streit durch ein Concilium dahin geschlichtet, daß die bekehrten Heiden davon dispensirt sein sollten. Da nun auch bei uns Einige als gesetzliche und Einige als ungesetzliche Menschen in's Christenthum hineingehen, so fordern die gesetzlichen Christen von den ungesetzlichen Christen, daß sie auch ein gesetzliches Leben führen sollen, welches eine Verschiedenheit unter beiden erregt."

2) „Bei den Korinthiern war unter den Brüdern der eine Kephisch, der andere Apollisch und der dritte Paulisch. Um nun dieser Verschiedenheit zu steuern, so lehrte sie Paulus: daß sie nicht mehr Kinder und fleischlich sein, sondern sich allein an Christum halten sollten. So geschieht es auch bei uns, daß sich der Eine an diesen und der Andere an einen andern Menschen oder menschliches Buch hält; daher sollte man nicht blos an einen Menschen oder an ein menschliches Buch, sondern an Christum und sein Wort angewiesen werden."

3) „Unter den Korinthiern entstand eine Verschiedenheit in

Ansehung der Speisen und Wählung der Tage, da der Eine alle Speisen für gut und alle Tage für gleich hielt, der Andere aber umgekehrt dachte, und deswegen einander richteten. Paulus aber wollte haben, daß sie hierin einander die Freiheit lassen sollten. Eben so findet man auch heut zu Tage, daß man in leiblichen und äußerlichen Sachen einander richtet; daher sollte man auch hierin einander mehr Freiheit lassen und keine so große Einerleiheit der Gebräuche und Manieren verlangen."

„Was die andere Frage, die Herr Pfarrer Hartmann macht, was nämlich die Hauptversuchung für Kinder der Wahrheit in unserer Zeit sei, anbetrifft: so hat man sich zu dieser Zeit, da Babylon aufzukommen scheint, vornehmlich zu hüten, von dem Wein der Hurerei zu trinken und sein Weltglück zu suchen."

Wenn eine solche zum Christenthum herzlich bekehrte Königin aus den Südsee-Inseln, wie es jetzt mehrere giebt, zu einer auch recht christlich gesinnten, aber dabei meisterlich strengen deutschen Dame auf Besuch käme und etliche Tage da bliebe, und beide könnten sich in einer und derselben Sprache unterhalten, so würde es wohl bei der Letzteren an öfterem Erschrecken, Erröthen, Unwilligwerden über die Königin nicht fehlen. Denn die hat in ihrem Reden und Thun gar sonderbare Manieren. Und es könnte sein, daß es auf die Länge keiner bei der andern sonderlich wohl wäre. Dennoch hat der liebe Gott die eine wie die andere lieb, denn er sieht nicht auf das, was der Mensch durch Erziehung und Gewöhnung in den Menschen hineinpflanzt, sondern auf das, was Gott in ihm schaffet. — So könnte ich mir auch zwei junge Candidaten der Theologie denken, die, auf ganz verschiedene Weise gebildet und erzogen, übrigens aber beide fromm und gut, eine Reise mit einander machten: der eine in der Manier erzogen, wie sie hin und wieder bei den Pietisten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschend war, der andere in der Manier des seligen Hahn. Jener trinkt Wasser, ißt außerordentlich wenig, denn er ist von Jugend an so gewöhnt; er

lacht nie ordentlich, man glaubt ihm die Anstrengung anmerken zu können, womit er über alle seine Worte wacht, die er mit halblauter Stimme und gar demüthigen Geberden spricht, und sein Gesicht sieht einmal so gemessen aus als das andere Mal, es ist als wenn er alle Mienen an einem inneren Bande festhielt und keiner eine freie, natürliche Bewegung verstattete. Da ist nun freilich der andere nicht so. Der spricht zwar noch weniger als Jener, aber laut und über Alles, was ihm einfällt, es mag nun geistlich oder weltlich sein; es könnte aber jeder gute, heitere Christ zuhören, was er spricht. Wenn sie beide mit einander ins Wirthshaus kommen, ißt dieser mit gutem Appetit, denn er hat in den Klosterschulen das Essen gelernt, und trinkt ganz ordentlich Wein oder Bier dazu. Er spricht mit den Bauern auf seine Weise und kann über einen unschuldigen Bürger- oder Bauerneinfall herzlich laut lachen, während Jener ganz niedergeschlagen vor sich hinsieht. Ich weiß nun nicht, ob diese beiden weit mit einander reisen werden. Wenn sie aber nun von einander gehen, so will ich wünschen, daß der mit der immer gefalteten Stirne sich an meinem jungen Württemberger nicht versündigen möge, indem er ihm Vieles in seinem Herzen zur Sünde macht, was keine ist. Mein Württemberger, das weiß ich, versündigt sich nicht an Jenem, sondern denkt von ihm: „das ist ein herzensguter und frommer Mensch, ein besserer wohl als ich bin; aber es ist ein ängstliches Leben mit ihm, und ich taugte selbst nicht in einen Himmel hinein, wo es gar so ängstlich zuginge.“ — Indeß, da hat's auch keine Noth damit, mein lieber Württemberger! Fleisch und Blut und alle Verschiedenheit, welche Menschenhand darauf gepflanzt hat, legen wir ab, eh' es da hinaufgeht, und dann sieht man an Allen, an Dir wie an deinem Reisegefährten, nur Sein Ebenbild und die in Seinem Blute hell und weiß gemachten Kleider.

Der alte Adam sitzt eben in uns Allen, in den vornehmen christlichen Stadtleuten, wie in den christlichen Landleuten, noch ziemlich fest. Bei den Landleuten kriegt man ihn alle Tage unverdeckt und offen zu sehen, denn da sitzt er ganz frei in blo-

ßen Hemdeärmeln außen im Hof oder vor der Thür und denkt: vor wem soll ich mich da auf dem Lande geniren! Bei den fein gebildeten, meisterlich strengen Stadtleuten setzt er sich freilich nicht so frei heraus, daß ihn Jeder sehen kann. Da wohnt er in den innersten, abgelegensten, aber meist gar schön ausgeputzten Zimmern; weil ihm aber die Zeit lang wird, fängt er da oft mehr unnütze und böse Sachen an, als auf dem Bauernhofe. Und doch ist ein Solcher, der den Balken so tief in sich stecken hat, mit dem Herausziehenwollen des Splitters, mit dem Richten und Verdammen des Andern so geschwind bei der Hand! Der arme Bauer, bei dem der Adam außen vor der Hofthür sitzt, daß er selbst zu seinem größten Verdruß und alle Welt ihn sieht, weiß es gar wohl, was er für einen Hausgenossen hat, und solche Seelen waren vom Anfang an der Stimme der ewigen Wahrheit leichter zugänglich und offen als jene, vor denen sich der schlaue Hausmann selbst nicht einmal recht sehen läßt.

Der Mensch glaubt eben gar zu leicht, der äußere Anstrich, den Erziehung und Angewöhnung von frühe an ihm gegeben, sei etwas Bleibendes und ihm selbst (seinem eigentlichen Wesen) Angehöriges! Und der Gärtner läßt doch nur die Pflanzen in seinem Garten passiren, die er selbst gepflanzt hat. Er aber pflanzt nicht zuerst in's Aeußere, sondern zuerst in's Innere, von wo dann freilich auch Stengel und Blätter heraufdringen an's Tageslicht.

4. Der Calwer Bote.

Es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Matth. 18, V. 3, 4.

Im Lande Württemberg gefällt es doch Jedermann wohl, und ich, wenn ich ein Württemberger wäre und müßte sehr weit davon wegwohnen, ich würde ein tieferes Heimweh nach meinem Heimathländlein bekommen, als der Schweizer nach seinen Bergen. Denn in Württemberg sind es nicht allein die schönen Berge und Thäler, fruchtbare Auen und Weingelände, nicht allein die freundlichen Städte und Dörfer, die es Einem so heimlich ma-

chen, sondern der dort, vielleicht mehr als in irgend einem andern Theile von Deutschland, vorherrschende christlich häusliche Sinn, welcher alle Bewohner des Landes wie zu einer gemeinschaftlichen Familie vereint; innere und äußere Tüchtigkeit, gepaart mit Gemüthlichkeit und bescheidenem Wesen, gegenseitige Liebe und aufopfernde Gutmüthigkeit. Freilich sehen nicht alle Württemberger so aus, wie diese Beschreibung ihres Volkscharakters, aber doch viele.

Wer Beispiele von christ-brüderlicher Liebe, die in einfältigem Herzen wohnt und Alles hingiebt für den Geliebten, erfahren und für den Schatz seines Herzens sammeln wollte, dem würde da zu Lande manches alte und neue Pfarr- und Schullehrerhaus, manches Bürger- und Bauernhaus und selbst manches Haus der Reichen und Großen, von Vater und Großvater, Mutter und Vetter, aber auch noch von Jetztlebenden Züge erzählen können, welche ihn freuen würden. Indeß ist's nicht nöthig, daß diese Jedermann weiß. Etliche aber erzähle ich doch.

Es giebt wohl auch in andern Gegenden von Deutschland, Gott Lob! noch viele Pfarrer, welche wie Väter unter ihren Kindern, wie Brüder unter ihren Verwandten, in ihrer Gemeinde dastehen. Aber in Württemberg giebt der eigenthümliche Volkscharakter, das Ländliche und Sittliche, jenem Verhältniß noch einen ganz besondern Anstrich dazu, der nicht überall hin passen würde.

Wer gern fährt, dem hätte ich wohl noch vor etlichen Jahren eine gute Gelegenheit sagen wollen, wie er ganz umsonst einige Meilen Weges in einer Kutsche fahren konnte. Er hätte nur brauchen zu einem gewissen Vicar im Württemberger Lande zu gehen, den ich sehr lieb habe und andere Leute auch. Denn wenn dieser einmal nach Stuttgart in Geschäften reisen mußte, so fragte er im ganzen Oertchen herum, ob Niemand da wäre, der umsonst mit nach der Stadt fahren wollte, wobei es denn auch traf, daß sich so viele Aspiranten nach dieser Ehre fanden, die noch dazu Schachteln und allerhand andere Geräthschaften bei sich hatten, daß der Pfarrer nur so viele annehmen konnte,

als in den großen Reisewagen seines Vaters hineingingen; er selbst aber miethete sich einen Gaul extra und ritt neben der vollgepfropften Chaise (das Fuhrlohn hatte er ja einmal bezahlt) sehr bequem im Regenwetter nebenher.

Der Calwer Bote — das war der alte Pfarrer Machtdolph in Möttlingen, ein Zeitgenosse des seligen Flattich — fuhr zwar nicht in der Chaise nach der Stadt, denn die ist nur ein Stündchen von seinem Orte, aber er ging oft in Geschäften zu Fuße hinein. Da fragte er denn aber zuvor bei allen Nachbarinnen und andern Leuten im Dorfe an, am meisten aber bei den ärmeren, ob sie wohl was mitzubringen hätten aus der Stadt? Da hätte nun freilich die eine gern ein halb Pfund Kaffee und ein Pfund Zucker, eine andere gern einige Loth Pfeffer und ein Loth Zimmet, eine dritte und vierte gern ein Fläschlein Lampenöl aus der Stadt gehabt. Der Pfarrer besorgte Alles treulich, und wer am Abend auf dem Wege nach Calw hinausging, der konnte ihn ankommen sehen mit vollgepauschten Rocktaschen, worin gar viele Päcklein staken, auch wohl noch mit dem vollgepackten Sacktuch unter dem rechten Arm und die Fläschlein mit Lampenöl hingen an einer Schnur über die Brust herüber und standen dem alten Manne mit dem freundlich-frommen Gesicht gar schön an. Kam er dann am Abend ins Dorf zurück, so wurden die Päcklein alle Haus vor Haus an die Nachbarinnen und Dorfleute ausgetheilt, und da war nichts vergessen.

Eine solche sich selbst erniedrigende Gutmüthigkeit schadete aber der Würde dieses außerordentlichen, mit großem Segen wirkenden Geistlichen gar nicht. Er wußte gar wohl, wo die Würde und der Ernst hingehörten, sonst aber war der Wahlspruch seines Lebens: „Der Größeste unter euch soll euer Diener sein.“ Matth. 23, V. 11.

Ein anderer Wahlspruch, der seinem Leben zu Grunde zu liegen schien, ist der: Schlecht und recht, das behüte mich.

Er konnte nichts weniger leiden als Schmeicheleien, nichts war ihm lieber, als offene, freie Wahrheit, wie er sie Andern auch in aller einfältigen Liebe sagte. Auch wenn ihn irgend eine

Beschuldigung vor Gottes Augen gar nicht treffen konnte, dankte er dafür wie für eine ihm doch vielleicht nützliche Wahrheit. Und hätte Einer gesagt: der Pfarrer Machtdolph ist den Lügen und der Falschheit sehr ergeben und dabei sehr lieblos und ungefällig, was doch alles gerade seine Sache nicht war, so hätte er ganz gutmüthig darauf geantwortet: ich bin mir's zwar nicht bewußt, es kann aber wohl sein, denn wer kann merken wie oft er fehle, verzeihe mir Gott auch meine verborgenen Fehler!

So hatte ihm auch einmal Einer, der gerade kein sonderlicher Freund von frommen Leuten sein mochte, ein sehr scharfes Pasquill zugeschickt. Am nächsten Sonntag dankte Machtdolph am Schlusse der Predigt öffentlich dem unbekannten Freunde aus seiner Gemeinde, der ihm die Wahrheit so frei und so ganz ohne alle Schmeichelei in einem ihm zugesendeten Briefe gesagt habe. Der Brief sei ohne Unterschrift gewesen, er wisse also nicht, wem er eigentlich dafür zu danken habe, aber der Schreiber solle nur zu ihm in's Haus kommen, damit er ihm eine Wohlthat erzeigen könne. Es kam aber Niemand zum Pfarrer. Da wiederholte dieser am nächsten Sonntag seine Aufforderung; sie war abermals vergeblich. Am dritten Sonntage sagte er nach der Predigt: da sein unbekannter Wohlthäter nicht zu ihm kommen wolle, um seinen herzlichen und thätigen Dank von ihm anzunehmen, so müsse er ein anderes Mittel ergreifen, um ihm seine Liebe zu zeigen. Er wolle nämlich allen Einwohnern des Dorfes den Zehnten, den sie ihm in diesem Jahre zu entrichten hätten, erlassen, was dann wohl auch den mit treffen würde, der ihm jene Wohlthat erwiesen. — Mehrere von den reicheren Einwohnern wollten zwar von des guten, armen Pfarrers Geschenk keinen Gebrauch machen, aber der willigte nicht ein. Es könnte ja gerade der, den ich belohnen will, sagte er, unter diesen Reicheren sein!

Lieber Greis! du dachtest wahrscheinlich auch, es wäre bei allen andern Leuten, wenn sie einem Bruder die Wahrheit sagten, so bestellt, wie es in solchem Falle in deinem Herzen aussah. Denn du ahmtest nach besten Kräften dem Beispiele Dessen

nach, welcher jeglichen Sohn züchtiget, welchen er lieb hat. Wenn du einen Bruder strafen mußtest, geschah das immer nur dann, wenn du dein Herz in innigster, reinster Bruderliebe gegen ihn überwallen fühltest. Und war das Herz nicht voll so warmer Liebe, so schwiegst du lieber ganz oder batest Gott so lang, bis er dir eine solche heiße Liebe gegen den irrenden Bruder, den du zurechtweisen mußtest, in's Herz gab. Denn nur eine solche Bestrafung, die aus warmen, liebendem Herzen kommt, trägt wahre Früchte der Besserung, jede andere macht scheu und bringt höchstens nur scheinbare Früchte (der Furcht u. s.). Darum gehet auch keine Zucht über die väterliche.

Als zur Zeit der französischen Revolution die Rheingegenden sehr durch die französischen Heere leiden mußten, war der alte Machtdolph von Herzen über die Noth, welche die guten Rheinländer traf, bekümmert. Ach, betete er, lieber Heiland! nimm doch den guten Leuten, die den Krieg und seine Plagen so lange getragen haben, ihre Last auch wieder einmal ab und laß die Kriegsheere von dort weiter ziehen, und sollten sie sich auch, nach deinem heiligen Willen, auf eine Weile bei uns einquartiren.

Da nun die Franzosen, die auf keine besondere Einladung dazu warteten, wirklich herüberkamen in's Württemberger Land, und auch in's Dorf und in's Pfarrhaus unsers Alten, schloß er die Kisten und Kasten auf, bewillkommnete die Feinde sehr liebreich und sagte zu ihnen: „Hier, meine Herren, das gehört Alles Ihnen zu. Wollen Sie nur zugreifen!“ — Freilich waren nun Viele darunter, welche über diese sonderbare Art mit Plünderern umzugehen erstaunten, und denen das liebevoll ehrwürdige Gesicht des Greises solche Achtung einflößte, daß sie lieber gar nichts von allen den Sachen haben wollten; aber unter dem Troß, der nachkam, fanden sich dann doch auch Liebhaber zu all den Dingen da, die der Alte anbot, und in Zeit von etwa einer Stunde war sie dieser wirklich alle los geworden und stellte sich nun wie ein Kaufmann, der die besten Geschäfte gemacht und alle seine Waaren verkauft hat, ruhig heraus an die Hausthüre und sah mit zu.

Da kam noch ein Officier mit etlichen Begleitern herbeigeritten, welcher wahrscheinlich gehört, daß da so wohlfeil Wäsche zu haben sei, deren man auf Reisen und Heereszügen oft so nöthig bedarf, und fragt den Vater Machtdolph, ob er wohl noch Wäsche für ihn habe? Es thut mir recht sehr leid, sagt der Alte, ich habe auch gar nichts mehr im Hause, die Herren, die vor Ihnen da waren, haben schon Alles zu sich genommen; es ist aber noch etwas Weißzeug von mir gerade in der Wäsche bei meiner Tochter, der Schulmeisterin; wollen die Herren sich gedulden, bis das trocken ist, so steht es Ihnen zu Diensten.

Der Officier reitet weiter, wie es scheint in der Absicht, zum Dorf hinaus zu kommen, wählt aber den unrechten Weg, welcher unten verbaut ist, so daß man, wenn man wirklich zum Dorf hinauswill, wieder am Pfarrhaus vorbei muß.

Indeß schlägt dem Pfarrer sein Herz. Du hast, sagt er bei sich selbst, zu dem Officier da gesagt, du hättest auch gar nichts mehr. Am Ende ist das eine Lüge gewesen, und du hast vielleicht doch noch etwas drinnen, was dem Herrn anständig gewesen wäre. — Er läuft schnell wieder in's Haus hinein, durchsucht, ordentlich in Angst, der Officier möchte ihm fortreiten, eilig Kästen und Schränke, und findet da noch zwei silberne Löffel, die sich vorher seiner eigenen Haussuchung, wer weiß wie, entzogen hatten. Die nimmt er und läuft so schnell als er kann hinaus auf den Fuhrweg, und schaut sich nach dem Officier um. Und glücklicher Weise kommt der wirklich gerade wieder nach dem Pfarrhaus herauf geritten. Da stellt sich denn der Alte an den Weg, hält die Löffel vor sich hin und sagt: Lieber Herr, ich hab Ihnen vorhin gesagt, ich hätte auch gar nichts mehr, aber das war nicht wahr, denn da ich ordentlich nachsah, fand ich diese Löffel da, die gehören denn Ihnen. Der Officier sieht dem Pfarrer verwundert in's Gesicht und sagt darauf: Behalten Sie nur Ihre Löffel, ich mag sie nicht. Der Alte aber bittet: ei, lieber Herr, so nehmen Sie wenigstens einen zum Andenken an den alten Machtdolph. Nach langem Wei-

gern muß denn auch wirklich der Officier den Löffel annehmen. Er bedankt sich bei dem Pfarrer und reitet fort.

Das Sprichwort ist doch immer ganz richtig: Ehrlich währt am längsten, und dem alten Machtdolph trug der treue Ernst, womit er seine gar nicht mit Willen ausgesprochene Unwahrheit zurücknahm, mehr ein, als er sich jemals hätte träumen lassen. Der Officier hatte sich weiter nach dem seltsamen Pfarrer erkundigt. Seine eigenen Leute wußten auch genug von ihm zu erzählen. Da kommt denn bald nachher ein Bote zu dem alten Machtdolph, der bringt ihm nicht blos den silbernen Löffel wieder, den er dem Officier aufgedrungen, sondern auch alle ihm von den Soldaten abgenommenen Sachen, welche der Officier unter seinen Leuten noch aufgefunden und ausgeforscht hatte.

Nicht lange darauf kommt eine arme Frau zum Pfarrer und bittet ihn um etwas Geld. Er hatte aber selber keines. Da fällt ihm der silberne Löffel ein, den er dem Officier hatte schenken wollen: den holt er herbei und schenkt ihn der Frau, daß sie ihn verkaufen solle. — Als Machtdolph starb und — wie leicht vorauszusehen gewesen — wenig Vermögen hinterließ, wurde der silberne Löffel den Hinterbliebenen von unbekannter Hand wieder zugeschickt. Nun, der Löffel ist wunderlich aus Hand in Hand herumgewandert!

Die gar große Menschenfreundlichkeit und Liebe unsers guten Alten wurde zuletzt noch die äußere Veranlassung zu der Krankheit, woran er starb; so daß man diesen Menschen als einen Märtyrer der Bruderliebe betrachten kann. Einstmals kam er auch, in seinem Nebenamt als Calwer Bote, vielleicht schon schwer beladen mit Aufträgen der Nachbarinnen, auf dem Wege von Calw nach Möttlingen gegangen; da sieht ihn ein leichtsinniger, roher Mensch, der in einem Wirthshaus am Wege saß, von weitem kommen. Was gilt's, sagt er zu seinen Trinkgesellen, der Pfarrer von Möttlingen soll mir meinen Schubkarren den Berg hinauffahren? — Er geht hinaus mit seinem Karren, fährt einige Schritte weit und stellt ihn dann hin, indem er sich windet und krümmt wie ein Wurm. Der alte gute Pfarrer

kommt hinten nach, fragt den Menschen, der da so auf der Straße liegt und wimmert, was ihm denn fehle? Der antwortet: er habe so heftige Colikschmerzen, daß er seinen schweren Schubkarren unmöglich da den Berg hinauffahren könne, und doch müsse er heute noch da und da eintreffen. Der Alte sagt: sei nur still, ich will dir schon den Karren den Berg hinauffahren. Darauf greift der liebe Greis den Karren an. Der war aber freilich schwer mit Eisen beladen und es war ein sehr heißer Tag. Indeß die Liebe überwindet Alles. Er schiebt und hebt im Schweiß seines Angesichts den steilen Berg hinauf den Karren, indeß der leichtsinnige Mensch hinter ihm drein seufzt und ächzt. Von der großen Anstrengung und Erhitzung wurde dann der gute Alte krank und starb bald darauf.

Lieber Leser! sei nicht allzu unwillig über den bösen Buben, der das that; noch weniger aber halte dich über die „Schwäche" des lieben Alten auf, der so „gar übertrieben gutmüthig" war. Ich will dich wohl hier einen Blick in die feine Politik des weisen Alten thun lassen; er für seinen Theil war reif zum Heimgehen zu seinem lieben Vater und Herrn. Da wollte er doch auch noch gern auf dem Nachhauseweg eine andere arme Menschenseele retten, und Gott sendete ihm den losen Eisenhändler zu.

Der selige Lavater hat auf seinem Krankenlager und auf seinem Sterbebette täglich für seinen Mörder gebetet und hat gesagt, daß er diesen einmal in der Ewigkeit noch mit dankbarer Bruderliebe begrüßen wolle. Der alte Machtdolph hat gewiß auch täglich auf seinem Todbette für seinen leichtsinnigen Mörder zu Gott geseufzt und gebetet, und betet noch dort in jener Welt für ihn. Und Gott hat entweder sein Gebet schon längst erhört und den armen losen Menschen durch viel Noth und Kreuz, was unfehlbar eine wohlverdiente Strafe seines Frevels gewesen ist, zu sich gezogen, oder wird ihn — ich weiß, das geschieht gewiß! — noch zu sich ziehen.

So hat der alte Machtdolph noch eine Menschenseele auf seinem Wege, den er jetzt einmal antreten mußte, mit sich genommen und für Gottes Reich gewonnen!

Ich weiß wohl, was die Leute gewöhnlich zu einer solchen Art von Gutmüthigkeit, wie die des alten Machtdolph war, sagen: sie sagen, das sei rechte Schwäche. Ich möchte aber wohl wissen, wozu eigentlich mehr Stärke gehörte, ob zu der bequemen, kalten, hochmüthigen Verschlossenheit und Ungefälligkeit des Egoisten, oder zu einem solchen innig gutmüthigen, aller Welt Gevatterssinn, der sich gern sogar dem Gespötte der Welt preisgiebt, wenn er nur, um seines Herrn willen, ein Diener und Retter der Armen und Kleinen sein darf.

---

5. Ein merkwürdiger Stammbaum.

Manche Menschen haben große Freude an dem Stammbaum ihrer leiblichen Geburt, und es ist auch allerdings eine große Freude, vieler rechtschaffenen Menschen unter seinen Voreltern namentlich gedenken zu können. Der alte Prälat Oetinger im Württemberger Lande schrieb aber in seinem sechszigsten Jahre einen andern Stammbaum, nämlich den seiner innern und lebendigen Erkenntniß von göttlichen Dingen. Und diesen Stammbaum mag wohl mancher junge Gottesgelehrte unserer Tage, der die hohe Bestimmung seines Berufes auf Erden kennt, gern lesen wollen. Denn einem solchen brauche ich wohl nicht zu sagen, wer der alte Oetinger war: ein rechter Mann Gottes, ein Glaubensheld, mit einer Gewalt des Gebetes ausgerüstet, wie unter tausend frommen Dienern Gottes kaum einer; mit einem tiefen Blick in den Zusammenhang der göttlichen Gedanken, in der Natur und in der Schrift; ein fester Damm gegen den bei den damaligen Wässerungen der Wiesen Aegyptens überlaufenden Strom seichter Neologie. Nun, der Strom ist, in jener Art, wie er zu Tellers Zeiten da war, längst abgelaufen; der Felsendamm aber, den er eine Zeit lang mit Schlamm und Wasser überdeckte, steht noch da, und jeder junge Gottesgelehrte sowohl, als jeder tiefer eindringen wollende Naturforscher liest noch mit Segen das biblisch emblematische Wörterbuch

des seligen Oetinger*). Von der Macht seines Gebetes hoffe ich noch einmal bei einer andern Gelegenheit gar merkwürdige Züge zu erzählen. — So wie der selige Arnd (Verfasser des Werks vom wahren Christenthum und vom Paradiesgärtlein), den man sogar für einen Adepten hielt, beschäftigte sich Oetinger viel und fast leidenschaftlich mit der Naturwissenschaft, besonders mit Chemie; fertigte aber dabei ganz vorzüglich treffliche Arzneien, die er armen Kranken unentgeltlich mittheilte. Als Prediger des Wortes, mündlich und schriftlich, als muthiger Vertheidiger der christlichen Wahrheit und Freiheit, als väterlich freundlicher Warner der Irrenden, Tröster der Leidenden, Arzt der Kranken, als tiefsinniger Gelehrter, hat Oetinger nahe und ferne, auf eine öffentlich bekannt gewordene Weise unbeschreiblich viel gewirkt; eben so viel aber durch die Jünglinge, die in seinem Hause mit ihm beteten, und denen er den Sinn der heiligen Schrift und der Natur enthüllte. Der selige Hahn war unter diesen Jünglingen, er hatte bei Oetinger erfahren, wie man zu Gott beten müsse (man vgl. oben S. 12). Auf alle diese Jünglinge trug er seinen frommen, milden Sinn über, jene Bienenart, die aus allen Blumen den Honig zu ziehen weiß, und ihn dann unverweilt zum gemeinschaftlichen Stamm und Stock trägt, und ebenso seine Achtung gegen den von Gott in uns gelegten Verstand und Trieb zum Wissen. „Ohne sensum communem" sagte er, als er einmal von einem sonst sehr wohlmeinenden Manne sprach, „der mit beiden Füßen hineinspringen wollte, und dessen Wahlspruch nur Jesus Christus gewesen:" „ohne sensum communem werden wir lauter Päpste und Herrscher der Gewissen, Tyrannen und Menschenfänger, aber Hasser der Freiheit der Menschen." —

Und dies Alles war nur Oetingers öffentliche und allgemein bekannte Wirksamkeit: es giebt aber auch noch eine an-

---

*) Neu herausgegeben und durch gründliche, tief in das Verständniß des Textes eingehende Noten erläutert durch Professor D. Hamberger. Stuttgart bei Steinkopf 1849.

dere Seite in dem Leben dieses höchst merkwürdigen Mannes. — Nun, der Stammbaum der Gesinnung und Erkenntnisse eines solchen Menschen ist wohl einer genaueren Betrachtung werth. Er ist enthalten in einem Aufsatz, der lange schon schriftlich unter den zahlreichen Verehrern und Freunden des Seligen, besonders in Württemberg cursirt hat. Aus einer Abschrift desselben theile ich hier einige Auszüge mit, in denen man Oetinger selbst wird sprechen hören.

Der Titel des Aufsatzes ist: Genealogie der reellen Gedanken eines Gottesgelehrten: 1) durch die Stimme der Weisheit auf der Gassen, das ist durch die Philosophie; 2) durch den Sinn und Geist der heiligen Schrift; 3) durch die äußeren Schickungen Gottes. — Ein jeder bestandhaltende Gedanke von göttlichen Dingen, der durch diese drei Mittel gezeugt wird, ist eine Offenbarung Gottes. Es ist keine übernatürliche Wirkung Gottes, darin nicht auch eine natürliche mit dabei ist Ps. 18, V. 7—16; es giebt aber viel natürliche Wirkungen, dabei keine übernatürliche ist. Dies muß man zum Grunde legen.

Wenn die Gedanken eines Gottesgelehrten nicht durch diese drei Mittel mit einander formirt werden, wenn nur eins allein dazu beiträgt, so entsteht eine mangelhafte, unzulängliche, zum Lehren Anderer ungeschickte Erkenntniß, die bald zu viel, bald zu wenig thut, bald zu hoch, bald zu niedrig fährt, bald unmögliche, bald überflüssige, bald unverständliche Sachen von Andern fordert, die man selbst nicht thut, und womit man sich selbst in seinem Thun widerspricht. —

— Alles was Gott thut, thut er mittelbar und unmittelbar zugleich. Das Unmittelbare ist uns unbegreiflich, es gehet über alle Vernunft; es geschieht bald auf eine allgemeine, Viele zugleich rührende Weise, bald durch eine individuelle Gnadenrührung. Das Mittelbare aber ist begreiflich, dem Gewissen offenbar, und hat gewisse Kennzeichen der göttlichen Gnaden-Gegenwart. Wer nur allein durch das Unmittelbare will unterwiesen werden, der gleicht dem Eliphas, welcher nichts als

Stimme der Engel zum Grunde hatte, Hiob 4, V. 13. — Wer allein durch die Stimme der Weisheit auf der Gassen will unterwiesen werden, gleicht dem Bildad; und wer durch die Schrift allein, ohne die Schickungen Gottes und ohne die Weisheit auf der Gassen will unterwiesen werden, gleicht dem Zophar. Alle diese Drei bekommen eine sektirische, blos nachahmende Erkenntniß. Elihu lehrt uns Alles zusammen nehmen, und diesem pflichtet Gott mit seinen Aussprüchen bei.

Gott lehrt die Menschen, er formirt allen das Herz. Aber das geschieht nicht blos unmittelbar, sondern durch Alles, wodurch Gott von innen und außen auf die Menschen wirkt. Es muß ihm Alles dienen, Alles ist sein Werkzeug: Feuer, Hagel, Sturmwinde richten sein Wort aus, Ps. 18, V. 8—16. Und nach dem Fall wirkt Gott auf Alle von innen heraus durch seinen Geist, wie die innere, ewige Kraft in allen Creaturen, oder wie die Wärme, die in Allen ist. Da wirkt er von innen eine verborgene Lust zu Ihm: verborgene Unruhe, wenn man seiner Züge verfehlt; Angst, wenn man anders als er will oder wider die Ordnung, die er nach dem Fall aufgerichtet, handelt, oder wenn man durch Laster seine eigene Seele verletzt; Furcht, Sehnen, Verlangen, Vertrauen, kurz: die Ausbreitung oder Zusammenziehung des Herzens, wovon so oft in den Psalmen steht. Seneca und Cicero reden davon, wie die Weisheit der Sprüche Salomo's, weil es eine allgemeine Wirkung Gottes ist.

Von außen wirkt Gott durch Geschichte, durch Belohnung und Bestrafungen, durch sonderbare Gelegenheiten, die er uns anbietet, die wir versäumen oder ergreifen; durch gute Lehren und Anstalten, durch Exempel, durch Contradiction, wodurch die Wahrheit auf Universitäten ventilirt und agitirt wird; ja durch tausend Dinge, wie in der Anatomie viel tausend Canäle und mittelbare Handreichungen beschrieben sind. Und was diese in der Physik sind, das sind im moralischen Reiche die Sprüche und der Prediger Salomo. Da sind die unzähligen äußerlichen Wirkungen der Weisheit, und des ewigen Wortes

Anstalten auf Christum alle beschrieben. Wer diese versäumt, der sagt: ich halte mit Paulo, mit Petro, mit Apollo, oder ich mit Christo; Alles aber im sektirischen Trieb. Und das wird lauter Zank, Unruhe, Pein und Qual im Herzen hervorbringen, weil man die Anstalt der Weisheit und Christum verachtet, und seinem Dünkel folgt. Da kann man auch des Geistes Jesu in seinem Wort nicht gewiß werden, denn der Geist Jesu lehret durch äußerliche Mittel. Die Corinther haben, gegen Johannes, ein unmittelbares, quäkerisches Erkenntniß Gottes dem Wasser, Blut und Geist Jesu vorgezogen, daher kam so viele Irrung. —

1) Die Weisheit auf der Gassen lehrt uns Alles, was zur Grundweisheit gehört. Darum, wenn es auch auf Universitäten noch so sehr an rechter Application der Zuhörer fehlt, so ist doch die allgemeine Anstalt zur Philosophie, Mathematik u. s. ein Werkzeug der allgegenwärtigen Weisheit, welche zu verachten ein Eliphas bald verführt werden kann. Denn er denkt nicht, daß Geist und Gnade die Natur zum Werkzeng gebrauchen, wie das ganze neue Testament zeuget.

Jesus Christus, wenn er mit uns auf Erden wandelte, würde ganz anders sprechen als ein heutiger Eliphas, Bildad und Zophar, die aus andächtiger Meinung nach ihren nachgeäfften Gründen sprechen. Er würde nach den Sprüchen Salomo's seine Worte wollen verstanden haben, und Alle, die meinen wohl daran zu sein ohne die Hochachtung vor diesen, werden zu Schanden werden. Denn sie trennen, was zusammengehört: Schrift und Kraft Gottes.

2) Der Sinn heiliger Schrift bringt die Wahrheit in's Ganze. Ohne diesen kann nichts Gewisses in göttlichen Dingen bestimmt werden; weil aber der bloße Buchstabe tödtet und irre führt, indem alle Sekten sich damit beschönigen: so muß der Geist und die Kraft, welche uns treibt, dazu kommen. Denn derselbige machet lebendig. Unter allen Buchstaben der Schrift liegt der Geist. Wer mit geradem Herzen **Alles** zusammennimmt, verfehlt des Geistes nicht.

Ein solches gerades Herz, das sich selbst nicht zu viel traut, sondern das Kleinste an sich auf gewisse Probe setzt, läßt kein Vorurtheil, weder aus Vertrauen auf sein Gebet, oder Eifer des guten Willens, noch aus Nachlaß des Suchens und Anklopfens aufkommen; und wo es dies nicht hat, enthält es sich alles Urtheils, bis die entwickelte Sache mehr Data zum gewissen Schluß giebt.

Es ist eine unmittelbare Kraft von Christo im Herzen, es ist ein Friede, der über alle Vernunft. Auf diese kommt sehr viel an, aber man wird eben dadurch irre geführt, wenn man das Mittelbare nicht dazu nimmt. Das Unmittelbare ist oft wie ein Strom der Liebe Gottes. Rußbroch sagt wunderschön: man müsse widerstehen mit Erleuchtung des Verstandes (man s. in meinem bibl. Wörterbuch Tit. Gnade). Ich bin Zeuge dieser hohen Sache, ich habe sie auf meinen Reisen an Manchen, nicht obenhin, sondern genau gesehen.

Aber eben so wird man irre geführt, wenn man das Mittelbare über jenes erhebt und alle Weissagung verachtet oder gering hält. So ist demnach auf allen Seiten Gefahr, daß die, welche sich durch die Schrift allein verwahren wollen, nach Jerem. 8, V. 8. 9. durch den kritischen Verstand des Buchstabens irre geführt werden, daß sie weder die Stimme der Weisheit in der Natur, wohin doch die heilige Schrift so oft weiset, noch die Schickungen Gottes zur Gewißheit des Sinnes ziehen. — Es ist jetziger Zeit nöthig, von dem Buchstaben und Geist aus dem Geist zu schreiben. —

3) Die Schickungen Gottes sind auch ein großes Mittel zur Gewißheit des Sinnes heiliger Schrift. Die Geschichten kommen alle von Gottes Hand. Jesus regiert alle Geschichten. Darum soll man ein sehend Aug und hörend Ohr haben, oder man fehlt tausend Mal aus Vertrauen auf die Kritik. Der heilige Geist wirket nicht blos durch unmittelbare Berührungen, sondern er überkleidet sich durch unzählige, natürliche und übernatürliche Bewegungen.

Diejenigen, welche in meiner zarten Kindheit auf mich, als ein Kind auf den Armen, Acht gegeben, sagen mir, man habe mich das einfältige Friederlein geheißen. In Schorndorf hat mich eine sehr kluge Jungfrau, Namens Wölffingin, aufgezogen. Ich erinnere mich ihres Ernstes noch auf ihren Armen. Sie sagen, ich wäre sehr uniform gewesen in meinem Gesicht. Ich hätte lange an eine Ecke hingeschaut, und sei bei aller Activität doch ruhiger Art gewesen; darum haben sie mir diesen Namen gegeben.

Ich habe meinen eigenen Charakter, Leibes und der Seele, lange selbst nicht erkannt, bis ich ihn auf das Allergenaueste abgeschildert gefunden in des Helvetius Beschreibung der mercurialischen Complexion. Dieses Naturell ist edel, wenn es figirt wird; wie mich Gott figirt hat.

Die Grundneigungen zur Naturkunde und zur Theologie hätten vielleicht können verstellt werden, wenn ich, wie ich Anfangs aus Ehrfurcht gegen meiner Mutter Wunsch vorhatte, die Jura studirt hätte. Allein Gott hat mich ganz anders bestimmt, und Alles hat müssen mitwirken, meine Gedanken, so wie sie sind, zu formiren. Ich erkenne es nun erst, da ich vom 60ten Jahre zurücksehe.

Als ich von Schorndorf zurückkam in meinen Geburtsort, hatte ich meiner Mutter Bruder, Mag. Wölffing, zum Informator. Dieser war ein gebrechlicher Mensch, von blödem Gesicht, taugte also zur Information nicht viel, doch war er gottesfürchtig. Er ließ mich viele Lieder auswendig lernen, und einstmals zwischen dem 6ten und 7ten Jahre legte ich mich neben ihm, nach Gewohnheit, schlafen. Ich mußte einen ganzen Rosenkranz von Liedern vor dem Einschlafen herbeten. Endlich wurde ich etwas ungeduldig und dachte: wenn ich doch auch wüßte, was ich betete. Ich kam an das Lied: Schwing dich auf zu deinem Gott, du betrübte Seele. Nichts von Betrübniß wissend, wurde ich heftig angetrieben zu verstehen, was es sei, sich zu Gott aufzuschwingen. Ich bemühte mich inwendig darum, vor Gott, und siehe, da empfand ich mich auf-

geschwungen in Gott. Ich betete mein Lied ganz aus, da war kein Wort, welches nicht ein ganz entschiedenes Licht in meiner Seele zurückließ. In meinem Leben habe ich nichts Fröhlicheres empfunden, und das hatte in folgender Zeit die Wirkung, daß ich, wenn ein heftiges Donnerwetter kam, davor sich mein Vater hinter den Umhang des Bettes verbarg, getrost gedachte: Ich fürchte mich nicht, weil ich weiß, wie man zu Gott betet. Dieß blieb eine gute Zeit, und hatte eine Influenz auf mein ganzes Leben. Denn ich setzte es zum Muster: Alles, was ich lernte, müßte ich also verstehen. Das verursachte hernach, daß ich meines Informators schlechte Ideen verachtete, und was ich hörte, war mir nicht genug, denn es kam der unbeschreiblichen Realität dieser ersten Gedanken nicht bei.

Bei der Nacht hatte ich sehr impressive Träume von den Gefängnissen der Unseligen nach dem Tode. Das war, wie jenes das Angenehmste, so dieses das Schrecklichste meiner Impressionen, welches Alles auf meine folgenden Vorstellungen viele Einwirkungen hatte. Inzwischen verlor ich diese Eindrücke unter der harten Behandlung meines Vaters, meines Informators und besonders meines Präceptors K., der ein purer Orbilius war mit Schlagen, Hauen und unvernünftigem Strafen um zwei oder drei Worte, die ich nicht auswendig konnte. Dieser machte mir mein Leben so bitter, und der Zorn und Grimm machten mich so bös, daß ich fluchen lernte wie ein Hamburgischer Schiffer, und daraus folgte sodann ein von Gott abtrünniges Leben und viele Sünden der Jugend, doch immer mit viel Zaum und Bewahrung.

Es geschah gegen das 14te Jahr meines Alters, daß meine Mutter, ein edles, kluges Gemüth, aber des inwendigen Weges unerfahren, da sie eben am Sonntage ausspazieren wollte, mir aufgegeben in der Bibel zu lesen. Sie sagte: ich befehle dir, nicht vom Stuhle aufzustehen, bis du etliche Kapitel in der Bibel gelesen. — Ich dachte: ja, ihr könnt schon befehlen, ihr geht spazieren und ich soll nun lesen. Doch schlug ich in mich, sagend zu mir selbst: weil ich muß, so will ich. Ich

fand den Propheten Jesaiam, blätterte hie und da; und weil ich wußte, daß ich böse geworden und die Züge Gottes in der Kindheit hintangesetzt, so empfand ich all mein Böses sehr tief, hatte aber einen verborgenen Hang zur Wiederumkehr zu Gott, absonderlich da ich mich hernach so grausam vor Donnerwettern fürchtete. Ich bekam zu Gesicht die Stelle: Jes. 54, V. 11 — 14. Ich las sie mit Begierde. Ich seufzete und sprach bei mir selbst: wie schön liest sich das! Wenn diese schönen Sachen mich angingen, so wäre es der Mühe werth mich zu bekehren. Ich las sodann mit neuer Begierde in den Kapiteln fort, und fand, besonders in den letzten, daß Gott nicht mit mir, sondern mit Jerusalem und dem Lande Israel rede. Die Motiven kamen mir unausdenklich schön vor, lagen mir damals immer im Sinne, ich vergaß sie aber wieder unter den scharfen Zuchttractamenten meines Präceptors. Gleichwohl war das der Grund meines um 23 Jahre später (1739) herausgegebenen Büchleins: Etwas Ganzes vom Evangelio.

Indessen machte mich mein Informator fortwährend so voll Zorn, daß ich, ohne von ihm zu lernen, meine Klagen in Verse brachte; da lernte ich vor Zorn deutsche Verse machen, dichtete auch sehr schickliche Oden auf allerlei Gelegenheiten. Der Zorn machte mich auch beredt ohne Verse, denn ich setzte mich nieder und schrieb eine lateinische Rede wider meinen Präceptor an meinen Vater, und drohete, wo er mich nicht aus der Schule dieses Tyrannen thäte, so würde ich etwas thun, das die Eltern sich nicht zu mir versähen. (Mein heimlicher Vorsatz war nämlich längst schon, davonzulaufen und über Holland nach Amerika auf's Schiff mich zu begeben.) Mein Vater merkte, daß es mir Ernst war, und that mich aus der Schule.

Da las ich nun alle Bücher, welche ich fand, durch, besonders historische. Ich bettelte aller Orten Geld, nur um Bücher zu kaufen, besonders die sogenannten Staaten von Europa Asien, Afrika und Amerika. Ich bekam Lust, ein Jurist und ein Politikus zu werden, zumal da ich eine ehrgeizige Mutter hatte, die mir tausend Sachen vorsagte, was der Darmstädti=

sche Kanzler und Geheimerath von Maskowsky für ein galanter Staatsmann, Poet, Redner, Chiromant und Physiognomist gewesen, den sie von Jugend an als eine Voigtstochter in Tübingen gekannt, und der immer mit ihr schöne Briefe gewechselt. Dabei las ich Conrad Geßners Geschichte der Natur mit größter Begierde. Ich las des Nachts von 1 bis 2 Uhr noch in diesem Buch, da hörte ich ein Geschrei: die Mutter wolle sterben. Es überfiel sie ein außerordentlicher Blutsturz und sie lag wie todt auf dem Bette. Ich sah es mit Schrecken, ging sogleich wieder in mein oberes Zimmer, warf mich auf mein Angesicht vor Gott, und bat mit voller Zuversicht um ihr Leben. — Meine Mutter erzählte mir nachher, sie hätte mich vor Allen hören schreien und beten. Nachdem es aber schien, daß sie wirklich erkaltet, trotzete ich mit Gott: ich habe so stark geglaubt, ich hätte sie erbeten, und nun stirbt sie doch. Sie kam aber durch die Essentiam dulcem wieder auf, und ich erquickte mich hernach, daß Gott mein Gebet erhört.

Da sie gesund worden, reiscte sie nach Blaubeuern, und als sie zurückgekommen, erzählte sie mir wunderschöne Sachen von der Politesse, Geschicklichkeit und Anmuth des Vortrags des dortigen Professor Weissensee (nachmaligen Probstes in Denkendorf) und sprach: zu diesem Manne mußt du ins Kloster. Und das geschah bald darauf, daß ich ins Kloster Blaubeuern kam, da ich schon ins 15te Jahr gegangen; das war im Jahr 1717.

Alle diese Schickungen Gottes bereiteten mich auf meine künftig von Gott auszubildenden Gedanken in der Naturwissenschaft und Theologie. Ich las damals sehr viele Reisebeschreibungen, betrachtete genau die Naturgeschichte aller Weltgegenden, deren Pflanzen, Thiere und andere Seltenheiten, woran ich meine einzige Freude hatte. Weissensee war nicht nur in der Naturgeschichte daheim, sondern er war auch ein tiefer mystischer Theolog, der excellenteste Poet in Württemberg, der schönste Redner, der accurateste Geometer.

Bald hernach kam Professor August Herrmann Frank nach Blaubeuern. Dieser hielt den Alumnis schöne eindringliche Reden, welche mich sehr tief gerührt haben. Wir schrieben auch in Ulm Frankens Predigten nach, und Frank ließ mich hernach von Halle aus immer grüßen.

Von Blaubeuern, wo ich 3 Jahre zugebracht, kam ich nach Bebenhausen in das höhere Kloster. Ich kam einmal wieder nach Blaubeuern, da hatte Weissensee die löbliche Gewohnheit, jeden Alumnen nach dem öffentlichen Abendgebet zu fragen: wie er seinen Tag zugebracht, was für Züge Gottes an sein Herz gekommen? was für Gedanken und Entschließungen er auf die gute Seite hege? Er fragte mich oft, und ich antwortete, wie ichs erfuhr. Endlich einmal wußte ich nichts zu sagen. Er sprach: was hat Er denn heute gelesen? Antwort: **Despréaux de Boileau**. — Was darin? — Antw. Von der Schaam des Guten, daß diese der Grund unsers Elendes sei. — Das gefiel ihm sehr wohl und er sagte: es sei so gut als ein biblisch applicirter Spruch. Ein andermal fragte er wieder; da fragte ich ihn, wie ich wohl wissen könne, daß die Sprüche im Jesaias K. 54. u. f., die doch ganze Länder und nicht einzelne Personen angingen, auch mich beträfen. Seine Antwort befriedigte mich nicht, und überhaupt keine Antwort, die mir irgend Jemand gab, bis mir Gott durch seine Schickungen selbst Licht darüber gegeben.

Ich war ein Jüngling von guter Gestalt, sehr lebhaft und hurtig, und wegen des Studirens berühmt. Man versuchte mich daher hie und da, die Jura zu studiren, so wollte man mich zum Tochtermann annehmen, und in der Welt zu etwas machen helfen. Auch meine Mutter lag mir in den Ohren, die Theologie zu verlassen und nach Director Osianders Rath die Jura zu studiren. Ich las demnach des Thomasius Bücher, nahm mir das Studium der Theologie, absonderlich wegen Austheilung des Abendmahls, sehr schwer vor, und hing dem Gedanken, ein Politikus zu werden, heftig nach. Weil aber mein Vater mich mit einer Art des Fluchs bedrohte, wenn

ich wider seinen Willen handeln und die Theologie verlassen werde, als wozu er mich im Mutterleibe gewidmet, so wurde mir ganz bange. Ich schrieb für und wider, ganze Bogen voll, las Fenelons veritable Politique und konnte nicht zum Schluß kommen. Herr Weißmann und H. Prälat Hochstetter sahen mich in meinem Zweifel ganz mitleidig an. Jener sagte: warum versäumt Er die Zeit Jura zu studiren? Gehe Er einmal hin, wohin Ihn sein Zug neigt; Er taugt besser zur Welt, als zu einem Geistlichen. Er hat Gaben zu einem Politiko, ich wüßte mir Ihn aber nicht vorzustellen als einen Andächtigen. — Auf dieß sprach ich bei mir selbst: Mein Herr! wie wißt Ihr so gar nicht, was in meinem Innersten vor Gedanken seien? Ich hab eine viel größere Neigung zur Gottseligkeit, als der Augenschein angiebt.

Einstmals foderte mich der Hr. Prälat Hochstetter, ein sehr gerader, aufrichtiger Herr, ausdrücklich deswegen in sein Zimmer, und legte mir gleichsam befehlsweise auf, mich zu entschließen. Ich sagte: daß ich so viele Gründe für und wider hätte, könnte demnach nicht. Da sagte er: So gehe Er hinein nach Tübingen zu Seinem Vetter Elias Kamerer, und was der Ihm sagt, das thue Er. Ich ging hinein und er sprach: gehe Er nur aus dem Kloster, Er hat kein geistlich Fleisch. Ich aber sprach: Mein Herr Vetter! Sie wissen nicht, wie mir ist. Ich fürchte Gott im Verborgenen. Dies erzählte ich dem Herrn Prälaten, da sprach er: So gehe Er hinein in seine Kammer, falle Er nieder vor Gott, und bete Er um eine feste Entschließung. — Ich fuhr wie ein Pfeil in meine Kammer, fiel nieder auf meine Kniee und wollte beten, konnte aber nicht, weil ich so viel Neigung zur Welt als zu Gott hatte. Mir ging es gerade wie Augustino, der auch so zwischen Zweien hing, als er sich zu Gott bekehren wollte. Unterdessen kam mir in den Sinn: Was ists hernach, wenn du auch die prächtigsten Kleider trägst, zu befehlen hast, und allen Gipfel der Ehre erreichest? Es ist doch besser Gott dienen; denn Gott zu dienen, heißt recht frei sein (Deo servire libertas). Auf dieses rufte ich Gott von

ganzem Herzen an, mir alle Absichten auf die Welt aus der Seele zu nehmen; und dies geschah sogleich. Ich war nun vollkommen entschlossen, bei der Theologie zu bleiben, und sagte es sogleich meinem Herrn Prälaten.

Von der Stund an war ich ein anderer Mensch; ich war nicht mehr galant in Kleidern, ich ging nicht mehr in Gesellschaft, ich redete wenig, ich las in Gottes Wort, und nicht mehr im Cicerone und andern weltlichen Autoren. Die Alumni sahen meine Veränderung, wunderten sich, sahen mich oft beten in meinem Zimmer durch ein Fensterlein, kamen zu mir mit dem Verlangen, mit ihnen zu beten: das that ich einfältig hin.

Ich wollte jetzt sogleich **Theologiam** studiren und **Philosophiam** an ihrem Ort stehen lassen. Ich las verschiedene theologische Bücher, und wollte nun auf einmal den Grund der theologischen Wahrheiten so klar wissen, als ich das Lied ehemals „Schwing dich auf zu deinem Gott" verstanden. — Ich wollte z. B. wissen, wie Jesus mit Wasser, Blut und Geist gekommen, und wie es zu verstehen? Das konnte ich aber auf keine Weise erlangen, weder durch Gebet noch Forschen. Es that mir nichts genug. — Unter diesem ängstlichen Suchen wurde ich ganz verzehrt, nahm ab am Leib und bekam eine Geschwulst am Hals. Darüber mußte ich nach Haus, und da kamen mir vor Augen alle meine Jugendsünden, die Flüche, der Grimm gegen meine Lehrer u. s. w. Da erfuhr ich die Bußpsalmen und was David empfunden.

Um diese Zeit geschah es, daß ich zu Göppingen, in meiner Geburtsstadt, in die Conversation mit den Inspirirten gekommen, welche sich in Göppingen besonders oft eingefunden, denn Friedrich Rock*) war aus dem Göppinger Amt gebürtig. Mir wurde nämlich erzählt, wie viele Menschen durch die Reden der Inspirirten wären ergriffen und zu einem andern Entschluß gebracht worden. Dies machte mich sehr aufmerksam,

---

*) M. vgl. über diese Inspirirten, besonders Fr. Rock, Stillings Theobald oder die Schwärmer. Frankfurt 1785.

daß ich dachte: diese Leute leiden Bande, Gefängniß und Streiche um ihres Bekenntnisses willen, unsere Pfarrer und Speciäle aber leiden niemals etwas. Jene sehen den Aposteln viel ähnlicher als die Pfarrer. Dadurch bekam ich denn eine Anforderung, die Sache aufs Genaueste zu prüfen und nach der Wahrheit Gottes zu erforschen: ob sie Gottes Knechte, oder von ihrem eigenen Geiste betrogen seien. Ich schaffte mir daher ihr Buch von den Inspirationen an, und las sie alle durch. Ich hielt aller Propheten Beruf und Reden dagegen, ich fand aber, daß die Inspirirten wohl viele Redensarten aus den Propheten angenommen, ich fand aber keinen solchen Stilum, keine solche Macht von den Dingen des Königreiches zu zeugen, und die Moral kam mir wohl gut, aber allzu populär vor. In den Propheten aber sah ich ein heilig Amphitheater der höchsten und niedrigsten Dinge zu einer solchen Scene verbunden, daß ich die inspirirten Reden gar in keine Vergleichung damit setzen konnte.

Ich hatte aber gleich bei meiner Erweckung zum Grund gelegt, ich wolle meinen allererheblichsten Einwendungen niemals trauen, wenn sie auch wahr seien, sondern immer sorgen, ich werde von meiner Gunst gegen meine Gesinnungen betrogen, deswegen wolle ich solche vorher Gott im Gebet vortragen, und nachher wieder prüfen. Ich suchte deswegen in heiliger Schrift, was der prophetische Geist für eigentliche Kennzeichen hätte, und ob nicht niedrigere und höhere Grade der Prophezeihung seien? niedrigere, bei welchen noch Fehler sein können, wie Paulus sagt: Die Weissagung verachtet nicht; prüfet aber Alles. Gleichwohl fürchtete ich mich auf der andern Seite, ich möchte zu günstig urtheilen, und durch jene Lesung und Umgang mit diesen Leuten in einen Fanatismum gerathen. Das bewog mich, daß ich ein Gegengift gegen den Fanatismum gesucht; und das sollte Crousazens Logik sein. Diese las ich demnach gegen die Inspirations-Reden, gab auf die Schriftconnexion Acht, ob sie viel logischer sei als der Inspirirten ihre; das fand ich dann genau, aber ich dachte gleichwohl: das giebt dir noch kein Recht,

diese Leute als falsche Knechte Gottes zu erklären. Ich brachte auf diese Art drei Viertel Jahre zu, und schrieb die Gründe auf, die für und wider die Inspirations-Sachen waren. Aber ich konnte nicht dahin kommen, solche Leute zu verdammen.

Also ging ich endlich auf meine obere Bühne, fiel auf mein Angesicht und sagte: Mein Jesus! wenn Du jetzt auf der Welt mit den Jüngern gewandelt hättest, so wollte ich Dich in 3 bis 4 Tagen geprüft haben, aber diese Leute kann ich nicht prüfen. Du hast gesagt: wenn ich nicht gekommen wäre und hätte es ihnen gesagt, so hätten sie keine Sünde: nun haben sie aber nichts fürzuwenden. Ich aber sprach: Herr ich kann dies getrost fürwenden, ich verdamme nicht gern Jemand, Du hast mancherlei Knechte; doch da ich sie nicht verdammen und auch nicht annehmen kann, so bin ich los von ihnen. Und auf diese Art bin ich auch, sowohl logice als sensu interno, von ihnen losgesprochen worden. — Gott aber hat mir diese Prüfung deswegen auferlegt, damit ich ein Muster hätte, wie ich nachher den Grafen Zinzendorf sollte beurtheilen, in dessen Gemeinschaft ich im Jahre 1729 gekommen. — Nachdem ich nun hie und da von den Inspirirten ausgesagt: ich wäre von ihnen los, so haben sie nach der Hand eine Gesandtschaft zu mir abgeordnet nach Tübingen, und droheten mir Gottes Gericht. Was ich ihnen aber geantwortet, das hat sie bald abgefertiget.

In der Zeit, wo ich mit den Inspirirten in Conversation gewesen, wurde mir denn auch die von Hrn. Weissensee über die Stelle im Jesaias mir gegebene unzulängliche Antwort so ergänzt, daß es logice und spiritualiter zureichend war, mich gewiß zu machen. Die Frage entstand bei mir, wie ich wüßte, daß, wenn Jesus jetzt auf der Welt wäre, ich auch seiner Jünger vollkommener Anhänger sein würde? Da fiel mir wieder die Stelle im Jesaias ein: O Jerusalem, alle deine Kinder sollen gelehrt sein von dem Herrn. Nun sah ich schon damals, daß dies auf die letzten Zeiten gehe, und daß es für eine ganze Verfassung und Land geredet sei. Darum konnte ich

es mir nicht zueignen, denn mein erstes Muster, wie klar die Gedanken sein müssen, wenn etwas gewiß sein solle, stand von Anbeginn immer vor mir. Darum hatte ich so großes Mißtrauen auf meine Eigenliebe, darum hielt ich meine ungeprüften Urtheile für meine größten Verführer, darum sah ich die Logik als Gottes Gabe an, wenn sie neben andern Hülfsmitteln gebraucht würde. Logice schloß ich demnach also: Jesus hat Joh. 9, V. 45, was der Prophet auf die letzte Zeit und für ein ganzes Volk gesprochen, auf die um ihn herumstehenden Juden gedeutet. Hat es also Jesus auf diese Zeiten gedeutet, die Jesaia's letzten Zeiten weit vorhergegangen: so kann ich es auch auf meine Zeiten deuten. Also gehet der Spruch Jes. 54. auch gewiß mich an, also wäre ich gewiß zu seiner Zeit unter seinen Jüngern gewesen, so gut als Petrus, Jacobus, Johannes; und dessen hatte ich eine um so gewissere und reellere Versicherung, je weniger mir vorher alle mir gegebene Versicherungen genug waren. —

In Tübingen wurde ich in die Leibnitzische Monadologie ganz eingetaucht. Ich zog den Spruch Ebr. 11, V. 2. ganz zuversichtlich dahin. Aber Gott hat mich nachher durch viele Schmerzen so lange in meinem Innersten mit seinem Wort gepeinigt, bis ich jene Grundbildung der Gedanken habe fahren und anders gestalten lassen, nämlich nach den Grundideen der Propheten und Apostel.

Professor Bülfinger, der mein vertrauter Freund war und bei dem ich Philosophie, Mathematik, Physik und Baukunst hörte, hatte auch ein mercurialisch figirtes Naturell. Er war von wunderbarer Einbildungskraft, so daß er manchmal, auf eine Sache sehend, in Ohnmacht vom Stuhle fiel; aber er widerstand seiner Lebhaftigkeit durch die Regeln der Weisheit, durch die Logik und Mathematik und gelehrte Uebungen, die er noch als Repetent im Stipendio durch Hände, Füße, Augen, Mund und Ohren laufen ließ. Sein Collegium war eine erbauliche, gelehrte Predigt von Gott, von der Welt und von der Seele des Menschen; dabei verglich er unaufhörlich die Philosophie

des Malebranche. Ich und mein Freund Beischlag disputirten und beteten oft und viel über Bülfingers und Malebranche's Philosophie und studirten also dieselbige mit größter Andacht vor Gott.

Der Arianismus, welcher damals in Fende's Werken aus der Cabbala denudata, mit Ausdrücken des neuen Testamentes überzogen, hervortrat, machte uns viele Noth der Seele, und brachte uns dahin, daß wir alle Stellen von der Gottheit oder Gestalt Gottes in Christo, besonders durcharbeiteten. Aus Malebranche machte ich mir, damit ich kein Arianer würde, ein eignes System von Christo, und nahm an, daß in dem ewigen Worte ein vorweltliches Schema der Menschheit gelegen, welches nachher vermittelst der Zeugung der Menschen successive ausgeboren worden. Ich trug mich lange mit diesem Gedanken, bis ich nachher durch eine sonderliche Schickung Gottes davon los worden. Ich ging nämlich zur Recreation oft bei der Pulvermühle zu Tübingen vorbei, da wurde der Pulvermüller als der größte Phantast von mir angetroffen, der sich eine tiefe Grube in den Boden gegraben, um da verwahrt zu sein, wenn Babel nach seiner Rechnung zu Haufe fallen würde. Dieser trug mir seine Träume vor; ich verlachte ihn, doch mit Modestie. Er sprach: Ihr Candidaten seid gezwungene Leute, ihr dürft nicht nach der Freiheit in Christo studiren, ihr müßt studiren, wozu man euch zwingt. Ich dachte: es ist fast wahr, aber wir haben doch Freiheit. Er sprach: ist euch doch verboten, in dem allervortrefflichsten Buche nach der Bibel zu lesen. Ich sprach: wie so? — Er bat mich in seine Stube, zeigte mir Jacob Böhm und sagte: da ist die rechte Theologie. Ich las das erste Mal in diesem Buch, fürchtete mich aber vor den imaginativen Worten: Sal, Sulphur u. s. w. Ich moquirte mich, und ging davon. Ich fand aber gleichwohl unter den imaginativesten Ausdrücken etwas Raisonnables, und dachte: mit Malebranche und Leibnitz müsse man dieses Laien Terminos corrigiren. Ich bat sodann, daß er mir das Buch möge leihen; ich las mit Hinweglegung alles Vorurtheils: da

fand ich die Widerlegung meines eingebildeten vorweltlichen Systems. Ich erschrak und sprach: du hast Jacob Böhm für einen Phantasten gehalten, aber nun siehest du, daß du dir ein phantastisch System aus Malebranche gemacht. Böhm widerlegte die Schwenkfeldischen Sektirer Stiefel und Meth. Ihr System war dasselbe, so ich aus Malebranche gezogen. Jacob Böhm hatte so deutlich und so rein vom ewigen Worte geredet, daß mir dadurch der Arianismus und Malebranchianismus zugleich über den Haufen fielen. — Ich bin deswegen kein blinder Nachäffer des Jacob Böhm; ich weiß, worin er gefehlt hat; aber die, welche um etlicher Worte willen, wie ich Anfangs, über dergleichen Dinge hochmüthig herfahren, haben lange die Geduld nicht, die mich Gott nur bei der Prüfung der Lehre der Inspirirten, geschweige nachher gelehrt; sie hangen an ihrem humeur; sie prüfen nicht nach den Regeln der Weisheit in den Sprüchwörtern, sie nehmen nicht Alles zusammen, sie richten das rechte Gericht nicht nach dem Buch Hiob. —

Elias Camerarius, der älteste Professor der Medicin in Tübingen, war einer der gelehrtesten, tiefsinnigsten, erfahrensten Männer, die je in Tübingen gewesen. Er hatte auch cognitionem theologicam centralem, wie es Moser in seinen Beiträgen zum Bau des Reiches Gottes beschrieben, in sich erfahren. Professor Reuß, des großen Bengel ehemaliger Schüler, correspondirte mit diesem, und Bengel schrieb ihm von seinen apokalyptischen Erfindungen oder Gnadengeschenken immer etwas, welches ich auch zu lesen bekam. Von all diesem sprach ich mit Elia Camerario. Er, als Arzt, war der Kritik nicht sonderlich gut, sondern meinte, man schränke sich zu viel über den Partikularitäten ein, und verstimme das Gefühl in's Ganze. Ich ließ mich aber von ihm gar nicht abführen von der Hochachtung gegen Bengeln, weil ich wußte, daß unsere Gedanken von dem Sinne der Schrift aufs Genaueste, und nicht nur secundum religionem medici müssen gestaltet werden. Bengel, wann ich ihm ganz offenherzig, so wie Ca-

merer es wollte, dessen Meinungen gesagt, war oft tief betrübt und sagte: es schmerze ihn lange nicht so sehr, wenn ihn Weltleute herabsetzten: wenn ihn aber Männer, von Geist erfüllt, verdächtig machten, das seien gewaltige Stiche in sein Herz. Ich aber sagte zu ihm: diese verschiedenen Urtheile kommen über uns, zur Uebung der Geduld.

An Professor Reuß, einem sehr trefflichen Mathematiker und Philosophen, sah ich, daß er nach der Mensur der Gewißheit der mathematischen Erkenntniß die Theologie durcharbeiten wollte, welches mir gleich Anfangs impracticable vorkam. Auch wollte er die Wolf'schen Definitionen zu Grunde legen. Allein Gott hat ihn, eben so wie mich, nachher ganz anders gestimmt, und ihm gezeigt: daß diese Grundsätze nicht sicher seien, darauf zu bauen. Dieses gab mir Anlaß, mich noch mehr zu hüten, und gegen alle philosophischen letzten Ideen das Gegengewicht in der heilgen Schrift zu suchen. Ich sah wohl, daß die Beweisung des Geistes und der Kraft der wahren logischen Demonstration nicht entgegen zu setzen sei, sondern daß Apollo mit Gründen bewies und daß Paulus seine Colosser zu allem Reichthum der vollen Erkenntniß will zusammengefaßt haben, nicht durch unaussprechliche Art, sondern durch gesalbte Schlüsse des Geistes. Ich zweifelte also nicht, so weit auch die Philosophen ihre Begriffe hinaustreiben, daß die heiligen Männer Gottes eben solche letzten Begriffe müssen gehabt haben, wo nicht präcis in einer solchen ausgewickelten Form, dennoch der Wirklichkeit nach hundert mal besser. Folglich war mein täg- und nächtliches Bemühen, eben solche letzte Begriffe zu finden, die entweder die Wolf'schen bestätigen oder umstoßen.

Ich ging einmal zu Professor Lang und fragte ihn: ob er sich getraute gewiß zu sein, daß die Apostel und Jesus Christus eben diese letzten Begriffe gehabt wie er, und ob er nach dem Tod sie eben so finden werde, als er es dreiste im Lehren vorgebe? Er sagte: Ja. Ich aber sagte: Nein, er werde es nicht so finden. Es sei wohl der Mühe werth allen Fleiß anzuwenden, daß man in der einigen Sache recht gewiß werde.

— Die Weisheit hat ihr Werk unter allen solchen Bemühungen der Gelehrten, wenn schon viel Eitelkeit dabei ist; aber die Thorheit wirkt dabei ungleich mehr. Es müssen doch dadurch alle Wunder Gottes hervorkommen, es ist nichts Verborgenes, das nicht offenbar werde. Luc. 12. Aber es ist nöthig, die Triebfedern des Geistes der Finsterniß, wie für jedes Jahrhundert, so auch insonderheit für diese letzte Zeit zu erkennen; daher habe ich die Mathematik, die Philosophie und Alles, was zu den Lichtern jetziger Zeit gehört, gründlich studirt. Wir haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen, was uns von Gott aus Gnaden geschenkt ist.

In den folgenden Jahren habe ich es, um die Theologie gründlich zu erforschen, also angegriffen: ich habe, um der Grundbegriffe der Apostel willen, die Kirchenväter Jahr und Tag gelesen *). Daraus habe ich nun viele Anmerkungen gemacht: daß die Grundideen der ersten Kirche in der Art des Vortrags ganz anders gestellt waren als jetzt. Ich habe an den Lehren der Corinthianer bei Irenäus gesehen, wie durch die Philosophie die ersten Begriffe verderbt worden. Macarium habe ich um der mystischen Theologie der Väter willen immer vor Augen, und lese noch je und je darin. Augustinus, aus welchem Plato gar helle herausleuchtet, ist ein vollkommener Theolog, weil er 1) Buchstaben und Geist, 2) die Weisheit auf der Gassen oder die Philosophie, 3) die göttlichen Schickungen in gleichem Grad an sich hat wirken und sich die rechte Gestalt hat geben lassen. Darum lese ich im Augustinus mit vieler Erbauung. — Ich hielt die Grundquellen der Schreibart der Kirchenväter gegen die heutigen sowohl, als gegen die aller Propheten, aller Apostel und Jesu Christi Sprech- und Schreibart, denn ohne dies nutzt das Lesen der Kirchenväter fast gar nichts.

*) Er nennt den Hermas pastor, die Briefe des Ignatius und Polycarpus, Clemens von Rom, Justinus Martyr, Irenäus, Clemens Alexandrinus, Athenagaras, Eusebius und Sozomenus, Macarius, Cyprianus, Tertullian, Basilius, Augustin und Hieronymus.

Hierauf ging ich an die Schriften der Rabbiner und an das Studium ihrer Philosophie, so sie aus der heiligen Schrift selbst gezogen. Jahr und Tag habe ich, theils mit dem Lector Bernhard, theils für mich, die Schriften der Rabbiner gelesen. R. Bechai gefiel mir sonderlich wohl. Jedoch fand ich, daß die Rabbiner nicht mehr pur nach Rabbi Schimeon Ben Jochai's Art im Buch Sohar schreiben; daher suchte ich Gelegenheit, die kabbalistischen Quellen selbst zu lesen. — Diese Gelegenheit fand sich bald in Frankfurt am Main. Nach vollendeten Studien in Tübingen und nach einem noch zuletzt mit meinen drei jüngern Brüdern, die ich informirte, ausgestandenen lang anhaltenden Fieber, ersuchte ich meinen Vater, mich auf die Reise mit Geld zu versehen. Er gab mir wenig, meine Begierde aber trieb mich gleichwohl fort. In Frankfurt ging ich zu Rath Fende, mit dem ich vorher schon über seinem arianischen Büchlein correspondirt. Fende wohnte im Hause des berühmten Rechtsgelehrten Schütz, dessen Amanuensis er gewesen. Ich kam nicht so bald zu ihm hin, so kam die reiche Jungfer Schützin, die in den obern Zimmern wohnte, schon zu mir herab, brachte Baron Rosenroths Cabbalam denudatam unter den Armen und verehrte mir solche, offerirte mir auch Geld und gab mir durch Fende zu vermerken: es würde gut sein, wenn ich in Frankfurt bliebe und da studire. Diese Jungfrau hatte vor dem Heirathen, bei so großen Mitteln und Meubeln, einen Abscheu. Sie liebte die Contemplation und discurirte sehr solid: instruirt in der Jugend in allerlei Wissenschaft und in der heiligen Schrift von ihrem Herrn Vater, dem berühmten Juristen. Als ich einmal gar zu dankbar gegen ihre viele Güte war, so wurde sie kaltsinnig und bestrafte mich gewissermaßen wegen meiner allzu affectirten Höflichkeit, welche ihrer Ernsthaftigkeit nicht wohl anstand. Ich suchte nichts, war mit der Cabbala denudata zufrieden, weil man dies Buch schwer bekommen kann.

Herr Rath Fende brachte mich zu dem gelehrtesten Kabbalisten, dem Juden Cappel Hecht. Dieser gewann mich, wegen der ungewohnten Fragen aus der jüdischen Philosophie,

sehr lieb. Ich kam einmal zu ihm, gerade zu den Zeiten des Laubhüttenfestes. Er demonstrirte mir chronologice et talmudice aus den raresten Urkunden, daß Plato des Jeremia Schüler gewesen und seine Grundbegriffe von ihm geholt. Im Platone habe ich längst bewundert das, was er sagt von der Stadt Gottes, von dem Wort von Anfang, von den drei höchsten Sephirot oder Gestalten der Gottheit, von der Lehre von den ewigen Ideen oder Original-Abbildungen der Kreaturen in Gott. Als er mir vom Platone so schöne historische Urkunden sagte, kam ich in Verwunderung, sah ihn mit offenem Mund und Augen an. Es saß aber sein Töchterlein auf der Seite, diese sah mich eben so mit offenem Mund und Augen an. Als ich nun etwas genau auch auf sie sah, bestrafte er mich, ob ich nicht wisse, was Hiob sagt: Ich habe einen Bund gemacht mit meinen Augen? Ich entschuldigte mich, daß ich ihren Geist, nicht ihr Fleisch angesehen habe, allein es half nichts, ich mußte Unrecht haben. Ich nahm es an, es fiel mir oft ein, und war, obwohl mal à propos, doch eine gute Lehre von ihm. Ich liebte ihn immer mehr, erkundigte mich, wie ich die Kabbalisten zu verstehen angreifen sollte; er sagte, ich solle dieser Arbeit mich überheben, ich werde es nicht dahin bringen, ich sollte bei dem Text der heiligen Schrift bleiben. Was die Kabbala beträfe, so hätten wir Christen ein Buch, das noch viel deutlicher von der Kabbala rede als Sohar. Ich fragte, welches? Er antwortete: Jacob Böhme, und sagte mir gleich die Uebereinstimmung seiner Redensarten mit den kabbalistischen. Da verwunderte ich mich noch mehr und schloß: er müsse ein Christ sein. Er zeigte mir endlich das syrische neue Testament, darin er immer las, und sagte: Messias sei allerdings gekommen, er könne aber zu den Christen sich nicht begeben, weil sie so wunderliche Lehren hätten.

Ich reiste endlich von Frankfurt weg. Jungfer Schützin beschenkte mich reichlich und Fende gab mir den Rath, nicht schnell vor sich, aber auch nicht schnell hinter sich zu gehen. Unterweges traf ich H. v. Marsay an, einen Flüchtling der

Hugenotten, der hernach viel Büchlein, Zeugniß eines Kindes betitelt, geschrieben hat. Er rühmte über Alles die Madame Guyon. Ich aber sagte: die Guyon sei nicht für uns gekreuziget, man müsse so anhängisch nicht sein. Ich traf ihn später in Schwarzenau an; er machte Uhren. — In Berleburg hörte ich einen Gesang, ich ging darauf zu und fand eine große Versammlung auf einem großen Saal. Der Graf von Berleburg winkte mir näher herbeizutreten, ich nahete mich zu ihm und sah Dippel und Struensee, der hernach General-Superintendent wurde, in einem heftigen Streit wegen des Spruchs: das Blut Jesu Christi machet uns rein u. s. w. Ich wunderte mich dieser beiden Männer, sie waren gleichsam außer Odem vor Zank. Ich dachte meine Sache: da wird wenig Wahrheit herauskommen.

Ich kam in Jena an und kam zum Magister Spangenberg, besuchte ihre neu aufgerichteten Schulen und wunderte mich, wie sehr sie zusammenhielten, Christum groß zu machen in den Seelen. Ich kam einmal in eine Versammlungsstunde, wo ihrer 50 bis 60 von allen Facultäten, auch Adelige, auf ihr Angesicht fielen und beteten. Hernach redeten sie und invitirten mich auch zu reden. Ich proponirte also: in der reinen, schriftartigen Erkenntniß komme Alles auf die Grundgedanken an, welche Jesus und die Apostel eben so gehabt als die Philosophen. Ich meines Ortes sei gewiß, daß Johannes besonders die zehn ersten Kapitel seines Evangeliums in Bezug auf die drei Grundsachen: 1) Wort, 2) Leben, 3) Licht, geschrieben. Durch das Wort ist Christus vor Johannes gewesen u. s. w. Das 6te und 7te Kapitel beziehen sich auf's Leben, das 8te, 9te und 10te offenbar auf's Licht u. f.

Von Jena reisete ich im Jahre 1728 nach Halle. Allda erkundigte ich mich nach den Anstalten des Waisenhauses. Ich nahm auch selbst Information allda. Nach der Hand aber gab ich es auf und hielt mich zu dem reformirten Professor Pauli, weil er von der **gratia universali** so unparteiisch geperedigt. Ich ging mit dem Vorhaben um: **Philosophiam sacram et**

applicatam über die heilige Schrift zu lesen, welche vornehmlich aus den Sprüchen Salomo's müssen abstrahirt werden. Der Geh. Rath Gundling und Kanzler Ludwig gaben mir hierzu Erlaubniß. Der Letztere fragte mich: ob ich auch ein Exempel wisse, daß Jemand die Logik gelernt, ehe er hinter den Ohren trocken, d. i. 40 Jahre alt geworden. Ich sagte, die Logik lerne Niemand aus Regeln, sondern aus der Uebung. Der Franzos sage: Les affaires font l'homme. Spezimina der Logik ausarbeiten könne man wohl, aber die Logik so zu lernen, daß man in allem Thun logice handle, sei auch im 40sten Jahre noch zu frühe. Er war sehr zufrieden mit meiner Antwort. — So wollte ich denn jene Vorlesungen halten. — Die Studiosi in Sachsen sind aber gewohnt, sich Alles in die Feder dictiren zu lassen, und Baumgarten hatte damals schon einen großen Anhang, so daß ich mit meinem Vorhaben zu dieser Zeit nicht reüssiren konnte. Ich übte mich mit einem Kabbalisten, einem Juden in Halle, in dem Buche Ezchajim und kaufte das Manuscript theuer.

Nach einem halben Jahre entschloß ich mich, zu dem Grafen Zinzendorf nach Herrnhut zu gehen. Als ich dort ankam, hörte ich die Leute reden, und nach geendigter Rede sprach ich: O ihr lieben Leute! ich höre aus Allem, daß ihr nicht auf der heiligen Schrift, sondern auf des Grafen Liedern besteht. Sie entschuldigten sich, sagend, es sei nicht also; dessenungeachtet aber, als ich dem Herrn Grafen aufgewartet, gaben sie mir die besten Worte, bei ihnen zu bleiben. Mir gefiel an dem Grafen, daß er Jedem seine Begriffe hat stehen lassen und zufrieden war, wenn Einer nur sich selbst consequent lebte. Ich schrieb da Halophyli Irenäi aufmunternde Gründe. Unter der Hand tendirte der Graf doch, mich in alle seine Gesichtspunkte hinein zu stellen. Ich aber sagte je und je, daß ich von ihrer Sprache nicht ein Wort annehmen und gleichwohl ihre Gemeinschaft lieben wolle.

Bei meiner Rückkehr nach Tübingen befliß ich mich äußerstens, alle meine Kräfte in Gott gesammelt zu halten und insonderheit

derheit, wie Plato räth, mit so gesammeltem Geiste schlafen zu gehen, damit mich keine Imagination oder böse Lust im Schlafe überfalle. Und ich kann in Wahrheit sagen, daß ich so verschlossen und verwahrt schlief, als wenn mich der Schild Gottes besonders deckte. Bülfinger aber, der von St. Petersburg zurückgekehrt und Professor der Theologie geworden war, gab mir auf, über die angewandte Mathematik mit den Candidaten Stunden zu halten; dadurch wurde meine Einfalt auf Gott im Schlaf unterbrochen. Meine Unerfahrenheit in den innern Wegen brachte mich in die Phantasie, als ob mich das Studium an der innern Reinigkeit und Keuschheit des Herzens hinderte. Ich beeiferte mich demnach dahin, weil ich meines Vaters Erbgut in Händen hatte, wiederum hinweg zu reisen und der **Philosophiae sacrae** allein obzuliegen. Inzwischen kam der Graf Zinzendorf, und suchte ein **responsum theologicum** zu Tübingen. Bülfinger fragte mich, ob der Graf es redlich meine? Ich sagte darauf: es gehe Alles bei ihm auf Jesu Gemeinschaft=Sache los, so viel wisse ich, aber die menschlichen Nebendinge können wir nicht genug voraussehen. Man ließ demnach den Grafen sogar als einen Candidaten der Theologie auf die Kanzel. Mit Zinzendorf reiste ich dann wieder von Tübingen ab; hernach aber reiste ich allein, sagend, ich wollte schon kommen.

Ich kam über Erfurt, und wurde unweit des Ortes mit einem Bauersmann bekannt, der die Centralbeschauung haben sollte, über welche ich in der Uebersetzung der Therese von Bourdeaux ausführlich geschrieben habe *). Dieser Bauer war ein außerordentlicher Mensch, hieß Markus Völker, von ungeheurer Muskelstärke, so daß er mit der Hand einen Wagen emporheben konnte; groß von Person, ungemein lieblichen und ernsthaften Gesichts. Sein Großvater war ein österreichischer Graf und Oberster ohne Güter, im Krieg hieb ihm ein Türke die obere Hirnschaale, ohne Verletzung des Hirns, hinweg.

*) Man vergl. auch Jacob Böhms Leben.

Daher konnte er nicht mehr dienen, kaufte sich also von seiner Börse, so er noch davon getragen, einen Bauernhof, nahm ein Bauernweib und zeugte Kinder. Unter diesen war der Vater des Markus Völker. Dieser zeugte 12 Kinder, welche in Bergwerkssachen großen Gewinn und Wissenschaften hatten. Er war das jüngste Kind, ward wegen seines Vaters frühzeitigem Tode versäumt, lernte weder lesen noch schreiben, mußte als Roßjunge dienen, und auf dem Felde ging ihm das innerliche Gesicht auf, worin er erstlich die **Fata** seiner Geschwister wie Joseph sah, nicht im Traume eines Schlafenden, sondern eines Wachenden. Man sagte mir von ihm, daß, wie er im Rußbroch gelesen, er gefunden habe, daß er eben diese Charaktere an sich habe, womit der erleuchtete und bescheidene Rußbroch sein eigenes Portrait entworfen. Nach diesem Portrait habe ich Markus Völker geprüft, und der Mühe werth gehalten, eine gute Zeit bei ihm zu sein, und seine Centralbeschauung, die er mir erzählt, zu prüfen. Es war bei ihm viel Natur, aber auch viel Gnade, und eine ungemeine Demuth und bescheidene Höflichkeit; große Einsichten unter der plumpesten Bauerndecke. Seiner Fehler aber, die aus Mangel des schlußmäßigen Ueberlegens hergekommen, waren sehr viele; und da sah ich, wie leicht ein Mensch, der die inwendige Ruhe schmeckt, dahin verfällt, die Mäßigkeit der stückweis gehenden Erkenntniß zu verachten. Und doch ist uns die vernünftig und stückweise gehende Art zu denken fast nöthiger zum Stückwerk, als das vollkommene, bilderlose Centralwerk. Arnd wäre ungeschickt geworden zu der Bescheidenheit in seinen Geschäften, wenn er vor der Zeit gesehen hätte, was er am Ende seines Lebens gesehen. Ich sagte dem Markus Völker oft, er fehle, daß er Alles unmittelbar von Gott haben wolle; daß er das Empfangene nicht bewahre, indem er es sich stückweise in Worte bringe; daß er Vernunft verachte; aber er war unfähig zu behalten, was er doch etliche Augenblicke vorher begriffen, so sehr war er in die Centralweise des Geistes vertieft. Er war nur müde, sein verdientes Geld, das er als Fuhrmann erworben, vernünftig zu bewahren. Der Rechnungsverstand und

Centralverstand sind schwer zu vereinigen. — Ich redete ihn einmal also an: „Lieber Markus! aller Verlust und Unordnung in eurem Hause kommt aus Mangel der vernünftigen Ueberlegung; ihr ergötzet euch so sehr an dem süßen Genuß des Centri, daß ihr alles Wachen, Bewahren, Unterscheiden im Aeußeren versäumt, viel Gnade vergeblich empfahet, auch eure Fehler, aus Mangel der Reminiscenz in der Vernunft, euch nicht zu Nutze macht. Ihr sorget, wenn ihr Unterscheidung braucht in eurer Centralgabe, so verliert ihr sie. Es ist wahr, in der Zeit des anstrengenden Besinnens weicht dieser freie Fluß des Geistes; aber ihr müßt euch Zeit zu jenem, und Zeit zu diesem nehmen. Ihr wollt die Zeit, so ihr an der Uhrtafel sehet, selbst innerlich sehen. Ihr wollt den Löffel, den euch Gott einmal zum Essen gegeben, immer auf's Neue gegeben haben; das ist Unverstand, bei dem höchsten Verstand. Da versucht euch der Teufel nicht im Innern, sondern durch's Aeußerliche macht er euch im Innern irre." Er erkannte es, aber er konnte sich nicht viel corrigiren. — Er las viel in der h. Schrift, lernte von sich selbst lesen und schreiben, konnte die ganze Harmonie der Evangelisten zusammenbringen, und brachte sie sogar in eine Beschauung; aber er hatte der **Thuschiah** (der wesentlichen Weisheit) zu viel, und der **Daat** und **Thebhunah** (überlegender Logik in der Vernunft) zu wenig. Es wäre sehr viel zu sagen von dieser Sache, aber ich breche ab. Sokrates und Plato hatten die centralische Erkenntniß der Natur auch; aber sie wendeten eben so viel Unterscheidung und Bemühung an, ihre Fragen in Noten zu bringen, damit sie Alles nach der Hand wieder besehen konnten. Plato reiste solchen Leuten zu lieb sehr weit.

Von da reiste ich endlich wieder nach Herrnhut. Ich docirte da das Hebräische und Griechische über Jahr und Tag, und erklärte die Sprüche Salomo's, erreichte aber meinen Zweck nicht. Der Herr Graf hatte einen Plan, die halbe Welt Christo zu unterwerfen, und da war er viel zu jäh darauf, als daß ihn die heilige Schrift in mäßiger Erkenntniß hätte aus seiner Bil-

dermacherei ausführen können. Ich verließ unter viel ausgestandenem Kummer diese Gemeinde, und ging zuerst nach Leipzig und von da nach Halle, wo ich unter Junker Medizin studirte und dabei Vorlesungen aus der **Philosophia sacra** hielt. Von da ging ich nach Holland, und begab mich dann der medizinischen Praxis wegen zu **Dr.** Kämpf nach Hessen-Homburg. Dieser war ein besonderer Mann. Sein Lebenslauf ist von ihm selbst geschrieben und erbaulich zu lesen. Er wurde Hofprediger und Consistorialrath bei einer gräflichen Herrschaft, und als er Rezepte verschrieb, war er sehr glücklich in den Kuren, daher ihn der Herzog von Zweibrücken zum Leibmedico machte. Er war damals das Haupt der dortigen Inspirirten, und zugleich Separatist, aber ein solcher, der eine Gemeine nach der ersten Einsetzung zu formiren suchte.

In Hessen-Homburg traf ich einen Karäer, einen Juden, an, der war ein redlicher Israelit, hatte vom Messia erhabene Gedanken und sagte: Messias müsse nicht nur Wunder thun, sondern ein neues Herz geben können. Weil er nun ein Karäer war, achtete er weder Talmud noch Sohar, weder Tradition noch Kabbala, sondern wollte seine Sprache allein aus heil. Schrift formiren. Er redete so rein und vernehmlich, als ich noch nie gehört; geistliche Discourse behielten sich selbst, so gar waren sie dem **sensui communi** gemäß. Ich machte daher den Schluß, wie leicht die Jünger Jesu ihres Herrn vernehmliche Reden behalten, da ich dieses Menschen schriftgemäße Gespräche so leicht und rein behalten konnte. Ja sie stellten sich mir von selbst, ohne Besinnen dar. Aus diesem Grunde liebte ich diesen Juden sehr, und er mich auch, versprach mir auch, wo ich wäre, mich einmal zu besuchen.

Bei **Dr.** Kämpf lernte ich nicht nur die Praxin der Medicin, sondern ich war auch sonst um anderer Ursachen willen gern bei ihm, indem er sehr viele Casus von allerlei Art in Bereitschaft hatte zu erzählen. Er wollte mich veranlassen bei ihm zu bleiben, und die Theologie mit der Medizin zu vertauschen; ich aber war noch ungewiß, was ich thun sollte. Seinen Grün-

den, mich von der lutherischen Kirche, als einem Babel, zu separiren, hielt ich nicht nur mein Buch von der Herunterlassung Gottes entgegen, sondern auch Bengels jus publicum divinum aus der Apokalypse. Was mit mir in jüngeren Jahren schon wegen der Inspirirten vorgegangen, das ließ mir nicht zu, mich seinen Beredungen preiszugeben. Ich hingegen legte ihm die Gründe des Bengelschen Systems so klar vor Augen, daß er einmal sagte: Hören Sie auf zu reden, Sie wollen mich aus meiner ganzen Führung herausrücken. Also ließ ich ihn gehen, und wir blieben in Frieden beisammen. Endlich aber, da ich die medizinische Praxin eingesehen, dachte ich wieder in's Vaterland zu reisen, weil ich doch keine gegründete Einigkeit unter allen auswärtigen Gemeinschaften antreffen konnte. Ich fand nirgends, daß Jemand auf die Grund-Ideen der Apostel und Propheten seine Gewißheit bauete, sondern daß jeder, nach seinem zu seiner Gesichtsstellung herabgebogenen Sinn der Schrift, allein auf der Führung Gottes bestand. Das ließ ich ihnen für ihre Person gelten, aber mich konnte es nicht beruhigen. Ich mußte immer die oben angeführten drei Säulen der reellen Gedanken haben. Ich bin, dieser Forderung an mich selbst auszuweichen, oft gereizt worden. Bald wäre ich zu viel auf die Grundweisheit der Natur gefallen, wie ich denn schon zu Wolf nach Marburg zu gehen mir vorgenommen, aber durch den 8ten Psalm wieder abgehalten worden. Bald wäre ich, um des Sinnes der heiligen Schrift willen, unter die Juden mit H. Schulze gegangen; bald wäre ich, Professor zu werden und damit dem Predigtamt auszuweichen, tendiret worden. Ich dachte hier an den notablen Zuspruch, den mir der gelehrte Wachter in Leipzig gab. — Er sagte zu mir: „Ich sehe, daß Sie gutes Muthes sind und ein fröhliches Herz haben; ich warne Sie, nehmen Sie doch ordentliche Dienste an, sonst wird Sie es reuen, wie mich auch. — Es ist besser, die gemeinen Wege gehen und sich Gott da brauchbarer darstellen, als in eigener Abgeschiedenheit.“ Dies drang mir sehr zu Herzen und fiel mir absonderlich jetzt ein. Ich sprach zu meinem Gott: „Was soll

ich thun? Ich weiß nicht, was das Beste ist, führe Du mich. Ich halte die Schmach Christi für größeren Reichthum, als die Schätze Aegyptens. Ich weiß, es wird mich gereuen, wenn ich in's Leiden der contradictorischen Arbeit gehe; aber, o Gott in Jesu Christo, höre mein Winseln und Seufzen alsdann nicht, sondern führe Du mich nach Deinem Rath der Herrlichkeit." — Mit dieser Fassung reiste ich nach Haus, und traf in Stuttgart ein. Weil mich aber das Consistorium wegen meiner Bücher und wegen andrer Sorglichkeiten über mich, gern hätte zum dritten Male aus dem Vaterland reisen sehen, so präsentirte ich mich, sagend: ich hätte allenfalls Medicinam studirt. Wenn die Herren Antistites mich für suspekt hielten, so möchten sie mich selbst zur Medicin verweisen. Allein sie gaben keinen positiven Ausschlag. So ging ich denn nach Tübingen, in meiner Ordnung als Repetent, und nahm statt des Göppinger Diaconats die kleine Pfarrei Hirsau (bei Calw) an, weil ich dachte, ich hätte mehr Freiheit, auf einer kleinen Pfarrei der Wahrheit nachzuspüren, als wenn ich mich in eine Gesellschaft begäbe. —

So weit die Erzählung aus dem Leben des seligen, hocherleuchteten Mannes. Zwar begann nun erst von hier an seine recht um sich greifende gesegnete Thätigkeit, aber in der weiteren Erzählung seiner innern und äußeren Lebensführung kommen eben Dinge vor, die sich nicht ganz für die engeren Grenzen, welche sich dieses Buch gesteckt, eignen würden. Besonders gehört dahin seine genaue Bekanntschaft mit dem Schulrector Schill in Calw, einem höchst merkwürdigen Menschen, welcher, auf Schwedenborgs Weise, Blicke in jene Welt gethan und im lebendigstem Rapport mit denen, die des Leibes ledig, gewesen, so wie einzelne Notizen über den Prälaten Oeßlin, welcher die Fürbitte für die Verstorbenen empfohlen. Selbst manche Züge aus seinem Verhältniß mit dem frommen Commandanten auf dem hohen Asberg (einem Vorgänger des seligen Rieger) sollen hier noch übergangen sein. Am wenigsten

aber würden sich in unsern Tagen Oetingers tiefsinnige und langwierige Arbeiten im Gebiet der Naturwissenschaft, — seine alchymistischen Studien und Entdeckungen, — zur allgemeinen Mittheilung eignen. Denn der Naturwissenschaft, bis sie sich zu einer neuen Entwicklungsperiode wird ausgeboren haben, gehet es jetzt wie hochbetagten, kindisch gewordnen Greisen — sie versteht manche der geistvollsten Arbeiten ihrer kräftiger anstrebenden Jugendzeit selbst nicht mehr. Oetinger nahm später, um dem trefflichen Bengel näher zu sein, die Pfarrei zu Schnaitheim bei Haidenheim an, während Bengel in Herbrechtingen war. Beide lebten nun viel innerlich und äußerlich zusammen, und manche höchst merkwürdige Erfahrungen und Entdeckungen in dem Gebiet der innersten Seelenkunde machten Beide schon damals gemeinschaftlich. Später wurde Oetinger Prälat in Murhard. Von seinen letzten Lebenstagen, und von dem Kindheitszustand, in welchem dieser große, ungemein thätige Geist seinen Vorsabbath auf Erden feierte, habe ich an einem andern Orte, in meinem „Wanderbüchlein" gesprochen.

6. Noch ein Brief.

So schreibt ein christlicher Bürgersmann in Württemberg an seinen Sohn, einen ausgezeichneten, würdigen jungen Theologen, der Eltern höchste Freude und Stolz, da ihm dieser etliche Wochen vor seinem Tode von dem entfernten Orte her, an dem er sich damals aufhielt, gemeldet hatte, daß er an unheilbarer Schwindsucht darniederliege und daß seine Auflösung nach dem Ausspruch der Aerzte, ganz nahe sei.

Brief des alten Wizenmann an seinen zum Sterben kranken Sohn.

Mein theurer, lieber Sohn!

Mich jammern Deine Umstände; weil es aber Gottes Sachen sind und wir nicht in den Rathschluß Gottes hineinsehen, so wollen wir als die wahren Streiter dem Herrn Jesu nachahmen, unser Kreuz auf uns nehmen im Leben, Leiden und

Sterben; und wenn wir einander in dieser Welt nicht mehr sehen, so werden wir doch einander in der Ewigkeit antreffen, wiewohl ich wünschte Dich noch einmal zu sehen. — Halte dich eben an Jesum, so wirst du wahres Vergnügen zu Deiner seligen Ruhe bekommen. — Du darfst glauben, daß Deine Mutter und Geschwister so geweint haben, daß man sie nicht mehr hat trösten können, bis sie ausgeweint haben. Was mich betrifft, so bist Du mir immer ein Jonathan gewesen und bist's noch. Ich behalte Dich lieb bis in mein Grab, und ich wollte gern, ich könnte mein Leben um's Deine geben. Doch was wäre es? Etliche Jahre wären bald verlaufen, dann käme die Reihe doch an Dich. Ich nehme also Abschied über Leben und Tod; laß es Dir nicht bange sein auf's Sterben; es ist nur eine kleine Uebergabe, so sind wir daheim. — Ich verbleibe

Dein getreuer Vater

Thomas Wizenmann.

Ludwigsburg 9. Jan. 1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Friedrich Ries in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schubert, Gotthilf Heinrich <<von>>,

Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde

Bd.: 2.

Leipzig 1849

Asc. 4365 c-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10267511-9